Wie machen wir unsere Kolonien rentabel?.

Paul Rohrbach




Dei
Sub Numine
Viget



WIE MACHEN WIR UNSERE KOLONIEN RENTABEL?

VON DR. P. ROHRBACH.

Wie machen wir unsere
▫ Kolonien rentabel? ▫

Wie machen wir unsere Kolonien rentabel?

Grundzüge eines Wirtschaftsprogramms für Deutschlands afrikanischen Kolonialbesitz

von

Dr. Paul Rohrbach,

vordem wirtschaftlicher Sachverständiger und Kommissar für das Ansiedlungswesen beim Gouvernement von Südwestafrika.

Halle a. S.
Gebauer-Schwetschke Druckerei u. Verlag m. b. H.
1907.

Inhalt.

1

Vorwort.

Um der Beantwortuug der Frage willen, die das Thema der vorstehenden Arbeit bildet, unternahm ich vom Dezember vorigen bis zum März dieses Jahres auf der Rückkehr von einem mehr als dreijährigen Aufenthalt im Reichsdienst in Südwestafrika eine Reise bis ins Innere von Kamerun und Togo. In Lome bekam ich das Preisausschreiben der National-Zeitung gerade über denselben Gegenstand zu Gesicht, und ich faßte den Gedanken, mich an dem ausgeschriebenen Wettbewerb nun auch formell zu beteiligen. Äußere Gründe haben es dann doch wieder verhindert, daß die Schrift dem illustren Preisrichterkollegium der National-Zeitung vorgelegt wurde. Wenn sie trotzdem ihren ursprünglichen Titel behalten hat, so ist das nicht nur deshalb geschehen, weil der Aufbau des Ganzen der Fragestellung gemäß angelegt war, sondern auch deshalb, weil das Thema in dieser Fassung tatsächlich auf populäre Weise den Angelpunkt unseres kolonialen Problems nach seiner wirtschaftlichen Seite hin bezeichnet.

Es fehlt die Behandlung von Kiautschou, von Neu-Guinea und den übrigen Kolonien in der Südsee. Der Grund dafür ist der, daß mir diese Gebiete bis-

her nicht aus persönlicher Anschauung bekannt sind. Ich habe es durch den Aufenthalt in dreien unserer Schutzgebiete — Südwestafrika, Kamerun und Togo — in eigner Erfahrung zur Genüge gelernt, daß es fast unmöglich ist, sich ohne die Grundlage einer wenigstens teilweise auf eigner Anschauung gegründeten Kenntnis vor Unvollständigkeiten wie vor schiefen, irreführenden Auffassungen zu hüten. Ich bin daher auch nur mit einem starken inneren Widerstreben an die Darstellung der Verhältnisse in Ostafrika, wo ich ebenfalls nicht gewesen bin, herangetreten. Weniger der Umstand, daß über Ostafrika eine verhältnismäßig reichliche Einzelliteratur existiert, als der, daß der frühere Gouverneur dieser Kolonie, Graf Goetzen, ein klares Wirtschaftsprogramm aufgestellt hat, ließ mich schließlich die Scheu vor der anschauungslosen Äußerung überwinden. Die innere Autorität, die den knappen wirtschafts- und verkehrspolitischen Darlegungen des Grafen Goetzen eigen ist, erscheint als eine sehr starke, und indem ich sie als Grundlage meiner Darstellung akzeptiert habe, glaube ich auf die sicherste Weise groben und grundsätzlichen Irrtümern ferngeblieben zu sein. Im Einzelnen muß ich für diesen Teil meiner Arbeit bei den Sachkennern um die Nachsicht bitten, die durch die Umstände als gerechtfertigt erscheint. Sollte es der Arbeit beschieden sein, auch neben den Schriften, die das Ausschreiben der National-Zeitung voraussichtlich noch auf den Plan gerufen haben wird, einen Platz in der kolonialen Literatur zu behaupten, so hoffe ich den Mangel der Anschauung für Ostafrika späterhin noch einmal heben zu können.

Für Südwestafrika, wo die Verhältnisse am schwierigsten zu verdeutlichen sind und wo meiner Überzeugung nach die Notwendigkeit einer kritischen Behandlung des ganzen Materials namentlich in der grundlegenden Besiedelungsfrage am größten ist, konnte ich mich auf eine im Rahmen dieses Büchleins bleibende kürzere Darstellung umso eher beschränken, als fast gleichzeitig mit diesen Zeilen ein größeres, Südwestafrika speziell behandelndes Buch von mir erscheint, auf das ich hiermit verweisen zu dürfen bitte.

Paul Rohrbach.

Einleitung.

Koloniale Rentabilität.

Das zweite Wort in den Debatten über koloniale Angelegenheiten, das die Gegner unseres Kolonialwesens bereit haben, ist: „unsere Kolonien rentieren sich nicht!“ Was heißt nun bei einer Kolonie Rentabilität? Die großen Kolonialstaaten zu Beginn der neueren Zeit: Venedig, Portugal, Spanien, verstanden darunter, daß der Kolonialbesitz bare Überschüsse für die Staatskasse zu liefern habe. Das war, von anderen Motiven abgesehen, das hauptsächlichste Ziel, um dessentwillen die Spanier und Portugiesen ihre Kolonialwirtschaft in Mexiko, Peru und Indien betrieben. Auf die Erreichung dieses wirtschaftlichen Erfolges hin war ihr ursprüngliches Kolonialsystem organisiert: die Ausrüstung von kolonialen Expeditionen mit dem Zweck der Gewinnung von Edelmetall oder anderen kostbaren Waren direkt aus Staatsmitteln, das System der Beteiligung des Fiskus an dem Ertrag privater Unternehmungen, die staatlichen Handelsmonopole bei bestimmten kostbaren Gütern usw. Da-

zu kamen Schiffspässe, Zölle, von den Bergwerken erhobene Abgaben, direkte Steuern der Untertanen in den Kolonien für die Staatskasse des Mutterlandes u. a. In diesem Sinne hat aber Kolonialpolitik für den unternehmenden Staat nur sehr selten sich bezahlt gemacht. Anfangs zwar hatte die portugiesische Regierung aus ihrem indischen Besitz bedeutende Überschüsse, aber kaum ein Jahrhundert nach der Auffindung Indiens deckten die dortigen Einnahmen nicht einmal die Verwaltungs- und Sicherungskosten an Ort und Stelle. Günstiger stand es mit Brasilien, aus dem Portugal bis zur Selbständigmachung dieses Staates nicht unerhebliche direkte Einnahmen bezogen hat: hauptsächlich Bergwerksabgaben. Auch Spanien hat nach den ersten großen Edelmetallbeuten bei der Eroberung der Gold- und Silbergebiete Peru und Mexiko immer noch einen mäßigen Überschuß für seine Staatskasse aus dem amerikanischen Besitz gehabt. Bedeutend war er aber nicht. Vereinzelt ließe sich dann aus der Kolonialgeschichte der übrigen Völker auch noch ein oder das andere Beispiel einer „Rentabilität“ des Kolonialbesitzes in diesem Sinne anführen. Viel häufiger aber sind diejenigen Fälle, in denen das Mutterland dauernde Zuschüsse für die Kosten der Verwaltung und des militärischen Schutzes in der Kolonie leisten muß. Bekanntlich hat Hollands niederländischer Besitz dem Staate direkt nicht selten bedeutend mehr gekostet als eingebracht. Auch gegenwärtig kann nicht davon die Rede sein, daß die indischen Verwaltungs- und Kriegskosten mit Sicherheit aus den dortigen Einnahmen bestritten werden könnten. Jahre des Defizits und des Überschusses

wechseln, und meist überwiegt das Defizit. Wollte man also, modern gesprochen, lediglich den Abschluß der kolonialen Etats für die Beurteilung der Frage zugrunde legen, ob eine Kolonie sich rentiert oder nicht, so würde die Antwort weitaus in den meisten Fällen eine rein negative sein, und zwar nicht nur dort, wo der Gesamtnutzen eines kolonialen Besitzes auch ohne weiteres für das öffentliche Urteil in Frage steht, sondern wie das Beispiel Niederländisch-Indiens zeigt, nicht selten auch in Fällen, wo niemand einen ganz bedeutenden, unabhängig von der direkten budgetmäßigen Rentabilität zu Stande kommenden Nutzen für das Mutterland in Abrede stellen wird.

Für die weitere Beschäftigung mit der Frage, wie die Rentabilität unserer Kolonien am besten zu entwickeln sei, wollen wir uns also vor allen Dingen klar machen, daß jene Vorstellung von der Erzielung unmittelbarer, direkt in die heimische Staatskasse abzuführender Überschüsse aus dem Kolonialbesitz, die immer noch bewußt oder unbewußt bei der Beschäftigung der öffentlichen Meinung mit Kolonialfragen eine große Rolle spielt, einstweilen ganz auszuscheiden hat. Es ist zweifellos wünschenswert und, von der Notwendigkeit größerer kriegerischer Aufwendungen abgesehen, auch das Normale und Notwendige, wenn eine Kolonie im Stande ist, die Kosten für ihre Verwaltung selbst aufzubringen. Die vollkommene Trennung der Ausgaben für die militärische Sicherung von denen für die Verwaltung und für die wirtschaftliche Entwicklung, wie sie z. B. in den westafrikanischen französischen Kolonien geübt wird, hat ihre Berechtigung für diejenige Periode, in der die

Gründungs- und Einrichtungskosten naturgemäß im Verhältnis zu den Gesamtaufwendungen noch besonders hoch sind. In diesem Falle sind einstweilen noch die meisten europäischen Kolonien im tropischen Afrika. Sehr viel, ja das meiste von den Gebieten, die auf der Karte englisch, französisch oder deutsch koloriert sind, kann vorläufig noch gar nicht als in Verwaltung genommen, ja überhaupt kaum als fest unterworfen gelten. Unter solchen Verhältnissen werden die Aufwendungen für die militärische Erforschung und Aufschließung, für die Niederwerfung von Aufständen und dergleichen, billig als allgemeine Gründungskosten für das koloniale Unternehmen gebucht und nicht dem jährlichen Kolonialbudget zur Last geschrieben. Sobald aber diese Periode vorbei ist, versteht es sich eigentlich von selbst, daß eine wirtschaftlich prosperierende Kolonie die bewaffnete Macht, deren sie zur Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit bedarf, ebenso gut wie ihre Verwaltungskosten und den Zinsendienst für ihre zu werbenden Zwecken aufgenommenen Anleihen selber bezahlt. Wir sprechen dabei natürlich von Kolonien im gewöhnlichen Sinne, nicht von rein strategischen Positionen, Kohlenstationen oder dergleichen, die an besonders wichtigen Punkten der Erdoberfläche von den überseeisch interessierten Nationen in Besitz genommen sind und deren Sicherung oft so bedeutende Kosten verursacht, daß an eine Bezahlung aus eigenen Mitteln nicht entfernt gedacht werden kann. Englands eigene Einnahmen von Aden reichen nicht zum kleinsten Teile zur Bestreitung des Aufwandes aus, den der Besitz des Platzes verursacht. Trotzdem ist die politische

Notwendigkeit dieses Besitzes so zwingend, daß England ohne Bedenken auch noch bedeutend höhere Ausgaben für ihn machen würde.

„Wie machen wir unsere Kolonien rentabel?“ heißt also für uns: Wie bringen wir es dahin, daß unsere Kolonien zunächst die Kosten für ihre Verwaltung und für die Verzinsung ihrer notwendig werdenden Anleihen zu wirtschaftlichen Zwecken selbst aufbringen. Dies ist zunächst die Vorbedingung, die erfüllt werden muß, bevor von Rentabilität gesprochen werden kann. Die eigentliche Rentabilität besteht für uns dann darin, daß die Kolonie sich im allgemeinen wirtschaftlich entwickelt und wir als Gesamtnation von dieser Entwicklung einen entsprechenden materiellen und moralischen Gewinn haben. Dieser Gewinn kann auf verschiedene Weise entstehen. Er kann entstehen durch den direkten Güteraustausch, indem die Kolonie vermöge der Werte, die sie selbst produziert, im Stande ist, auf dem Markte des Mutterlandes als Konsument aufzutreten. Weiter liegt der Vorteil auf der Hand, der für uns dadurch entsteht, daß unsere Industrie gewisse Rohstoffe ihres Bedarfs, wie Wolle, Baumwolle und andere Gespinststoffe, Öle, Kupfer und sonstige Metalle, aus unseren eigenen Kolonien erhalten kann, und daß wir Nahrungs- und Genußmittel, wie lebendes und geschlachtetes Fleisch, Kakao, Kaffee usw., nicht auf fremden Märkten zu kaufen brauchen, sondern sie aus unseren eigenen Besitzungen beziehen können. Abgesehen von dem höheren Maße an wirtschaftlicher Unabhängigkeit, das wir gegenüber den fremden Völkern hierdurch erzielen, steigern natürlich die Summen, die

für den Ankauf jener Waren in unsere eigenen Kolonien fließen, deren weitere Produktionsfähigkeit und Kaufkraft auf unserem heimischen Markte. In diesem Sinne kann es für uns zwar auch von Vorteil sein, wenn ein fremdes Volk wohlhabend und durch seine steigende Wohlhabenheit ein immer besserer Käufer bei uns wird, aber es liegt auf der Hand, daß sowohl die Sicherheit als auch der unmittelbare Nutzen solcher Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonie größer ausfallen müssen, als zwischen fremden Nationen. Ebenso ist es ohne Zweifel als ein Stück kolonialer Rentabilität anzusehen, wenn unser kolonialer Besitz im Stande ist, einen Teil der deutschen überseeischen Auswanderung aufzunehmen und ein politisch mit dem Mutterlande geeintes, wohlhabendes und kräftiges, auch zahlenmäßig ins Gewicht fallendes Deutschtum jenseits der Meere zu entwickeln. Nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die politische Bedeutung einer auf diese Weise ausgestatteten deutschen Kolonie kann unter Umständen so groß werden, daß selbst die schwersten materiellen Aufwendungen für die Sicherung jenes Besitzes am letzten Ende leicht erscheinen gegenüber dem allgemeinen Nutzen, den wir als Nation davon haben. Im allgemeinen werden also die Produktionsstatistik und die Handelsbewegung einen Maßstab für die Beurteilung der kolonialen Rentabilität in diesem Sinne abgeben.

Wenden wir uns nun der Frage zu, welche Mittel und Wege uns zur Verfügung stehen, um die Produktion und die Aufnahmefähigkeit unserer Kolonien gegenüber dem jetzigen Zustande noch weiter zu ent-

wickeln, so müssen wir uns vor allen Dingen darüber klar sein, welches in den einzelnen überseeischen Gebieten, die wir besitzen, die natürlichen Bedingungen für die ökonomische Entwicklung der Verhältnisse sind. Weder auf kolonialem noch auf sonstigem Gebiete können Versuche Erfolg haben, deren Zweck und Methode nicht denjenigen Voraussetzungen entspricht, die zunächst von der äußeren Natur eines Landes für alle wirtschaftlichen Unternehmungen auf seinem Boden vorgeschrieben sind. Die Gefahr, in dieser Beziehung Irrtümer und Mißgriffe zu begehen, ist für uns insofern nicht gering, als es bei uns nur erst wenige gibt, die mit der besonderen Eigenart überseeischer, sei es tropischer, sei es subtropischer Länder vertraut sind und praktische Erfahrung, sei es in ihrer privatwirtschaftlichen Ausnützung, sei es in der Aufwendung öffentlicher Mittel, zur Schaffung wirtschaftlicher Werte und Produktionsgelegenheiten in solchen Gebieten besitzen. Der deutsche Beamte, Ansiedler, Kaufmann geht in der Regel nur mit einer geringen oder überhaupt mit gar keiner praktischen Anschauung überseeischer Verhältnisse hinaus, und er tritt drüben auch nicht, wie es z. B. in den englischen Kolonien der Fall ist, in einen großen, seit alters durch Erfahrung und Erfolg gefestigten Kreis, in der Verwaltung, wie in den wirtschaftlichen Unternehmungen, sondern er findet drüben auf deutschem Boden die Dinge erst im Werden. Mag es sich um die allgemeine Verwaltung handeln, um die Frage, ob Groß- oder Kleinbetrieb besser ist, um die Behandlung der Eingeborenen, um den Nutzen bestimmter wirtschaftlicher Anlagen, um die Zucht

dieser oder jener Tierrassen, um die Plantagenkultur oder irgend etwas anderes: überall wogt noch der Streit der Meinungen auf und ab. Überall liegen noch offensichtliche Mißgriffe und Fehlschläge vor; selten sind die gemachten Erfahrungen und erzielten Erfolge bereits zweifellos und schlagend, und viel zu gering ist noch die Zahl derjenigen, deren Rat und Führung sich der Neuling unbedenklich anvertrauen kann.

Auf die Erkenntnis der Natur eines Landes kommt es vor allen Dingen an, wenn eine Kolonisation in ihm Erfolg haben soll. Betrachten wir daher, bevor wir bestimmte Maßnahmen irgend welcher Art für die Hebung unserer kolonialen Rentabilität vorschlagen, erst in Kürze die natürlichen Voraussetzungen der kolonialen Wirtschaftsführung in unseren überseeischen Gebieten und zwar zunächst in den westafrikanischen Kolonien und darnach in Ostafrika.

Erstes Kapitel.

Die Naturverhältnisse der afrikanischen Kolonien.

Südwestafrika.

Südwestafrika ist ein subtropisches Steppengebiet und zeigt in seiner ganzen Natur die stärkste Verwandtschaft mit der übrigen südafrikanischen Ländermasse außerhalb des Gebietes der vom indischen Ozean kommenden Steigungsregen, d. h. mit dem größten Teile des Kaplandes, der Kalaharisteppe, den früheren Burenrepubliken und Süd-Rhodesia. Die charakteristische Eigentümlichkeit dieser Gebiete ist ihre große Trockenheit. Die Trockenheit ist bedingt erstens durch die geringe absolute Regenmenge, zweitens durch die Zusammendrängung der an sich nicht bedeutenden Niederschläge innerhalb weniger Monate des Jahres, drittens durch die starke Verdunstung, viertens durch die besonders große aufsaugende Kraft des Bodens gegenüber den niedergegangenen Regenmassen infolge seines durch die Macht der Verwitterung erzeugten durchlässigen Zustandes.

Tatsächlich stehen diese vier Faktoren sowohl unter einander als auch mit einer Reihe anderer geo-

graphisch-physikalischer und klimatologischer Tatsachen in enger Wechselbeziehung. Deren Erörterung würde aber an dieser Stelle zu weit führen, und es mag daher für den praktischen Zweck, den diese Abhandlung verfolgt, genügen, den Sachverhalt, so wie er sich dem gewöhnlichen Beobachter an Ort und Stelle darstellt und für alle wirtschaftlichen Absichten und Maßnahmen praktisch in Betracht kommt, klar hinzustellen.

Die Trockenheit Südwestafrikas bedingt zunächst, daß dieses Land keine Flüsse hat. Die beiden Grenzflüsse gegen die Kapkolonie und gegen das portugiesische Angola, der Oranjefluß und der Kunene, bleiben so gut wie außer Betracht. Sie entspringen beide in Gebieten stärkeren Niederschlages, und die von ihnen geführte Wassermenge verringert sich je weiter gegen den Unterlauf desto mehr, so daß schließlich nicht allzu viel bis ins Meer gelangt. Auch der Okavangofluß im äußersten Nordosten der Kolonie, der noch am ehesten eine gewisse Bedeutung für Bewässerungskultur erhalten könnte, liegt vorläufig, so lange keine Eisenbahn bis in sein Gebiet führt, zu weit ab, um praktisch nutzbar gemacht werden zu können. Zwar gibt es mehr oder minder ausgearbeitete Flußbetten im Lande, in denen während der Regenzeit und unter besonderen Umständen auch noch eine kurze Zeit nachher Wasser fließt. In der Regel beschränkt sich dieses Fließen, das sogenannte Abkommen des Wassers, aber auf wenige Tage oder Wochen, oft genug sogar nur auf einige Stunden. In Europa und anderen ähnlich gearteten Niederschlagsgebieten steht der Wasserstand in den Flüssen

in engem Zusammenhang mit dem allgemeinen Grundwasserstand. Der Spiegel eines Flusses kann sich auf die Dauer nicht wesentlich über dem Stande des Grundwassers in dem von ihm durchströmten Gebiet halten, weil sonst der zu Tal transportierte Wasservorrat, dem Gesetz des Druckes folgend, allmählich seitwärts und vorwärts versickern würde. In Südwestafrika ist das regelmäßig der Fall. Ein Grundwasserstand in dem Sinne, wie wir gewohnt sind, von einem solchen zu reden, existiert dort überhaupt nicht. Zwar finden sich auch in Deutschland Gegenden, in denen das Gestein des Untergrundes so durchlässig ist, daß das Wasser bis in sehr große Tiefen hinein verschwindet und Bohrungen daher schwierig oder wegen der zu hohen Kosten überhaupt nicht ausführbar sind, aber im allgemeinen wird man überall in praktisch erreichbarer Tiefe auf eine Wasser führende Schicht stoßen. In Südwestafrika ist das umgekehrte der Fall. Soweit die bisherigen Erfahrungen reichen, gibt es hier Wasser führende Schichten in unserem Sinne nur ganz ausnahmsweise; vielmehr fließt der unterirdische Wasservorrat in Form von schmalen, an die natürliche, aber an der Oberfläche oft nicht wahrnehmbare Zerklüftung des Gesteins gebundenen sogenannten „Adern“ abwärts. Grundwasser ist nur in den Flußbetten vorhanden, und auch das nicht regelmäßig, sondern nur in dem Falle, daß es in dem betreffenden Jahr vorher genügend geregnet hat. Wo sich das abkommende Flußwasser in mehr oder weniger ebenen Gebieten mit nicht zu starkem Gefälle eine breitere und flachere Talrinde hat ausarbeiten können, da hat es in der Regel auch größere Mengen von

teils sandig-kiesigen, teils erdigen Ablagerungen, Schwemmland, abgesetzt. Diese wirken, wenn die Regenzeit eintritt, zunächst wie ein großer Schwamm und saugen das zu Tal geführte Wasser in sich auf. Da ein Kubikmeter Sandboden die Hälfte seines Volumens an Wasser aufnehmen kann und es sich bei größeren Revieren oft um ganz bedeutende Mengen von Schwemmlandboden handelt, so wird auf diese Weise sehr viel Wasser gebunden. Sind die angeschwemmten Massen nur flach, so verdunstet das aufgesaugte Wasser schon in kurzer Zeit wieder und der Boden wird so trocken wie vorher. Wo es sich aber um tiefgründigere Ablagerungen handelt, zumal solche, die in den unteren Lagen Kies und grobe Sande und darüber ein feinkörniges erdiges Material aufweisen, da bleibt das aufgespeicherte Grundwasser in der Tiefe das ganze Jahr hindurch zum großen Teile erhalten. Dieses in den streifenförmigen Flußalluvien aufgespeicherte Wasser nennt man in Südwestafrika Grundwasser. Nach der Entstehung dieser Wasservorräte liegt es aber auf der Hand, daß es sich hier nicht um einen dauernden, über große Gebiete hin gleichmäßig verbreiteten und verteilten Vorrat handelt, sondern nur um vorübergehend gefüllte, räumlich beschränkte und einem fortgesetzten Verlust unterliegende Reservoire. Erstens bewegt sich das Wasser in dem Schwemmlandstreifen, wenn auch nur sehr langsam, talwärts, ohne gleich unseren europäischen Flüssen auch außerhalb der Regenzeit aus bestimmten Quellgebieten einen dauernden Nachfluß zu erhalten. Zweitens geht ein Teil durch Versickerung nach den Seiten und in die Tiefe verloren, drittens endlich

wirkt die aufsaugende Kraft der freien Verdunstung aus den oberen ausgetrockneten Schichten fortgesetzt auf die tieferen, wasserhaltigen Lagen, die auf diese Weise langsam aber sicher immer mehr von ihrem Vorrat an die extrem trockene und daher im höchsten Grade nach Wasser begierige Luft abgeben müssen. Man darf sich also nicht vorstellen, daß Brunnen und sonstige Bewässerungsanlagen in und neben einem Flußbett aus einem unendlichen Vorrat schöpfen können. Das ist nicht der Fall. Ihre Ergiebigkeit ist davon abhängig, wie breit und tief die Wasser führenden angeschwemmten Schichten gelagert sind. Mit dem Wasserzufluß von oberhalb kann nur in geringem Grade gerechnet werden, da die Bewegung des Wassers selbst durch reinen Sand, der es noch am schnellsten hindurchläßt, eine viel zu langsame ist, um eine starke Entnahme durch Pump- oder Schöpfwerke ausgleichen zu können. Man muß also stets damit rechnen, daß eines Tages der Wasservorrat im Gebiet eines Brunnens oder einer Brunnengruppe erschöpft ist, und daß dann auf eine Wiederergänzung nicht früher als während der nächsten Regenzeit zu rechnen ist.

Wenn man sich diese Sachlage klar vergegenwärtigt, so wird man vor dem Irrtum bewahrt bleiben, als ob in Südwestafrika wenigstens auf dem Schwemmland der großen Riviere eine intensive Bewässerungskultur in großem Maßstabe getrieben werden könnte. Für Farmgärten und kleinere Kulturanlagen, die in der Regel nur einen Nebenbetrieb innerhalb einer größeren, auf die Viehzucht gegründeten Farm darstellen, wird es nicht schwer sein, einige Morgen Land

mit genügendem Grundwasser zu finden. Hier und und da an besonders begünstigten Stellen wird sich der Betrieb etwas erweitern lassen, unter Umständen selbst bis zur Anlage einer kleinen Anzahl von Heimstätten, deren Inhaber vorwiegend von der gartenmäßigen Bebauung einiger Hektar bewässerten Schwemmlandes ihren Unterhalt zu finden im stande wären. Immerhin wird man aber mit der Begründung solcher Heimstätten oder Kleinsiedlungen mit Rücksicht auf die unsicheren Wasserverhältnisse sehr vorsichtig sein müssen. Bei der starken Verdunstung vom bewässerten Lande ist der Wasserverbrauch für diese Art von Kulturen in allen trockenen Ländern ein sehr hoher — nach den gemachten Erfahrungen im Durchschnitt 1 Liter Wasser pro Sekunde und Hektar. Dazu kommt, daß man nicht mit Sicherheit in jedem Jahr auf genügenden Regenfall rechnen kann. Auch abgesehen von dem ganz kärglich mit Niederschlägen bedachtem südlichen Teile des Landes gibt es so außerordentlich regenarme Jahre, daß mitunter selbst im einstigen Hererolande kein Rivier bis zum Abkommen gelangt. In solchen Jahren versagen auch viele Brunnen im Schwemmlande der Flüsse, die sonst immer, auch bis zum Ende der Trockenzeit, Wasser zu halten pflegen.

Außerhalb der in den Flußtälern abgelagerten Alluvialstreifen gibt es also, wie gesagt, nur an ganz vereinzelten Punkten Grundwasserverhältnisse von der Art, daß sie den heimischen einigermaßen entsprechen. Im wesentlichen muß man nach äußeren Anzeichen festzustellen suchen, wo sich in der Tiefe, und oft genug in einer recht erheblichen Tiefe, eine wasser-

führende Ader befindet. Man hat in Südafrika gewisse empirische Kennzeichen dafür, daß unterirdisches Wasser im Gestein vorhanden ist: so gelten der Wildspargel, ferner eine gewisse binsenähnliche Grasart und der sogenannte Ebenholzbusch, als Wasser anzeigende Pflanzen. Tatsächlich hält sich der Wasser suchende Farmer zunächst an derartige Kennzeichen, und öfters mit Erfolg. In der Regel wachsen diese Pflanzen aber an Stellen, wo während der Regenzeit Wasser fließt, und wo daher ein größerer oder geringerer Vorrat davon durch feine Klüftungen oder Schichtfugen des Gesteins in die Tiefe dringen kann. Abseits von den Rivieren ist es auch für den erfahrenen Südafrikaner schwer, einen Punkt im Gelände zu bezeichnen, wo mit Erfolg in der Tiefe nach Wasser gesucht werden kann. Zweifellos würde eine gründliche geologische Durchforschung auch hier viele nützliche Fingerzeige geben, und in den wenigen Fällen, in denen es zu Untersuchungen durch wissenschaftlich erfahrene Geologen gekommen ist, haben sich auch Erfolge eingestellt. Nichts aber hat in Südwestafrika bisher so im Argen gelegen, wie die wissenschaftliche Landeserforschung.

Das Fehlen zusammenhängender Grundwasserschichten in Südafrika ist in erster Linie bedingt durch die außerordentlich große Durchlässigkeit des Gesteinsuntergrundes. Zum Teil ist diese Durchlässigkeit bereits mit der ursprünglichen Natur des Gesteins gegeben. So z. B. im Gebiet von Grootfontein. Hier dehnt sich im Verbreitungsbezirk des sogenannten Otavikalks ein großes Karstgebiet aus, in dem die niederfallenden Regenmengen mit einer solchen Ge-

schwindigkeit vom Boden aufgeschluckt werden, daß es nicht einmal zur Bildung von oberirdischen, wenn auch trocknen Flußbetten kommt, in denen wenigstens zu Regenzeiten etwas Wasser fließt. Die ganze Talbildung im Gebiet des Otavikalks hat mit der oberirdischen Flußerosion nichts zu tun, weil es gar keine oberirdisch fließenden, in bestimmten Betten, wenn auch nur vorübergehend, zusammengehaltenen Wassermengen gibt. Dagegen steht wahrscheinlich das ganze Gebirge in einer gewissen Tiefe voll Grundwasser. Hier ist also ein solches Grundwassergebiet im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs tatsächlich vorhanden. An zahlreichen Stellen, wo Einstürze in dem von unten her ausgewaschenen und aufgelöstem Kalk stattgefunden haben, ist dieser Grundwasserspiegel in Gestalt kleiner, tief und steilwandig eingebetteter Seebecken, oder auf dem Grunde enger und gewundener Schlote und Kamine, sichtbar und erreichbar. Auch im Ambolande, nördlich von der großen Salzpfanne, ist eigentliches Grundwasser vorhanden, aber es ist salzig. Das deutet darauf hin, daß sich hier eine unterirdische, von undurchlässigem Gestein eingeschlossene Mulde ausdehnt, in der das Grundwasser stagniert, also sich beständig durch die im Boden enthaltenen Salze an Salzgehalt anreichern muß. Die oberen Schichten des Ambolandes, durch die das Wasser bis auf die undurchlässige Schale hinabsinkt, sind samt und sonders sandig oder sandigkalkig.

Abgesehen von diesen besonders gearteten Auffangsgebieten findet das Regenwasser im ganzen übrigen Südwestafrika eine durch die Einflüsse der

Verwitterung auf das intensivste bearbeiteten, entweder frei daliegenden oder mit einer Sanddecke von wechselnder Mächtigkeit überschütteten Felsboden vor. Dieser Boden ragt zum Teil noch in Gestalt von großen Sandsteinplateaus oder Gebirgszügen und einzelnen Bergmassen, die aus Granit, Gneiß und alten Schiefern bestehen, empor, teils ist er durch die Verwitterung in gewaltigen Mengen abgetragen. Überall aber ist die Oberfläche bis zu einer stellenweise geradezu unglaublichen Art zertrümmert. Am Fuß der Berge und Plateaus ziehen sich kolossale Schutthalden entlang, deren Material alle erdenklichen Größen, vom häusergroßen Block bis zum feinsten Grus, aufweist und die das niederkommende Regenwasser geradezu mit Heftigkeit aufschlucken. Die Hänge der Gebirge, die Oberfläche der Plateaus, die gewaltigen denudierten Gesteinsflächen in der Ebene sind durch die Kraft der Verwitterung, durch den unausgesetzten Wechsel zwischen intensiver Sonnenbestrahlung und plötzlicher Abkühlung nicht nur an der Oberfläche, sondern bis in große Tiefen hinein derartig zersprungen und von feinen und feinsten Rissen durchsetzt, daß ein sehr großer Teil der Niederschläge auch hier zur sofortigen Aufsaugung und zum Versickern bis in große Tiefen hinein gelangt. Dort sammelt das Wasser sich, den inneren Zerklüftungsrichtungen, Schichten, Spalten und Verwerfungen des Gesteins folgend, zu einzelnen Adern, auf denen es dann in größeren oder geringeren Mengen sich bewegt. In seltenen Fällen geraten diese Gewässer in eine zu Tage ausgehende Spalte oder Fuge und treten dann als Quellen hervor: so die heißen Quellen von Groß- und Klein-Windhuk, bei

Rehoboth, Barmen, Warmbad und anderen Plätzen, das Quellgebiet am Waterberg, die Quellen bei Otavi, im großen Fischfluß bei Orab, in der Naukluft und sonst. Verglichen mit der Ausdehnung des ganzen Landes ist die Zahl solcher Quellen, auch wenn man die allerkleinsten, die oft nur tröpfelnd oder als bloße Anfeuchtung des Felsens sichtbar werden, mitzählt, sehr gering. Wahrscheinlich folgt die Hauptmasse des in der Tiefe zirkulierenden Wassers der großen Abdachung des Landes nach Westen zum atlantischen Ozean und vereinigt sich dort, ohne überhaupt je zu Tage zu treten, mit dem Meere. Es ist das um so eher anzunehmen, als je weiter nach Westen desto schärfer sich in der Wüste die innere Zerklüftung des Gesteins durch die täglichen Temperaturdifferenzen geltend macht.

Mit dieser durch die Natur unwandelbar bedingten Besonderheit des Landes muß der Ansiedler in Südwestafrika rechnen. Sie weist ihn so gut wie den Buren, der vor Jahrhunderten in langsamem Vordringen die westlicher gelegenen Gebiete, das Kapland, die Länder jenseits des Oranje und des Vaal, besiedelte, darauf hin, als Haupterwerb die Viehzucht zu betreiben. Ganz Südafrika, unser Anteil daran so gut wie der englische, ist mit Ausnahme der Wüsten und Felsengebirge bedekt mit einer Menge nahrhafter Futterpflanzen, Gräser, Kräuter und Büsche. Diese Vegetationsdecke erscheint an den meisten Stellen ärmlich im Verhältnis zu Deutschland oder Mitteleuropa. Das Gras bildet keine zusammenhängende Narbe, sondern es steht büschelweise; dazwischen wird der nackte, von Sand, Quarzbrocken oder sonstigen

Gesteinstümmern und feinem Grus bedeckte Boden sichtbar. Auch die Futterbüsche wachsen vereinzelt. Je weiter nach Süden, desto spärlicher und dürftiger wird das Weidefeld; es kommen Gebiete, wo man stundenlang über nacktes Geröll oder salzigen Tonboden reitet, auf dem überhaupt nichts wächst. Manchmal erscheint das Weideland der Farm überhaupt nur als solches, wenn man von fern darauf sieht und die in Wirklichkeit weit auseinanderstehenden Grasbüschel das Bild einer zusammenhängenden gelben Fläche vortäuschen. Kommt man dann näher und reitet darüber weg, so sieht man, daß die Kühe von einem Büschel zum andern oft mehrere Schritte machen müssen. Nicht überall ist die Weide so arm, und nicht selten ist sie in Wirklichkeit der Qualität nach reich, wo sie äußerlich arm erscheint. Aber fast nirgends kann sie sich mit einer gewöhnlichen deutschen Wiese an Reichtum messen. Es gibt Gegenden, wo ein Schaf 3, ja 6 Hektar Weideland im Jahr braucht, und es gibt solche, in denen ein Hektar für mehrere Schafe genügt. Im Süden wird ein Rind auf 50 Hektaren satt, und wenn es einmal ein Jahr nicht geregnet hat, dann reicht auch das noch lange nicht, und an begünstigten Teilen des Hererolandes wird es schon auf 5 und weniger Hektaren satt. Dazwischen liegen viel Übergänge. Niemand aber, der Südwestafrika kennt, wird je den Ausdruck „fruchtbar“ in irgend einem Teile auf dieses Land anwenden, außer vielleicht einmal irgendwo für ein kleines Stückchen gut bewässerten Gartenlandes, dessen Umfang im Vergleich zum Ganzen weniger als einen Punkt bedeutet. Trotzdem aber darf uns diese scheinbare

Armut nicht irre machen. Als Ganzes genommen kann das Land viele hunderttausend Rinder und viele Millionen Stück Kleinvieh ernähren. Sein Gras und seine Büsche sind sein Reichtum. Wenn auch auf dem Hektar nach unseren heimischen Begriffen nicht viel davon wächst, so gibt es doch 50 Millionen Hektar solchen Weidelandes, und diese Masse ist fähig, einen Ertrag zu bringen, der größerer Aufwendungen und eines bedeutenden Anlagekapitals wert ist. Man muß nur nicht den Fehler machen, in den immer wieder alle diejenigen, die Südafrika nicht aus eigener Anschauung kennen, so leicht verfallen: daß sie ihre in der Heimat gewohnten Anschauungen und wirtschaftlichen Voraussetzungen auf dieses trockene Gebiet übertragen, und selbst wenn man ihnen noch so bestimmt versichert, daß es dort mit der Ackerbaukultur größeren Maßstabes, in welcher Form sie immer auch geplant sei, einfach nicht geht, ihre durch Anschauung ungetrübte Überzeugung entgegensetzen, daß auf irgend eine Weise und mit irgend welchen besonderen Methoden doch etwas in dieser Richtung zu machen sein müßte.

Mit der Forderung, daß sich die wirtschaftlichen Hoffnungen und Maßnahmen in Südwestafrika vor allen Dingen der Natur des Landes anzupassen hätten, soll natürlich nicht gesagt sein, daß es im einzelnen nicht möglich wäre, durch zweckmäßige Anlagen eine bedeutende Verbesserung der natürlichen Verhältnisse zu erzielen. Es soll vielmehr damit nur gesagt sein, daß solche Verbesserungen sich grundsätzlich in der Richtung zu bewegen haben, daß sie als Hilfsmittel zur besseren und vollkommeneren Ausnützung der

Natur erscheinen. In diesem Sinne ist jede Brunnenanlage und jeder Staudamm ein Schritt weiter auf dem Wege, den gesamten natürlichen Futterreichtum des Landes seiner endgültigen Bestimmung, d. h. der Verwandlung in Fleisch, Wolle, Federn usw., zuzuführen. Wenn man sich allein mit den von Natur vorhandenen oder mit leichter Mühe in den Flußbetten neu zu öffnenden Wasserstellen begnügen wollte, so würde man nur einen kleinen Bruchteil des ganzen Landes als Weide ausnützen können, weil über eine gewisse Entfernung von den Wasserstellen hinaus das Vieh natürlich nicht getrieben werden kann und überall dort, wo große Landstriche wasserlos sind, eine Niederlassung überhaupt ausgeschlossen erscheint. Der von der Natur vorgezeichnete Weg wird erst dort verlassen, wo man versucht, einen Produktionszweig, der unter anderen Himmelsstrichen mit größerem Vorteil betrieben wird, durch Anwendung künstlicher Mittel in ein Land zu verpflanzen, dessen Bodenbeschaffenheit und dessen klimatische Verhältnisse auf andere Produktionszweige hinweisen. In Südwestafrika den Ackerbau in irgend einer Form zu einem Wirtschaftsfaktor ersten Ranges machen zu wollen, würde dasselbe bedeuten, wie in Norddeutschland die Befriedigung des Bedarfs an Weinen auf dem Wege der Eigenproduktion zu erstreben.

Der äußere Anblick des südwestafrikanischen Landes enttäuscht den Ankömmling zunächst schon dadurch, daß den großen Weidegebieten des inneren Hochlandes ein im Durchschnitt über 100 Kilometer breiter Streifen Wüste der Meeresküste entlang vorgelagert ist: die Namib. Die Namib ist ein ungeheures

Schuttmeer, das entweder vollkommen steril erscheint oder nur ganz dürftige Spuren von Wasser und Vegetation aufweist. Die Brandung und der Südwestwind haben mächtige, zehntausende von Quadratkilometern bedeckende Dünenketten von rotem Quarzsand aufin gehäuft. Die Verwitterung hat die Gebirge in der Namib, der Wüste, fort und fort benagt und erniedrigt, aber da in der Wüste kein Wasser fließt, so sind die Verwitterungstrümmer allesamt an Ort und Stelle liegen geblieben und hüllen jetzt die einst viel höher aufragenden Erhebungen wie ein um sie gebreiteter Mantel oft bis nahe an den Gipfel ein. Vielleicht gibt es gerade in dieser Region noch unbekannte Erzlagerstätten, und wenn solche eines Tages entdeckt und reich genug befunden werden sollten, so wird man sicher Mittel finden, auch unter diesen schwierigen Verhältnissen die Ausbeutung zu unternehmen. Einstweilen aber ist die Namib tot. Allmählich, aber stetig steigt das Land nach dem Innern zu an. Wo das Weideland beginnt, 100 bis 150 Kilometer von der Küste, beträgt die Meereshöhe fast durchweg schon mehr als 1000 Meter. Die durchschnittliche Erhebung des nördlichen Teiles der Kolonie beträgt etwa 1400 Meter, die des Südens etwas weniger. Nur gegen den Oranjefluß und gegen den Kunene sinkt die Höhe unter 1000 Meter hinab. Windhuk liegt 1700 Meter hoch; ausgedehnte Gebiete in seiner Nähe sogar 2000 Meter. Diese Höhenlage bedingt es, daß die klimatischen Verhältnisse im ganzen viel gemäßigter sind, als man nach der geographischen Breite erwarten sollte. Auf der Karte liegt der größere nördliche Teil des Landes sogar noch in den Tropen,

d. h. nördlich des Wendekreises; tatsächlich ist selbst in der heißen Jahreszeit von November bis März die nächtliche Abkühlung so bedeutend, daß die Wirkungen der Tageshitze dadurch in entscheidender Weise gemildert werden. Während der kühlen und trockenen Jahreszeit sinkt das Thermometer nachts sehr häufig unter Null. Die niedrigste bisher gemessene Temperatur beträgt etwa 12 Grad Celsius minus; Fröste zwischen 4 bis 8 Grad Celsius sind von Mai bis Oktober Nachts keine Seltenheit. Auch hierdurch werden empfindliche Kulturen, die keine Fröste vertragen, auch wenn sonst die natürlichen Bedingungen für sie vorhanden wären, ausgeschlossen. Die Höhenlage und die Lufttrockenheit rufen, zumal unter der Mitwirkung des Alkohols und großer körperlicher Anstrengungen, mit der Zeit leicht Herzbeschwerden hervor. Bei verständiger Lebensweise tritt aber in den meisten Fällen eine Gewöhnung an die trockene verdünnte Luft ein. Das Beispiel der Buren, die im Kaplande und den früheren Republiken unter genau denselben klimatischen Verhältnissen leben, beweist ja auch, daß jene Umstände der Akklimatisation der weißen Rasse an sich nicht im Wege stehen.

Jedermann, der Gelegenheit gehabt hat, den deutschen und den englisch-burischen Anteil an Südafrika mit einander zu vergleichen, bestätigt es immer von neuem, daß hüben und drüben dieselben natürlichen Verhältnisse, dieselben Voraussetzungen für das wirtschaftliche Leben und die allgemeine materielle Entwicklung gegeben sind. Für das Kapland und die früheren Republiken ist ein besonderes wirtschaftliches Moment durch die großen Minen von Kimber-

ley, Johannesburg und Pretoria hinzu gebracht worden. Wie es mit dem Mineralreichtum in Südwestafrika steht, wissen wir noch nicht. Für England war in den 80er Jahren die Überzeugung, daß Transvaal keine erheblichen mineralischen Reichtümer besitze, mit ein Argument dafür, es den Buren, nachdem die britische Annexion schon einmal erklärt war, doch wieder zurückzugeben. Unmittelbar darauf wurden die Goldfelder von Johannesburg entdeckt. Damals war Transvaal seit einem halben Jahrhundert von Weißen besiedelt und man hatte dauernd nach Edelmineralien gesucht. Solch ein Beispiel wird uns mit einem Urteil darüber, ob in Südwestafrika Ähnliches zu erhoffen oder möglich sei, zurückhaltend machen. Britisch-Südafrika war aber schon lange vor der Entdeckung der Diamanten- und der Goldlager ein wichtiges Wirtschaftsgebiet, und bei uns hat die Minenproduktion jetzt mit dem Abbau der Kupfererze von Tsumeb, Otavi und Otjisonjati energisch begonnen. Andere Lagerstätten sind bekannt und werden untersucht. Der oft von nicht kolonialfreundlicher Seite gehörte Hinweis, daß die Naturverhältnisse im deutschen und im nichtdeutschen Südafrika doch nicht dieselben seien, denn dort gäbe es Minen, hier aber nicht, und damit sei auch die Frage der ganzen wirtschaftlichen Zukunft fundamental verschieden zu bebeantworten, muß also sowohl prinzipiell als auch praktisch abgelehnt werden.

Kamerun.

Nichts kann verschiedener sein, als der äußere Anblick der Küsten von Südwestafrika und von Ka-

merun. Dort dehnt sich weit über tausend Kilometer lang ein vollkommen ödes Gestade: Sanddünen, Felsen, endlose mit vollkommen sterilem Gesteinsgrus oder mit Salzausblühungen bedeckte, vegetationslose Flächen. Hier steigt der tropische Urwald mit seiner erdrückenden Lebensfülle geradezu aus dem Meere auf, und Tagereise um Tagereise führt der Weg ins Innere immer und immer durch dieselben gleichmäßigen, in mehreren Stockwerken über einander turmhoch in die Höhe gebauten Massen einer dem Nordländer unglaublich erscheinenden Vegetation. Dennoch bildet dieser Urwaldgürtel im Vergleich zu der südwestafrikanischen Namib rein wirtschaftlich eine gewisse Parallele. Auch er ist, wie die Wüste, zunächst ein Hindernis für den Verkehr zwischen der Küste und dem produktenreicheren Hinterlande. Der Urwald ist kein eigentliches Produktionsgebiet, wenigstens nicht, so lange ihn keine schiffbaren Wasserstraßen oder Eisenbahnlinien erschließen. Er beherbergt Elefanten, deren Zähne ein wertvoller Handelsartikel sind. Aber die Elefanten werden allmählich ausgerottet und die Elfenbeinausfuhr kann an sich den wirtschaftlichen Gesamtstatus einer Kolonie nicht entscheidend beeinflussen. Er enthält Kautschuk liefernde Pflanzen, aber auch diese sind im Küstengürtel so gut wie vollständig durch den Raubbau verschwunden. Er enthält gewisse Striche, in denen die Ölpalme wächst, aber die Gewinnung des Öls und der Kerne für den Handel ist nur dort möglich, wo eine eingeborene Bevölkerung vorhanden ist und wo der Absatzort, d. h. die Verschiffungsgelegenheit, nahe genug ist, um den Transport dieser Ware, die keine hohen Beförderungs-

unkosten verträgt, auf den Köpfen von Trägern noch zu lohnen. Von all diesen Möglichkeiten im Urwaldgebiet ist in Kamerun keine von entscheidender Bedeutung. Unvergleichlich viel größer ist die Hemmung, die der Urwaldgürtel der Gesamtentfaltung des wirtschaftlichen Lebens der Kolonie durch seine schwierige Zugänglichkeit und Passierbarkeit und durch den Menschenmangel, der in ihm herrscht, verursacht. Die eigentlichen Urwaldgebiete sind so menschenarm und die Stämme, die in ihm wohnen, stehen vielfach noch auf einer so niedrigen Entwicklungsstufe, daß es nicht einmal möglich ist, für die Plantagen, die am Rande des Urwaldgebiets an der Küste angelegt worden sind, von hier aus die nötigen, verhältnismäßig noch sehr bescheidenen Arbeitermengen zu erhalten. Wenn man vom Kautschukhandel absieht, so liegen die zukünftigen Produktionsgebiete Kameruns überwiegend jenseits des Urwaldgürtels auf dem inneren Hochlande. Allerdings ist das ungeheure Waldgebiet von Südkamerun, das sich nur wenig unterbrochen von der Küste nach Osten und Südosten bis nach dem französischen Kongo hinzieht, immer noch ein bedeutender Lieferant für Kautschuk, und gegenwärtig nimmt der südkameruner Kautschukhandel noch eine beherrschende Stelle in dem wirtschaftlichen Gesamtbild der Kolonie ein. Dieser Kautschukhandel ist aber eine Sache für sich. Er kann nicht mit unbeschränkten Vorräten zur Gewinnung rechnen; nach einigen Jahren — mögen es nun 5, 7 oder 10 sein — werden die vorhandenen Mengen an wildwachsendem Kautschuk erschöpft sein. Dann muß die ganze Kautschukproduktion in Kamerun

auf eine andere Grundlage gestellt werden, wovon später zu handeln sein wird. Immerhin wird auch die zukünftige rationelle Gewinnung des Kautschuks voraussichtlich in erster Linie auf das große Waldland beschränkt bleiben. Auch die weitere Ausdehnung der spezifisch-tropischen Plantagenunternehmen, die an verschiedenen Punkten der Kameruner Küste gegründet sind, wird sich aus klimatischen Gründen innerhalb derselben halten müssen, wenn auch eine teilweise Verschiebung der Plantagenkultur von den jetzigen zu früh gewählten Standorten nach anderen, günstiger gelegenen wahrscheinlich ist. Das aber ist alles nicht entscheidend. Entscheidend ist erst die Tatsache, daß nicht die tief gelegene Waldregion in der Nähe der Küste, sondern das bedeutend höher gelegene Grasland im Innern die Hauptmasse der Bevölkerung von Kamerun enthält, daß es bedeutend günstigere klimatische Verhältnisse aufweist und daß es auch in jeder Beziehung viel vorteilhaftere Möglichkeiten und leichtere Aussichten für die Entwicklung einer mannigfaltigen wirtschaftlichen Produktion aufweist. Wie in Südwestafrika die Durchquerung der Namib mit mehreren Eisenbahnlinien die notwendige Voraussetzung dafür ist, daß die produktiven Innenbezirke wirtschaftlich entwickelt werden können, so muß auch in Kamerun der große Waldgürtel vor allen Dingen durchstoßen werden, um mit den begünstigteren Binnenlandbezirken in leichtere Verbindung treten zu können.

Kamerun baut sich von der Küste stufenförmig nach dem Innern zu auf. Dieser Aufbau ist im nördlichen und nordwestlichen Teile der Kolonie zu deutlicheren und größeren Formen entwickelt, als im Süden.

Die Höhendifferenz zwischen der Küste und dem Innern beträgt in Südkamerun im Durchschnitt nur 600 bis 800 Meter, in Nordwestkamerun dagegen das doppelte. Dem entsprechend ist die Scheidung zwischen Waldland und Grasland im Süden weit weniger scharf, als im Norden. Wie schon gesagt, ist Südkamerun eigentlich ein zusammenhängendes Urwaldland. Auch auf der obersten Plateaustufe kann man, wo der Urwald einmal etwas weniger entwickelt ist, kaum von eigentlichem Grasland, sondern höchstens von Parklandschaft sprechen. Nachdem der Anstieg von der Küste überwunden ist, sind die Höhenunterschiede über weite Strecken hin sehr gering. Die Flüsse in Südkamerun neigen auf dem Hochlande in hohem Grade zur Sumpfbildung, haben ein ganz unbedeutendes Gefälle und sind daher im Gegensatz zu den Stromschnellen der Küstenterassen vielfach schiffbar. Gegen die französische Grenze hin dehnen sich die Sumpfgebiete oft viele Tagereisen weit aus. Hier liegen die an Kautschuk reichen Wälder und hier wohnen die barbarischen menschenfressenden Stämme des Urwaldes. Natürlich ist unter solchen Umständen die Bevölkerungszahl nicht hoch. Die Dörfer liegen weit zerstreut im Walde, die Stämme sind wenig organisiert, haben keine kräftige Häuptlingsschaft ausgebildet und weisen daher auch nur eine geringe Arbeitstüchtigkeit auf. Tausende, ja wie es heißt, selbst Zehntausende von Quadratkilometern in Südkamerun sind von sogenanntem totem Busch erfüllt, d. h. sie sind vollkommen unbewohntes Waldland.

Im Norden sind der natürliche Aufbau des Landes und die durch ihn bedingten wirtschaftlichen Voraus-

setzungen von vorneherein mannigfaltiger und günstiger geartet. Gleich von der Küste steigt die ungeheure flach aufgeschüttete Vulkanmasse des großen Kamerunberges mit einem Umfang von mehr als hundert Kilometer an der Basis zu rund 4000 Metern Höhe empor. Zwar ist es nicht an dem, was anfangs bei der Anlage der ersten Plantagen auf den unteren, dem Meere zugekehrten Abhängen des Kamerunberges behauptet wurde, daß nämlich die Flanken des Berges in weitester Ausdehnung von einem tiefgründigen, aus der Zersetzung und Verwitterung der Lava hervorgegangenen Plantagenboden von erster Güte bedeckt seien. Man hat gefunden, daß die Verwitterung am großen Kamerunberge gerade an der vom Plantagenbau in Angriff genommenen Seite doch noch nicht so weit vorgeschritten ist, wie vordem angenommen wurde. Viele Pflanzungen haben unter dieser zu spät gekommenen Erkenntnis Schaden gehabt. Auch die Regenverhältnisse am Kamerunberg sind nicht durchweg so günstig für den Plantagenbau, speziell für die Kakaokultur, wie anfangs bei der Gründung der Pflanzungen angenommen wurde. Insbesondere macht sich das Fehlen einer bestimmten Trockenzeit bemerkbar. Immerhin bedeutet aber die gewaltige Erhebungsmasse des Berges in unmittelbarer Nähe der Küste an sich eine zweifellose Möglichkeit für mannigfaltige Kulturen, für die der wachsenden Höhenstufe entsprechend beinahe jedes beliebige Klima ausgesucht werden kann. Nur wird man es vermeiden müssen, gerade solche Gewächse anzubauen, die eine besonders tiefgründige Verwitterung verlangen. Bis über die Hälfte seiner Höhe ist

das ganze Massiv mit dichtem und hohem Urwald bedeckt; dann folgt die Zone des hohen Grases und dann die der nackten Steinfelder, des niedrigen Gestrüppes und der alpinen Kräuterflora.

Als die Pflanzungen am Kamerunberg angelegt wurden, hatte man noch keine Vorstellung davon, daß sich in östlicher Richtung landeinwärts sehr ausgedehnte Striche schon bedeutend älteren und stärker verwitterten Basalts erstreckte. Dieser Basaltboden fängt schon diesseits Mundame am Wuri, bei dem Dorfe Majoka, nur zwei Tagemärsche von Duala entfernt, an, und er erstreckt sich ununterbrochen, zuletzt allerdings von jüngeren Laven überlagert, bis über den Manenguba hinaus. Die kolossale Krateraufschüttung des Manengubamassivs bezeichnet das Zentrum einer ausgedehnten vulkanischen Zone im westlichen Kamerun, die nach ihren Bodenverhältnissen und nach ihrer küstennahen Lage dazu bestimmt ist, in der zukünftigen wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie eine große Rolle zu spielen. Der Manenguba unterbricht, indem er mit seiner ganzen Masse bis etwas über 2000 Meter und mit seinem oberen Kraterrand sogar bis zu 2300 Metern aufsteigt, den stufenförmigen Aufbau des Landes in bedeutsamer Weise und schafft durch seine Erhebung in Küstennähe eine Wiederholung aller der Vorzüge, die der Kamerunberg darbietet, ohne deren Unvollkommenheiten. Die rings um den Fuß des Berges in einem Gürtel von mehreren Tagereisen breit ergossenen, ganz langsam ansteigenden und überall, wo sich Aufschlüsse zeigen, mehrere Meter tief vollkommen verwitterten und zersetzten Basaltmassen bieten einen

für tropische Plantagenkultur merklich besseren Boden dar, als die bedeutend und weniger verwitterten stellenweise direkt steinigen Abhänge des Kamerunberges. Auch die klimatischen Verhältnisse sind günstiger, weil hier in größerer Entfernung vom Meere die Regenfülle nicht mehr eine so überreichliche und die für den Kakao z. B. unumgänglich erforderliche natürliche Trockenheit eine längere und ausgeprägtere ist. Diese natürlichen Vorzüge des Gebietes um den Manenguba werden sich bald für das Wirtschaftsleben Kameruns geltend machen, wenn erst die jetzt im Bau begriffene, auf etwa 170 Kilometer Länge tracierte Eisenbahn von Duala aus den Sattel erreicht haben wird, auf dem der Übergang in die Landschaft jenseits des Gebirges in etwas über 900 Metern Höhe geschieht.

Am Manengubagebirge beginnen mit dem Lichterwerden und allmählichen Verschwinden des Urwalds nach der Höhe zu die Bevölkerungszahl und die Intensität des Bodenanbaus bedeutend zuzunehmen. Aber hier fängt doch noch nicht das wirkliche Grasland an. Dieses wird vielmehr erst durch einen nochmaligen Aufstieg aus der tiefer gelegenen Ebene nördlich des Manenguba erreicht. Dieser Aufstieg führt uns auf die Höhe des eigentlichen Plateaus von Innerkamerun. Das große südafrikanische Hochland hat hier sozusagen seine nordwestliche Eckbastion, die besonders mächtig und steil aus dem vorgelagerten Tieflande emporsteigt. Wenn man von der Aufschüttung des Manenguba absieht, so beträgt die Höhendifferenz zwischen dem oberen Rand des Plateaus z. B. in den Landschaften Bali und Mbo gegen-

über der Urwaldlandschaft am Fuße des Abbruchs volle 1000 Meter. Der Anstieg auf den Karavanenpfaden nimmt daher auch die Arbeitsleistung eines Marschtages in Anspruch. Oben auf der Höhe breitet sich eine vollkommen anders geartete Landschaft vor dem Auge des Reisenden aus. Der Urwald ist verschwunden und an seine Stelle ist ein im Durchschnitt welliges, teilweise aber auch stärker bewegtes Gelände getreten, das mit mehrere Meter hohem, beinah fingerdickem Gras bedeckt ist. Die Baumvegetation ist im wesentlichen auf die Uferstreifen der Flüsse beschränkt. Die Bevölkerung ist für afrikanische Verhältnisse dicht. Der Boden besteht aus primärem, d. h. durch die Verwitterung des untergelagerten Gesteins an Ort und Stelle entstandenem Laterit. Die Natur des Laterits bringt es mit sich, daß der Boden auf den Höhen unfruchtbarer ist, als in den Senkungen und Talzügen, wo durch das vom Regen herabgeführte Material und die dort vorzugsweise angesiedelte Vegetation eine Anreicherung stattgefunden hat. Sehr bedeutsam aber ist es, daß sich innerhalb des lateritischen Graslandes in Nordwestkamerun auf dem Hochlande abermals eine ausgedehnte Region mit stark und tiefgründig verwitterter vulkanischer Gesteinsüberdeckung findet. Diese verwitterte Basalt- und Lavadecke erstreckt sich, soweit bisher bekannt ist, mit einem Radius von 100 Kilometern (stellenweise vielleicht noch mehr) um ein großes, durch massenhafte erloschene Kraterkegel bezeichnetes zentrales Ausbruchsgebiet südöstlich von Bamenda. Hier ist die eingeborene Bevölkerung außerordentlich dicht und der Anbau des Landes so intensiv, daß es stellen-

weise schwer erscheint, noch unbebaute, größere Flächen zu finden. An anderen Stellen ist aber auch noch sehr viel anbaufähiges Land von dieser Art vorhanden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hier, in den Baliländern, im Gebiet von Bamum, in Bagam, Bamenda und der ganzen ausgedehnten Gegend, die sich südlich von hier bis nahe an den Rand des Plateauabfalls erstreckt, alle natürlichen Voraussetzungen für eine wirtschaftliche Entwicklung großen Stiles vorhanden sind. Hier liegt zweifellos der Schwerpunkt für die Aussichten Kameruns in Zukunft. Namentlich spricht alles dafür, daß sich hier eine sehr ausgedehnte Baumwollkultur wird betreiben lassen. Die Baumwollpflanze ist dort seit alters in halbwildem Zustande heimisch und wird schon jetzt zu Gespinnsten und Geweben verwandt. Das entscheidende aber ist, daß eine zahlreiche und relativ arbeitsgewohnte Bevölkerung existiert, die überdies nicht, wie die kleinen und zersplitterten Stämme im Urwalde, so gut wie ohne politische und soziale Organisation dahinlebt, sondern in große Stämme, die mehr oder weniger fest in der Hand ihrer Häuptlinge liegen, gegliedert ist. Auch das Klima kann in dieser Höhenlage nicht mehr als tropisch bezeichnet werden. Selbst in der heißesten Jahreszeit, im Januar und Februar, fällt die Temperatur kurz vor Sonnenaufgang fast jede Nacht bis auf unter 15 Grad Celsius. Der Abfall ist also zwar nicht so bedeutend, wie in Südwestafrika, aber er reicht hin, um auch den Weißen merklich zu erfrischen und bei sonst vernünftiger Lebensweise in seiner Arbeitsfähigkeit zu erhalten. Es soll damit noch nicht be-

hauptet werden, daß es möglich sein wird, in diesem Gebiet der vulkanischen Bodenbedeckung auf dem Nordwestkameruner Hochlande weiße Einwanderer anzusiedeln, aber vollständig von der Hand zu weisen ist auch dieser Gedanke nicht, und wenn erst die Verkehrsverhältnisse, namentlich der Eisenbahnbau, weiter fortgeschritten sein werden und in politischer Beziehung die vollkommene Ruhe unter den Eingeborenen gesichert ist, so würde ein derartiger Versuch immerhin der Mühe wert sein.

Die weitere Fortsetzung des Graslandes gegen Osten, jenseits des Mbam, ist, was ihre Fruchtbarkeit betrifft, von Natur weniger begünstigt, als die westlicher gelegene vulkanische Zone. Hier im Gebiet von Ngambe und Joko beginnt die Region des eisenreichen Lateritbodens, der Regenwurmfelder und der typischen Galeriewälder. Der Eisengehalt des Laterits ist namentlich in den oberen Schichten so stark, daß sich stellenweise eine förmliche Decke von Lateriteisenstein, sei es in kompaktem, sei es in zertrümmerten Zustande, gebildet hat. Die Regenwurmfelder sind eine besondere Eigentümlichkeit des südlichen und mittleren Adamaua und seiner Grenzgebiete. Viele Quadratmeilen Land erscheinen zusammenhängend bedeckt mit kleinen steinharten Aufbauten in der Form von Pilzstengeln oder Hochöfen en miniature, von wenigen Zentimetern bis zu einem Viertelmeter Höhe. Dazwischen stehen manchmal zu Zehntausenden die ebenso harten, etwas höheren, vollkommen pilzförmigen Bauten einer besonderen Art von Termiten. Der Marsch durch hohes Gras über ein solches Regenwurmfeld gehört zu den schwierigsten

Zumutungen, die dem menschlichen Fußwerk überhaupt gestellt werden können. Es wird sehr schwer sein, die von dieser Art Gebilde bedeckten Höhen zukünftig einer Kultur zuzuführen. Anders dagegen steht es mit den Flußtälern. Diese sind im vulkanischen Bodengebiet so gut wie ausschließlich mit Dickichten der Raphia Vinifera, der Weinpalme, erfüllt, im Lateritlande aber mit richtigen Hochwaldstreifen. Zuweilen ist dieser Waldstreifen nur wenige Schritt auf beiden Seiten des Wasserlaufes breit, und man hat stellenweise tatsächlich den Eindruck, als ob der Bach unter dem dichten Laubdach wie durch einen Tunnel oder durch eine gedeckte Galerie fließt. Öfters aber verbreitet sich die Waldregion auch auf eine Viertelstunde, und in manchen Fällen noch bedeutend mehr. In diesen Wäldern bedeckt eine dicke dunkle humusartige Erdschicht den Boden. Der Humusreichtum in den Galeriewaldböden auf dem Hochland bildet einen Vorzug dieser Region vor dem großen Urwaldgebiet auf den küstennahen Stufen. Im Küstengebiet kommt es nur in sehr mangelhafter Weise zu Humusbildung. Zum Teil erfolgt unter dem Einfluß der tropischen Feuchtigkeit und Hitze die Zersetzung der absterbenden Vegetationsmassen, Blattwerk, umgestürzte Stämme usw., so schnell, daß dabei überhaupt nicht oder nur mangelhaft Humus entsteht. Zum Teil sorgen die in unendlicher Menge vorhandenen Ameisen aller Art und namentlich die Termiten (die keine eigentlichen Ameisen sind) für die sofortige Zerstörung dieses Materials. Auf dem Hochlande, wo es im Durchschnitt, namentlich in den Nächten, viel kühler ist, wo die Trockenzeit bedeutend länger

dauert und die Termiten nicht eine solche schlechthin zerstörende Rolle spielen, treten alle diese im küstennahen Urwald wirksamen Kräfte zurück. Zur Humusbildung dieser Uferböden trägt auch das meist sehr geringe Gefälle der Flüsse und Bäche im östlichen Graslandgebiet bei. Die Gewässer bilden hier für gewöhnlich nicht jene tiefen, schroff eingerissenen Schluchten, durch die man beim Marsch in der unteren Urwaldzone unausgesetzt auf und ab klettern muß, sondern sie fließen in breiten und flachen, stellenweise direkt sumpfigen Senkungen. Zwischen Joko und Ngila, etwas nördlich von dem großen Sanagastrom, passiert man eine Unzahl von solchen sumpfigen Flußläufen, zu deren Überschreitung Knüppeldämme bis zu mehreren 100 Meter Länge haben gelegt werden müssen. Die Waldzonen, die sich an diese Sumpftäler anschließen, sind öfters eine halbe Stunde breit. Derartige, in ihrem jetzigen Zustande versumpfte Waldbäche bieten für die Zukunft den günstigsten Boden für Reiskultur in großem Maßstabe dar.

Allmählich geht diese Gras- und Galeriewaldlandschaft nach Osten zu in das große Südkameruner Waldland mit seiner beinahe zusammenhängenden Waldbedeckung, seinen immensen Sümpfen und seiner verhältnismäßig schwachen Bevölkerung über.

Außer dem großen Hauptbevölkerungszentrum von Westkamerun, von Bamum bis zu den Bali-Ländern, hat man in neuester Zeit noch eine ähnliche, ziemlich ausgedehnte, sehr dicht bevölkerte und intensiv bebaute Landschaft zwischen dem Manengubagebirge und dem mittleren Sanaga gefunden: das Gebiet von Bati. Es sind noch keine Nachrichten

darüber vorhanden, was für eine Bodenart hier herrscht, und es erscheint möglich, ja wahrscheinlich, daß es sich auch hier an eine Fortsetzung des Gebietes der großen Basaltergüsse vom Manengubagebiet nach Osten hin handelt. Vielleicht haben wir es auch bereits mit einem Landstrich zu tun, der zum eigentlichen Hochlande und zum Ausdehnungsgebiet der vulkanischen Zone von Bagam und Bamenda gehört.

Gegen Norden senkt sich das große Hochland von Innerkamerun wieder zu der großen Furche des Benue und zum Becken des Tschadsees ab. Der Abfall ist stellenweise zwar sehr deutlich markiert, so z. B. im Osten nördlich von Ngaundere und im Westen durch den Abstieg von dem mächtigen Genderu-Randgebirge, dessen Wasserscheide in dem von Süden nach Norden hinüberführenden Paß 1500 Meter hoch liegt. Aber der Abbruch erfolgt doch nicht mit einer solchen Schroffheit, wie nach Westen und Süden auf der Balistraße, wo in einem Tagemarsche über 1000 Meter zu überwinden sind, oder von der Mbo-Ebene am Nordfuß des Manengubagebirges aus, wo der Höhenunterschied an einem Vormittag 800 Meter ausmacht. Der Norden des Hochlandes bildet den Süden von Adamaua. Je weiter nördlich, desto entschiedener vollzieht sich ein merkwürdiger Wechsel in den klimatischen Verhältnissen und in der äußeren Erscheinung des Landes. Süd-Adamaua ist noch das Land der Galeriewälder und der mehr oder weniger breiten Waldstreifen in den ausgedehnten, nahezu horizontalen Flußtälern. Zwar wird die Ölpalme, die weiter südlich (Bamum und die Landschaft am Oberlaufe des Mbam bilden ihr letztes großes Massenver-

breitungsgebiet gegen Norden) auf dem Hochlande noch in schönen und teilweise überreichen Beständen auftritt, immer seltener, und die grasbedeckte Kuppenlandschaft beherrscht immer mehr das Gesamtbild, aber der Wasserreichtum ist noch groß und Holz ist, wo man es braucht, genügend vorhanden. Allmählich aber tritt ein deutlicher Wechsel ein. Schon in Banjo noch diesseits des Genderugebirges müssen alle Hütten der ausgedehnten Stadt aus Gras gebaut werden, und die Balken für bessere Häuser werden mehrere Tagereisen weit herheigeschleppt. Die Trockenzeit überwiegt immer ausgesprochener über die Regenperiode des Jahres. Während im Küstengebiet der Urwald als eine einzige ununterbrochene Decke Berg und Tal gleichmäßig überzog und im Grasland die Grasvegetation mit Ausnahme der Galeriewaldstreifen und der bebauten Flächen Täler und Hügel einhüllte, treten jetzt zahlreiche nackt ausgewitterte Granit- und Gneisrücken zutage und bestimmen stellenweise vollkommen den Charakter der Landschaft im mittleren und nördlichen Adamaua. Die Flüsse zeigen in ihrem Wasserstand zwischen der Regenzeit und der Trockenheit einen so großen Unterschied, daß sie während der trockenen Periode oft ganz versiegen oder nur ein schmaler Wasserfaden durch ein ungeheuer breites Kies- und Sandgebiet sickert. Auch in der Zahlenverteilung der Bevölkerung ist Adamaua im Verhältnis zu dem mittleren und südlichen Kamerun ein ganz anders geartetes Gebiet. In der Urwaldregion ist die Bevölkerung an sich gering, wie schon öfters bemerkt wurde, und außerdem sehr ungleichmäßig verteilt. Große Gebiete sind überhaupt menschenleer.

Von Kribi, dem wichtigsten Landungsplatz an der Küste von Südkamerun, war noch bis vor kurzem der Wald mehrere Tagereisen ins Innere vollkommen unbewohnt, und es bedurfte besonderer Maßnahmen der Regierung, um hier zur Erleichterung des Karawanenverkehrs eine Anzahl Dörfer anzulegen. Im Gebiet der Gesellschaft „Süd-Kamerun" sind noch viel ausgedehntere Strecken unbewohnter, sogenannter „toter" Busch, wenngleich sich herausgestellt hat, daß in manchen Gebieten, die man früher für unbewohnt hielt, tatsächlich Dörfer existieren. Die Urwaldstämme sind mit Ausnahme einiger größerer Verbände, wie z. B. der Jaundes, der Makkas u. a., auch klein, und die politische Organisation ist äußerst locker oder so gut wie gar nicht vorhanden. Größere Handelsplätze im eigentlichen Urwaldgebiet sind sehr selten, und wo sie vorhanden sind, da liegen sie an der Grenzregion und verdanken ihre Entstehung den Haussas, den Fulahs oder den Weißen. Das Grasland von Mittel- und namentlich von Nordwestkamerun dagegen ist das Gebiet der großen festorganisierten Stämme, man könnte beinah sagen Staaten. Die Balistämme, die Leute von Bagam, Bamum, Ngambe, Bati', die Tikar, Wute und andere verwandte Völker dieses Gebietes, haben stadtähnliche Niederlassungen, große Dorfbezirke, die wieder von Unterhäuptlingen regiert werden, die in einem Lehns- oder sonstigem Abhängigkeitsverhältnis zum Oberhäuptling stehen; sie haben einen regelmäßigen Auszug der kriegsfähigen Mannschaft, sie kennen zum Teil ausgedehnte und schwierige Befestigungen mit Wall und Graben, und so fort. Das Wesentliche bei ihnen ist, daß nicht nur

die großen Niederlassungen, sondern auch das platte Land gut bevölkert ist. In den Bali-Ländern und in dem Gebiet der vulkanischen Böden weiter nach Westen ist das freilich in höherem Maße der Fall, als z. B. bei den Tikar und Wute. Hier gibt es große Strecken von Busch und Grasland, die keine Dörfer aufweisen, aber das rührt zum Teil daher, weil diese Grenzgebiete gegen Adamaua, das alte Herrschaftsgebiet der Fulahs, noch heute unter den Folgen der unausgesetzten Raubzüge und Sklavenjagden der Fulahherrscher von Tibati, Ngaundere, Banjo, Gaschaka usw. leiden. Kommt man aber nach Norden in das eigentliche Adamaua, so wird das Bild auch in dieser Beziehung ein merklich anderes. Die Städte dominieren bedeutend mehr über das Flachland. Zwar gibt es auch Dörfer, aber sie sind kleiner und dürftiger im Verhältnis zu dem südlicheren Grasland. Außerdem sind überall in das früher von den Fulahs unterworfene Land größere und kleinere Gebiete, Gebirgslandschaften, eingesprengt, in denen unabhängige Stämme, die sogenannten Heiden, wohnen. Diesen Heidenstämmen gehörte früher in ähnlicher Weise wie den Völkern des südlichen Graslandes das ganze Land, und sie besaßen darin zahlreiche Niederlassungen, größere Wohnplätze und sogenannte Farmdörfer. Dann kam zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Invasion der muhamedanischen Fulahs von Nordwesten her. Die Fulahs führten ein vollkommenes Feudalsystem ein. Bei der Eroberung des nach ihrem damaligen Heerführer Adama genannten Landes hatten sie ein doppeltes Interesse: einmal das Land selbst und dazu eine genügende Anzahl Untertanen zu be-

sitzen, die es für sie, die ritterlichen und kriegerischen Herren, als Untertanen und Hörige bebauten und den entsprechenden Teil des Ertrages an sie ablieferten. Das andere Interesse war das, daß auch noch vogelfreie heidnische Stämme genug übrig blieben, um Sklavenjagden zu machen. Der große Fulahstaat war nach dem Prinzip des Lehnswesens und der Tributleistung an den Lehnsherrn aufgebaut. Der Emir von Jola am oberen Benue, der seinerseits wieder in einer nominellen Abhängigkeit von dem sogenannten Fulahkaiser in Sokoto stand, war der Oberlehnsherr von ganz Adamaua, dessen Hauptmasse jetzt zu Deutschkamerun gehört, das sich aber mit seinen westlichen und östlichen Grenzgebieten auch noch bis in die englische und französische Interessensphäre hinein erstreckt. Unter Jola standen direkt die großen Fürsten, die von Ngaundere, Joko, Gaschaka, Garua, Bubandschidda, Marrua usw. Diese hatten wiederum Lehnsleute und die Lehnsleute wieder kleinere Lehnsleute u. s. f. Die Abgaben des Lehnsmannes an den Lehnsherren waren verschiedener Art: Lebensmittel, Waffen, Pferde, sonstiges Inventar für den Haushalt, Elfenbein, vor allen Dingen aber Sklaven. Der Sklave war die eigentliche Kostbarkeit, die Ware, die ohne weiteres weiter zu verhandeln, in Bargeld umsusetzen und in ihrer dem Herrn zur Verfügung stehenden Arbeitskraft schon unter diesem Gesichtspunkt dem Bargeld gleich zu werten war.

Unter diesen historischen Verhältnissen hat sich das heutige Bevölkerungs- und Besiedlungsgebiet von Adamaua entwickelt, und es liegt auf der Hand, daß es für die Heraufführung einer zukünftigen Periode

bedeutender wirtschaftlicher Prosperität ungünstigere Voraussetzungen darbietet, als die Gebiete der großen und kräftigen, unter ihren eigentlichen Häuptlingen lebenden Negerstämme in Nordwestkamerun. Dazu kommt, daß man in Mittel- und Nordadamaua bereits entschieden mit der gelegentlichen Knappheit des Regenfalles und der ausgedehnten Trockenperiode rechnen muß. Dafür ergibt sich aber die Möglichkeit einer teilweisen Bodennutzung nach der Art der großen Bewässerungsgebiete in Westasien und Nordafrika. In dieser Beziehung erscheint im Gebiet des oberen Benue bereits zum großen Teile der Übergang von der Wirtschaftsform des tropischen zu der des subtropischen Afrika, von den Regenländern zu den Bewässerungsländern, vollzogen, wenn es auch der geographischen Breite nach noch ein sehr weites Stück bis zur Nordgrenze des Tropengürtels ist. Das Tal des Benue und seiner großen auf deutschem Gebiet strömenden Nebenflüsse bietet sowohl mit Rücksicht auf die regelmäßige jährliche Überschwemmung der Uferstreifen, als auch mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer Irrigation aus dem noch zur Trockenzeit vorhandenen Wasservorrat zweifellos Gelegenheit zu umfangreichen Kulturen, vor allen Dingen zu Baumwollpflanzungen dar. Vielfach reicht aber auch noch der Regenfall selbst für die Baumwollenkultur aus. In der großen, konzentrisch gegen den Tschadsee zu abfallenden Senke, die teilweise bereits in das Gebiet der eigentlichen Sudanstaaten, Bornu und Bagirmi, gehört, verdichtet sich die Bevölkerung mit der abermaligen Änderung des Bodencharakters wieder bedeutend. Die massenhaften Granitrücken, die sterilen

Regenwurmfelder, der Lateriteisengrus und die kilometerbreiten Kiesstreifen an den Flüssen, wie sie in Adamaua herrschend waren, verschwinden, und das tiefgründige Schwemmland der Tschadseeniederung beginnt. Zwar ist unmittelbar um den Tschadsee herum ein breiter, im wesentlichen unbewohnbarer und unkultivierter, von undurchdringlichen Dornbuschmassen bedeckter Streifen vorhanden, der periodisch überschwemmt wird, aber dafür ist die Landschaft am deutschen Teile des Logonelaufs um so fruchtbarer und bevölkerter. In ganz Adamaua wachsen Baumwolle, Hirse und andere Kornarten, aber in der Schwemmlandniederung am Logone und gegen den mächtigen Schari hin gedeihen sie viel reicher und glücklicher. An Menge der Dörfer und der Bevölkerung und an Angebautheit des Landes können diese Gegenden mit dem Gebiet der vulkanischen Böden in Nordwestkamerun wetteifern. Hier liegt das zweite große Bevölkerungszentrum von Kamerun, und es kann in keiner Weise die Rede davon sein, daß eigentliche Logonegebiet im Austausch gegen irgend welche minderwertigen Striche zur Abrundung der Grenzen von Nordkamerun an Frankreich abzutreten. Allerdings sind diese Länder in der Nähe des Tschadsees bereits so weit von der Küste entfernt und der Handelsweg über den Benue ist sowohl durch die Beschränkungen des Wasserverkehrs auf weniger als drei Monate im Jahre, als auch durch die Unsicherheit des Verhältnisses zu den Engländern, die den mittleren und unteren Lauf des Benue beherrschen und dem deutschen über den Benue gehenden Handel natürlich unfreundlich gegenüberstehen, so zweifel-

hafter Natur, daß eine größere wirtschaftliche Entwicklung dortselbst erst in einer ferneren Zukunft möglich sein wird. Daß eine Eisenbahn das Tschadseegebiet erreicht, steht auf alle Fälle noch in sehr weiter Ferne. Das Nähere hierüber wird bei der Darstellung der Eisenbahnfrage zu sagen sein.

Von den fruchtbaren und bevölkerten Niederungsgebieten am Logone abgesehen, wird man dem Charakter Adamauas am ehesten gerecht, wenn man es, wie schon Passarge sich ausdrückte, als „Buschsteppe“ bezeichnet. Dabei muß nur insofern ein Unterschied gemacht werden, als das südliche Hochland und das nördliche Tiefland einen verschiedenen Habitus aufweisen. Adamaua ist bekanntlich kein geographischer Einheitsbegriff, sondern eine Bezeichnung rein politischer Herkunft. Man verstand und versteht darunter, wie schon erwähnt, das Landesgebiet, das ursprünglich von dem Fulahheerführer Adama erobert und von den Emiren von Yola in strafferer oder loserer Abhängigkeit beherrscht war, samt den Landschaften, die sich durch das Vordringen der Sklaven jagenden Fulahs allmählich nach Süden und Südosten daran angliederten. Mitten durch Adamaua geht eine wichtige physikalische Grenzlinie: der Nordabfall des großen Plateaus von Innerkamerun, das sich, wie wir sahen, als eine besonders vorgeschobene und erhöhte Bastion des großen südafrikanischen Hochlandes hier erhebt. Wenn man es z. B. von Südwesten nach Nordosten kreuzt, so liegt der Aufstieg am Rande der Mboebene nördlich vom Manenguba, der Abstieg hinter Ngaundere. Die Breite auf dieser Route beträgt etwa 350 Kilometer. Ngaundere, Tibati, Banjo

liegen von den Adamauastaaten auf dem Plateau; Gaschaka, Kontscha und das ganze Gebiet des oberen Faro und Benue liegen bereits in Niederadamaua. Oberadamaua ist in seiner physikalischen Beschaffenheit mehr mit dem Grasland verwandt, das auch die Südhälfte des Kameruner Plateaus beherrscht, Niederadamaua ist im eigentlichen Sinne die Passargesche Buschsteppe. Zu der mangelnden Fruchtbarkeit von Niederadamaua diesseits des Benue trägt außer der Masse von nackten, ausgewitterten Granit- und Gneisrücken auch einige zum Teil sehr ausgedehnten Sandsteinplateaus bei, die es erfüllen: so das Alantikagebirge und das Ssarimassiv. Diese sowie die Bergländer nördlich des Benue sind aber erst sehr mangelhaft bekannt.

Eine Frage von selbständiger Bedeutung, die mit dem wirtschaftlichen Wert im übrigen direkt nichts zu tun hat, ist natürlich die nach dem Vorkommen von abbauwürdigen Mineralien. In der Beziehung kann man nach den bisherigen Erfahrungen nur sagen, daß die Aussichten auf der Höhe des großen Plateaus aus geologischen Gründen gering sind, und daß für Niederadamaua noch keinerlei Anhaltspunkte für die Beurteilung der Frage vorliegen.

Togo.

Die dritte unserer westafrikanischen Kolonien ist von jeher ihrer ungünstigen Grenzgestalt wegen ein Schmerzenskind gewesen. Trotzdem hat gerade sie in wirtschaftlicher Beziehung beinahe von Anfang an insofern gut abgeschnitten, als es hier möglich gewesen ist, den allerdings durch keine Schutztruppe

belasteten Etat auf die kolonialen Einkünfte selbst aufzubauen. Man hat gesagt, Togo sähe aus wie ein Handtuch: lang und schmal, und es sei schon aus diesem Grunde von vornherein schwierig, die wirtschaftliche Selbständigkeit gegenüber den angrenzenden Nachbarn, England und Frankreich, zwischen die dieses schmale Land eingeklemmt liegt, zu behaupten. Die Ungunst der Lage wird noch dadurch erhöht, daß die Küstenentwicklung überaus kurz ist. Von Osten her schiebt sich das französische Dahomé, von Westen her die englische Goldküstenkolonie noch besonders mit einer Verlängerung ihres Küstengebiets vor das deutsche Hinterland vor, so daß bei einer durchschnittlichen Breite der Kolonie in ostwestlicher Richtung von ca. 250 Kilometern die Küste kaum den fünften Teil so lang ist. Es wurde daher von vornherein prophezeit, daß der Handel von Togo dazu bestimmt sei, nicht uns, sondern den englischen und französischen Nachbarn zu Gute zu kommen. Wie weit dieser tatsächlich sehr nahe liegenden Gefahr durch geeignete wirtschaftspolitische Maßnahmen erfolgreich entgegengearbeitet ist, werden wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit bei der Besprechung der eigentlichen kolonialen Wirtschaftspolitik zu untersuchen haben. An dieser Stelle handelt es sich vorläufig für uns nur um die Charakterisierung der durch die Natur gegebenen Voraussetzungen für das wirtschaftliche Vorschreiten der Kolonie.

Togo ist seinen Temperaturverhältnissen nach ein rein tropisches Land. Trotzdem bietet es größtenteils ausgeprägte Züge einer Steppenlandschaft dar. Diese Erscheinung ist bedingt durch die verhältnis-

mäßige Regenarmut, namentlich der küstennahen Striche. Über einem schmalen, nur wenige Kilometer breiten Uferstreifen, der augenscheinlich in einer geologisch nicht sehr weit zurückliegenden Vergangenheit noch vom Meere bedeckt gewesen ist, erhebt sich eine niedrige, im Durchschnitt nur 10—15 Meter ansteigende Küstenterasse. Von hier aus hebt sich das Innere des Landes langsam, so daß z. B. in Atakpame, ca. 170 Kilometer von der Küste entfernt, die Meereshöhe erst etwas über 300 Meter beträgt. Das Bodenrelief von Togo wird beherrscht durch die nicht sehr hohe, aber markante, die ganze Kolonie annähernd von Norden nach Süden durchziehende Schwelle des Togogebirges. Dieses ist ursprünglich ein Faltengebirge von hohem Alter. Allmählich aber hat es durch die fortschreitende Abtragung und Verwitterung stellenweise den Charakter eines Plateaurückens mit beiderseitigen steilem Abfall angenommen. Je weiter nach Nordosten, desto mehr verliert sich der Charakter des Gebirges als ein mauerähnlicher, das Land in ein diesseitiges und jenseitiges Gebiet scheidender Wall; die Masse verbreitert sich und löst sich in mehrere Züge auf, wobei die Bedeutung als Wasserscheide durchweg bestehen bleibt. Erst jenseits Bassari, hoch im Norden, durchschneidet die Kara-Senke den ganzen Gebirgsstreifen quer von Osten nach Westen. Die Höhen des Togogebirges erreichen selten den Betrag von 1000 Metern; die Paßhöhe, in der der Verkehr hinübergelangt, ist meist nur wenige hundert Meter hoch, aber trotzdem bietet namentlich in der südlichen Hälfte des ganzen Zuges der außerordentlich steile Anstieg von der Ebene aus

ein starkes Hindernis für den Straßen- und namentlich den Eisenbahnbau dar. Ein eigentliches Hochland existiert in Togo nirgends. Höher als bis zu 400 Meter überm Meere steigt das Land mit Ausnahme des Gebirges und einzelner isolierter Berggruppen überhaupt nicht auf. Diese einzelnen kleinen Gebirge und Kegel, wie z. B. der Agu in der Gegend von Palime, gegenüber dem Ostabhang des Togogebirges, sind, soweit die geologische Forschung bisher festgestellt hat, meist sogenannte Lakkolithen, d. h. feste Gesteinskerne, die im Laufe sehr langer geologischer Zeiträume aus einer ursprünglich viel höheren und mächtigeren Gesteinsdecke, die das ganze Land überlagerte, ausgewittert und in inselartiger Gruppierung stehen geblieben sind. Von einigen solcher kleiner Massive abgesehen, breitet sich Südtogo im ganzen als eine ausgesprochene Ebene zwischen den beiden Grenzflüssen, dem Volta im Westen und dem Mono im Osten, aus, und dieselbe Ebene setzt sich noch weit hin nach Dahomé und bis an das Goldküstengebirge hin fort. Westlich des Scheidegebirges wird der Charakter nur ganz im Norden der Kolonie etwas bergig; sonst bleibt der Eindruck der Ebene vorherrschend. Namentlich das weite Gebiet, in das man von Palime aus durch den über das Gebirge führenden Françoispaß und die Landschaft Boem gelangt und durch das sich in unzähligen Windungen ein großer Nebenfluß des Volta, der Oti, schlängelt, ist ein vollkommenes Flachland. Von der ebenen Natur auch in der Osthälfte des Landes zeugt es gleichfalls, wenn das Projekt einer Eisenbahnverbindung von Lome an der Küste bis

tief in das Gebiet von Sokodé in Nordtogo hinein mit einer Maximalsteigung von 1 zu 100, trotz der Überschreitung des nördlichen Teils der Togoschwelle zwischen Sokodé und Bassari, hat aufgestellt werden können.

Togo ist ein in seinem südlichen Teile ausgesprochen wasserarmes Baum- und Busch-Savannengebiet. Der Charakter der Landschaft wird durch hohes Gras und einen durch die jährlich wiederkehrenden Brände in seiner Entwicklung stark zurückgehaltenen Baumwuchs in dieser Grassteppe bedingt. An einzelnen Resten sieht man, daß in früherer Zeit möglicherweise auch in Südtogo eine starke Urwaldbedeckung bestanden hat. Am Fuße des Togogebirges zieht sich ein Streifen von alten und schönen Baumbeständen, sämtlich Arten, wie sie dem Urwald des tropischen Westafrika eigentümlich sind, hin, und an den Betten der Flüsse entlang, die vom Togogebirge herabkommend, in südöstlicher Richtung dem Mono oder der großen, nur durch eine sandige Nehrung vom Meere getrennten Togolagune zustreben, sieht man gleichfalls noch ganz stattliche Überreste des alten Waldes. Namentlich fallen mächtige Exemplare des in ganz Westafrika als tropischer Charakterbaum häufigen Baumwollen-, Seidenwoll- oder Kapokbaumes auf. Aber diese Waldstreifen verschwinden ihrer Ausdehnung nach gegenüber des Savanne, und nur in Boem gibt es noch einen größeren Bestand vom wirklichem geschlossenem Urwald. Es wäre eine interessante Frage, zu untersuchen, wodurch der von der wissenschaftlichen Forschung vermutete frühere Urwaldbestand diesseits und jenseits des Togogebirges

bis auf diese schwachen Reste vernichtet worden ist. Wahrscheinlich doch durch den Menschen. Togo ist verhältnismäßig dicht bevölkert, und die Eingeborenen leben so gut wie ausschließlich vom Ackerbau. Mancherlei Anzeichen, wie alte Dorfanlagen und ein großer Vorrat von alten steinernen Werkzeugen, die teils noch jetzt von den Eingebornen als ein Überbleibsel der Vorzeit verwahrt und verehrt, teils im Lande zerstreut bei Grabungen und der Umarbeitung des Bodens gefunden werden, lassen darauf schließen, daß die Bevölkerung hier eine sehr alte ist — wobei die Frage nach der direkten Stammesverwandtschaft der jetzigen Bewohner mit den früheren dahingestellt bleiben kann. Der Wald, der entsprechend der bedeutend geringeren Feuchtigkeitsmenge in Togo natürlich nie eine derartige kolossale Entfaltung gehabt haben kann, wie z. B. in Kamerun, ist also wohl im Laufe der Zeit der Rodung zum Opfer gefallen. Wenn man sich fragt, warum denn nun aber diese großen einst mit Wald bestandenen Plätze jetzt so unkultiviert — als Gras- und lichte Baumsavanne — daliegen, so ist die Antwort sehr einfach. Der Boden von Togo ist nicht reich. Auch heute noch machen es die Eingebornen so, daß sie nur eine Zeit lang ein einmal urbar gemachtes Feld bewirtschaften können; bald genug gibt es keinen Ertrag mehr, und ein neues Stück Land muß in Angriff genommen werden. Auf diese Weise sind nach und nach die Waldbestände ausgerottet worden. Vereinzelte Baumriesen und bisweilen auch eine lichte Gruppe von mächtigen Baumwollenstämmen sieht man auch heute noch abseits der Flußgebiete emporragen. Wo der Wald

verschwunden ist und die Bebauung des Bodens aufhört, da siedelt sich das hohe Gras an, das hier zwar nicht die riesenhafte Entwicklung wie im Kameruner Grasland erreicht, aber doch mehrere Meter hoch wird. Zwischen dem Gras wachsen die Savannenbäume, die in ihrer äußeren Erscheinung und ihrer Größe an den Wuchs unserer Obstbäume erinnern. Alljährlich, wenn die Savanne brennt, werden Rinden und Laub dieser Bäume mitversengt, und oft genug fallen Bäume auch ganz und gar dem Feuer zum Opfer. Auf diese Weise hat sich durch Anpassung an diese merkwürdigen Lebensbedingungen ein besonders kurzwüchsiger, sperriger und knorriger Baumwuchs entwickelt, der den afrikanischen, alljährlich abbrennenden Savannen eigentümlich ist. Die Savanne von Südtogo erinnert öfters geradezu an die Landschaft im nördlichen Teil von Deutsch-Südwestafrika, wo ganz ähnliche Verhältnisse, vor allen Dingen derselbe jährliche Grasbrand und die dort nur noch stärker ausgeprägte Spärlichkeit der Niederschläge, herrschen. Südtogo ist so wasserarm, daß fast alle seine Flußläufe während der Trockenzeit entweder ganz oder bis auf kleine und spärliche, bisweilen in einzelne, weit voneinander liegende Tümpel aufgelöste Wasserfäden versiegen. Nur unmittelbar am Fuß des Gebirges haben die Flüsse und Bäche dauernd Wasser. Je weiter in die Ebene hinein, desto geringer wird der Vorrat, bis schließlich während der Trockenzeit nur das ausgedörrte Flußbett mehr da liegt. Es gibt Dörfer, die nach dem Versiegen der Flußläufe ihr Wasser vier bis fünf Stunden weit heranholen müssen. Das ist dann eine regelmäßige Arbeit der Weiber.

An den großen Straßen, die das Land durchziehen, hat die Regierung, um der Wassernot während der Trockenzeit etwas abzuhelfen, an mehreren Punkten eiserne Regenwasserzisternen aufgestellt, die durch Wasserrinnen mit einem großen Wellblechdach daneben in Verbindung stehen, das dazu bestimmt ist, den Regen aufzufangen und das aufgefangene Wasser an die Zisterne abzugeben. Von dort wird es dann für einen sehr geringen Preis an die Eingebornen verkauft. Aber weil die Arbeit der Weiber für die Leute doch noch billiger ist, als der Kupferpfennig, den sie für eine große Kalebasse voll Wasser zahlen müssen, so wird diese Einrichtung einstweilen mehr von den durchpassierenden Reisenden, als von den Dorfleuten selbst benutzt.

Wenn nicht der Wassermangel bestände, so könnte Südtogo bedeutend stärker bevölkert sein, als es ist. Wie die Dinge jetzt liegen, hat sich die Bevölkerung erstens einmal am Fuße des Togogebirges, des Agu und der übrigen isolierten Erhebungen, wo sowohl die Menge des dauernd fließenden Wassers als auch der Regenfall größer ist, als draußen in der Ebene, zusammengezogen, andererseits aber auch in gewissen Gegenden, wo die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens die Anbauverhältnisse günstiger gestalten, als anderswo. Auf diese Weise kommt es, daß eine Skizze der Bevölkerungsdichtigkeit von Togo eine auf den ersten Blick sehr merkwürdig aussehende streifen- und gruppenweise Verdichtung zeigt, und dazwischen große, fast ganz leere Flächen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist, wie gesagt, nicht bedeutend, ja man kann namentlich für Südtogo das Land zum größeren

Teile geradezu als arm bezeichnen. Die Felsunterlage ist vielfach Gneis, der sich ebenso wie die übrigen vorkommenden Gesteine an seiner Oberfläche in der bekannten Weise in Laterit umwandelt. Was aber jetzt als Ebene erscheint, ist in Wirklichkeit eine durch Abtragung uralter, darüber gelagerter Gebirge entstandene Abwitterungsfläche, die in ihrer inneren Struktur die mannigfaltigsten Faltungen, Verwerfungen und Klüftungen aufweist. Wenn ein sachverständiges Auge diesen geologischen Spuren nachgeht, so ist es, wie die Erfahrung bereits angefangen hat zu lehren, möglich, die Punkte festzustellen, an denen Bohrungen im Gestein in erreichbarer Tiefe mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit unterirdische Wasservorräte erschließen können.

Westlich vom Togogebirge ist der natürliche Sammelpunkt für den Binnenhandel der Platz Kete-Kratschi am Voltafluß. Auf diesen laufen sowohl der Flußweg des Volta von Nordwesten als auch die verschiedenen Handelsstraßen aus dem Otigebiet, den nördlichen Bergländern und selbst vom innern Sudan her zusammen. Da aber bei der deutsch-englischen Grenzfestsetzung nicht der Talweg des Volta, sondern das linke, östliche Ufer als Grenze zwischen Togo und der Goldküstenkolonie festgesetzt wurde, so gehört der ganze Fluß und damit auch die ausschließliche Kontrolle des Verkehrs auf dem Wasserwege den Engländern. Wir haben hier also eine Parallele zu der ebenso unvorteilhaft gearteten Grenzbestimmung zwischen dem deutschen Südwestafrika und der Kapkolonie, wo auch nicht der Talweg des Oranjeflusses, sondern das nördliche Ufer die Grenze bildet. In

Südwestafrika haben sich Schwierigkeiten aus diesem Zustande erst während des Aufstandes der Hottentotten ergeben; in Togo sind die Engländer von Anfang an bestrebt gewesen, ihre Beherrschung des ganzen Flußlaufes, soviel sie konnten, zur Unterbindung des deutschen Handels aus dem Innern zur Küste auszunutzen.

Von den beiden Teilen Togos östlich und westlich des Scheidegebirges ist der bessere der westliche, und zwar insbesondere dessen nördliche Hälfte. Besonders wertvoll ist die zwischen Deutschland und England geteilte große Landschaft Dagomba mit der Hauptstadt Jendi. Hier gehört bereits ein Teil der Bevölkerung, namentlich die oberen Klassen, wenigstens äußerlich zum Islam. In der Ebene zu beiden Seiten des Otiflusses östlich von Jendi herrscht noch ein beträchtlicher einheimischer Baumwollenbau. Zwar sind die alten selbstgefertigten Gewebe auch hier schon stark durch europäische Stoffe ersetzt, aber weil früher in diesen Gebieten die besondere Industrie der Herstellung von Wattepanzern für Pferde und Kriegsleute betrieben wurde, so hat die Baumwollenkultur von jeher eine besondere Bedeutung gehabt. Im Dagombalande existiert auch bereits eine bedeutendere Vieh- und Pferdezucht, als sonst in Togo. Eigentümlicherweise gibt es neben der gewöhnlichen Rinderrasse auch das Buckelrindvieh, das die Fulahs in Adamaua züchten. Diese an Vieh und Pferden verhältnismäßig wohlhabende Zone setzt sich nordwärts über die Grenzen von Togo hinaus in das französische Sudangebiet diesseits des Niger fort. Anscheinend handelt es sich hier um eine ähnliche,

wenn auch nicht so ausgedehnte und so kräftige Bestände ernährende Viehzuchtinsel, wie sie Adamaua in der Mitte zwischen den viehlosen Gebieten von Französisch-Kongo und Britisch-Nigeria darstellt. Auch der Ackerbau ist gut entwickelt, und die Bevölkerungszahl infolgedessen hoch. Die Wohlhabenheit und Kraft der Bevölkerung zeigt sich namentlich auch darin, daß sie sich in früherer Zeit bei den häufigen Kriegen, die Angriffs- oder Verteidigungsweise durchgeführt wurden, einer zahlreichen Reiterei nach Art der Fulahs und der entwickelten Sudanvölker, der Bagirmi- und Bornuleute, bediente. Die Wattepanzer bilden eine Nachahmung der dort gebräuchlichen Kriegsweise. Auch Kabure und Mangu, die nördlichsten Landschaften der Togokolonie, sind wirtschaftlich von ähnlichem Wert, wie Jendi, Bassari und der ganze nördliche Teil des Sokodébezirks.

Ostafrika.

Ähnlich wie in Südwestafrika und in Kamerun müssen wir auch in Ostafrika das Küstengebiet und das innere Hochland ihrem wirtschaftlichen Werte nach von einander unterscheiden. Wie in Südwestafrika die große Wüste und in Kamerun die Urwaldregion sich als tote oder doch wirtschaftlich minder entwickelungsfähige Zonen zwischen die Küste und das wertvollere Hinterland legen, so ist im ganzen genommen auch in Ostafrika ein starker Unterschied zwischen dem Wert der küstennahen Gebiete und dem Innern zu machen. Die Grenze zwischen diesen beiden Regionen wird im wesentlichen durch den von Norden nach Süden verlaufenden Abfall des inner-

afrikanischen Hochlandes gebildet. Auch für Ostafrika gilt der Satz, daß die Gebiete mit der größten Bevölkerungsdichte, mit der größten landwirtschaftlichen Fruchtbarkeit und mit den günstigsten klimatischen Verhältnissen auf dem Hochlande liegen. Daraus ergibt sich, um dies eine gleich hier vorweg zu nehmen, daß ebenso wie in Südwestafrika und in Kamerun die wirtschaftliche Aufschließung der Kolonie auch hier erst dadurch erfolgen kann, daß eine Eisenbahnverbindung zwischen den Hafenplätzen an der Küste und denjenigen Regionen des inneren Hochlandes hergestellt wird, wo die Produktionsverhältnisse eine wirtschaftliche Entwickelung größeren Stils unter der Voraussetzung eben einer solchen Eisenbahnverbindung versprechen.

Im einzelnen liegen die Verhältnisse innerhalb des Küstengebiets allerdings sehr verschieden. Die Entfernung zwischen dem Meere und dem Abfall des innern Hochlandes beträgt im Durchschnitt mehrere hundert Kilometer, und ebensowenig wie in Kamerun oder in Südwestafrika, haben wir uns auch hier unter diesem großen Gebiet ein abwechslungsloses Flachland von geringer Erhebung vorzustellen. Die durchschnittliche Höhe der ganzen küstennahen Stufe beträgt vielmehr 400—500 Meter, und abgesehen hiervon erheben sich aus ihr eine ganze Anzahl höher aufragender Partien, zahlreiche plateauartige Bildungen und mehrere erhebliche Gebirgsmassive: das Uluguru-, das Usambara- und das Parégebirge. Ganz im Norden finden sich gleichfalls noch innerhalb des Küstengebiets die bekannte kolossale Vulkanaufschüttung des Kilima-Ndscharo. Durch diese isolierten

Erhebungsgebiete, die an Höhe die durchschnittliche Aufragung des inneren Hochlandes teils erreichen, teils weit übertreffen, werden innerhalb des im ganzen weniger begünstigten Küstengebiets an einzelnen Stellen ganz andere Verhältnisse geschaffen, die den Wert des Landes dortselbst in wirtschaftlicher Beziehung zum Teil außerordentlich steigern und für ihre Beurteilung besondere Voraussetzungen schaffen. Dasselbe gilt aber auch für eine weitere Reihe von kleineren Einzelgebieten innerhalb der Küstenstufe von Ostafrika aus besonderen Gründen. So zeichnen sich z. B. gewisse Flußtäler und Deltalandschaften vermöge ihres Wasserreichtums und der großen Menge von fruchtbarem Schwemmland, das sie aufweisen, wirtschaftlich vor der Masse der umliegenden mehr oder minder wertlosen Steppen aus, und ebenso finden sich an einzelnen Stellen innerhalb einer vollkommen sterilen, unfruchtbaren Umgebung isolierte Streifen und Stücke fruchtbaren und gut bevölkerten Landes, deren Vorhandensein durch Unterschiede in der geologischen Beschaffenheit des untergelagerten Gesteins und seiner Verwitterungsprodukte bedingt ist.

Im einzelnen ist über die Beschaffenheit des Küstengebiets folgendes zu bemerken, wobei es für die Beurteilung der Verhältnisse von besonderem Nutzen ist, daß unter allen unsern Kolonien wenigstens für Ostafrika, soweit das Küstengebiet in Frage kommt, eine zusammenhängende geologische Bereisung und Begutachtung der Bodenverhältnisse durch den Bergassesor Bornhardt in den Jahren 1895—1897 stattgefunden hat. Auf den Feststellungen Born-

hardts ist es möglich, in den Grundzügen ein Urteil über den wirtschaftlichen Wert der einzelnen Teile des Küstengebiets aufzubauen.

Der Rand des innern Hochlandes verläuft von Süden nach Norden, längs der Ostgrenze der auf der Höhe des Plateaus liegenden Landschaften Ungoni, Uhehe, Usagara, Nguru und Massai. Die Hauptmasse des Gesteinsuntergrundes ist sowohl auf dem Hochlande, als auch auf der vorgelagerten breiten Küstenstufe dieselbe, nämlich Gneis. Allerdings tritt der Gneis nicht überall zu Tage, sondern er ist vielfach von darübergelagerten jüngeren Schichten verhüllt, die im Süden und in der Mitte sedimentärer Natur sind, während im Norden, im Gebiet der großen Vulkane, auch große und ausgebreitete Deckschichten von entsprechender Herkunft angetroffen werden.

Im südlichen Teil des Küstengebiets herrschen zunächst verschiedene plateauartige Bildungen vor, die zum Teil in scharfen Absätzen über einander aufsteigend erscheinen und durch die Wirkung fließenden Wassers öfters stark coupierte Geländeformen zeigen. Als Gestein überwiegt Sandstein; die höchsten Erhebungen ragen bis über 800 Meter Seehöhe empor. Weiter nach dem Binnenlande zu senkt sich das Land wiederum zu einem ca. 150 Kilometer breiten, flach muldenförmig eingetieften Streifen von ausgesprochenem Steppencharakter, um dann gegen den Rand des innern Hochlandes zu in der Richtung auf den Njassasee von neuem etwas anzusteigen. In der Steppenmulde liegt der Gneis meist unter einer dünnen Decke von unfruchtbarem sandigen Boden

versteckt, ragt aber dazwischen auch in Gestalt von einzelnen Höckern und Inselbergen frei empor.

Der Boden in diesem ganzen südlichen Teil des Küstengebiets zwischen dem Meeresufer und dem Rande des Njassahochlandes ist teils mit Grassteppe, teils mit Baumsavanne, teils mit lichtem Laubwalde bedeckt und nur an wenigen Punkten von größerer Fruchtbarkeit. Während der regenlosen Zeit des Jahres tritt auf ausgedehnten Strecken empfindlicher Wassermangel ein.

Das mittlere Küstengebiet nördlich des Matanduflusses enthält als besonders hervorstehenden Bestandteil eine deutliche Fortsetzung des breiten, etwas eingesenkten Steppenstreifens, den wir weiter gegen Süden bereits kennen gelernt haben. Nur tritt die Steppenzone etwa gegenüber der Insel Sansibar bereits dicht an die Küste heran, denn das erhöhte Vorland im südlichen Küstengebiet wird im mittleren Teile, wie es scheint, zum Teil durch den Zug der vom Festlande getrennten Inseln Sansibar und Pemba repräsentiert. An der Westgrenze des Steppenstreifens, dem Rande des innern Hochlandes gegenüber, ragt die große ringsum von der Steppe umgebene Gebirgsinsel der Uluguru-Berge empor, die sich bis zu 2400 Meter erhebt. Dem Ulugurugebirge gegenüber steigt in der Nähe der Küste, südlich von der scharfen Einbuchtung des indischen Ozeans, die gegen die offene See hin durch die Inseln Sansibar und Pemba abgeschlossen wird, ein ziemlich breiter 300—700 Meter aufragender, als Hügellandschaft gegliederter Rücken in die Höhe, den der Fluß Rufidschi in der Mitte durchbricht. Das Bergland südlich von

Rufidschi heißt nach der Seeseite zu Matumbi und enthält wegen des reichlichen Regenfalls verschiedene fruchtbare Partien; nach der Binnenseite zu heißt die Landschaft Kitshi. Diese leidet unter Trockenheit, weil die Matumbiberge den vom Meere her kommenden Regen abfangen. Nördlich vom Rufidschi heißt die Landschaft Usaramo. Das Usaramoplateau enthält einen Boden, der demjenigen gleicht, der auf der Insel Sansibar die berühmten großen Nelkenpflanzungen trägt. Am besten bevölkert ist Matumbi. Von besonderem Wert aber ist innerhalb dieser ganzen Zone das breite, von fruchtbarem Alluvium erfüllte Tal des Rufidschi, das sich seewärts in einer großen, gleichfalls aus Schwemmland aufgebauten Deltabildung fortsetzt. Das untere Tal und das Delta des Rufidschi sind zum Teil stark bevölkert, aber es sind immerhin auch dort noch ausgedehnte Landflächen für neu in Angriff zu nehmende Kulturen verfügbar.

Die Steppenzone des mittleren Küstengebiets ist teils toniger, teils sandiger Natur und in beiden Fällen wenig fruchtbar. Mit Ausnahme der hindurchziehenden Flußtäler ist sie auch unbewohnt. Das Ulugurugebirge ist auf der Seeseite mit schönem Urwald, auf der Binnenseite mit kurzem Graswuchs, der eine gute Viehweide darbietet, bedeckt. Die höheren Teile des Ulugurugebirges sind gut besiedelt, aber die starke Zerrissenheit der Geländeformen wird der europäischen Bewirtschaftung immerhin Schwierigkeiten bereiten.

Im nördlichen Teil des Küstengebiets herrscht der reine Steppencharakter in einer breiten Zone, die sich als Fortsetzung des Steppenstreifens darstellt, der das südliche und mittlere Küstengebiet der Länge nach

durchzieht, noch ausgesprochener vor. Im Westen steigt man aus der Steppenzone, die hier fast die ganze Breite des Landes zwischen dem Meere und dem inneren Hochlande einnimmt, allmählich nach dem Massaigebiet empor. Dort ragt nahe dem Hochlandsabfall der gewaltige Kilimandscharo bis über die Schneehöhe hinaus in die Höhe und bildet eine besondere, nach Vegetation, Klima und wirtschaftlicher Bedeutung hervorragend wertvolle Region für sich. Aber auch innerhalb der eigentlichen Küstensteppe erhebt sich eine Anzahl von Inselgebirgs-Landschaften, die nicht vulkanischer Natur sind, sondern wie die südlicher gelegenen Uluguruberge isolierte Aufragungen des Gneisuntergrundes darstellen. Die wichtigsten dieser Inselgebirge sind die untereinander wieder mehrfach durch scharfe Einsenkungen getrennten Berglandschaften von Pare und Usambara. Namentlich das Gebirge von Usambara, das ebenso, wie die Uluguruberge die Feuchtigkeit der vom Meere kommenden Luftströmungen zu reichlichem Regen verdichtet und daher einen tiefgründigen Verwitterungsboden hat, ist wirtschaftlich wertvoll, und bekanntlich hat hier am frühesten in Deutsch-Ostafrika die Entwickelung des Plantagenbaues angesetzt, wie man sich denn auch hier zuerst entschlossen hat, einen Versuch zum Bahnbau zu machen.

Das innere Hochland tritt im Süden der Kolonie im Gebiet des Njassasees am weitesten von der Küste zurück. Die Breite des Küstengebietes beträgt hier über 400 Kilometer. Der Aufstieg zum Hochland des Njassa, der selbst einen großen Grabeneinbruch darstellt, erfolgt allmählich über die Station Ssongea, die

bereits ca. 1150 Meter über dem Meere liegt, bis auf die eigentlichen Randhöhen am See, die zum Teil plateauartigen, zum Teil vollkommenen Gebirgs-Charakter tragen und Höhen bis zu 3000 Metern aufweisen. Der einzige Abstieg, den eine Eisenbahn zu dem kaum 500 Meter über dem Meere liegenden Seespiegel des Njassa nehmen kann, führt durch einen Querbruch in dem östlichen Randgebirge, durch den der Fluß Ruhuhu seinen Lauf zum Njassa nimmt.

Die Hochländer, die sich vom Nordende des Njassa nach Norden und Nordosten hinziehen, sind zum großen Teil nach ihren klimatischen Verhältnissen für deutsche bäuerliche Einwanderer besiedelungsfähig. Man muß sich dabei allerdings nicht vorstellen, daß es sich um sogenannten jungfräulichen Boden handelt. Das brauchbare Ackerland ist auch dort, wo es jetzt brach und unbesiedelt daliegt, fast durchweg schon in früheren Zeiten unter Negerkultur gewesen, und es ist daher nicht möglich, beim Ackerbau hier ohne Düngung auszukommen. Zur Düngung gehört aber wiederum Viehhaltung, und damit schreibt sich die kombinierte Acker- und Weidewirtschaft von selber als die natürliche Wirtschaftsmetode für die zukünftige Besiedlung vor. Die Höhengrenze, von der an aufwärts das Land als malariafrei und damit, soweit sonst günstige Voraussetzungen dafür vorliegen, als besiedlungsfähig gelten kann, ist noch nicht mit vollkommener Sicherheit anzugeben. Sie wird sich aber wahrscheinlich im Durchschnitt zwischen den Beträgen von 1500 bis 2000 Metern Seehöhe bewegen. Am Nordende des Njassa sind infolge der Einbruchsbewegung, die der Graben geschaffen hat, bedeutende

vulkanische Massen emporgequollen und aufgeschüttet, vor denen sich eine breite Alluviallandschaft am Seegestade ausdehnt. Diese ist durch Ablagerungen der Gewässer entstanden, die aus dem vulkanischen Hochland zum See herabströmen. Das ganze Gebiet heißt Kondeland, und man unterscheidet das obere und untere Kondegebiet. Das untere wird von den Alluvien am See, das obere von dem vulkanischen Gebiet eingenommen. Beide Teile des Kondelandes sind außerordentlich fruchtbar, aber Niederkonde ist wegen seines vollkommen tropischen Klimas als Besiedlungsgebiet für Weiße nicht zu betrachten. In Oberkonde ist schon heute die einheimische Bevölkerung verhältnismäßig dicht, aber bei der Fruchtbarkeit des vulkanischen Verwitterungsbodens und mit Rücksicht darauf, daß es immerhin auch noch ziemlich ausgedehnte unbenutzte Landflächen gibt, wird man an teilweise Hinlenkung der Einwanderung von Weißen in diese Landschaft denken können. Die Fruchtbarkeit des oberen Kondegebiets wird außer durch die Bodenart auch noch dadurch bedingt, daß es fortdauernd von den über den Njassa herwehenden südlichen Winden getroffen wird und daher reich an Niederschlägen ist.

Nördlich von dem vulkanischen Kondegebirge erstrecken sich flügelförmig nach Nordwesten und Nordosten zwei im rechten Winkel zu einander stehende Einbruchgebiete. Der Nordwestflügel wird durch den flachen, in seiner Ausdehnung außerordentlich wechselnden Rikwasee eingenommen; durch die nordöstliche Senkung fließt der Große Ruaha, ein Hauptquellfluß des Rufidschi. Hiernach wird das ganze doppelflüglige

Einbruchsgebiet als die Ruaha-Rikwasenke bezeichnet. Die Meereshöhe dieses Gebietes ist bedeutend geringer, als die der Hochlandränder, die es im Norden und Süden begrenzen. Der Rikwasee liegt nur 800 Meter hoch; der Boden der Ruahaebene wahrscheinlich einige hundert Meter höher. Die Rikwa- und die Ruahasenke werden durch das Gebirge von Usafwa von einander getrennt; Ruaha- und Njassasenke bilden einen geologisch zusammengehörigen Einbruch, einen Teil des großen ostafrikanischen Grabens. Sowohl die Ruaha- als auch die Rikwasenke bieten nach den dort bei den Eingeborenen gemachten Erfahrungen gutes Baumwollenland und gutes Weideland dar. Die Bevölkerung ist meist spärlich, jedenfalls lange nicht so dicht, wie in dem vulkanischen Gebiet am Nordende des Njassa.

Von Mwaya, dem Hauptort am Nordende des Njassa, führt eine mit großem Geschick angelegte Fahrstraße über Neu-Langenburg, den Sitz der deutschen Verwaltung im Njassabezirk, nach Bismarckburg am Tanganikasee. Das Gebiet zwischen den beiden Seen wird manchmal das Zwischensee-Plateau genannt. Es ist weder besonders fruchtbar, noch gut bevölkert, als Viehzuchtgebiet für die Eingeborenenwirtschaft aber immerhin brauchbar. Der Tanganikasee bildet einen analogen Einbruch wie der Njassagraben und gehört zu dem sogenannten großen zentralafrikanischen Grabensystem. Ähnlich wie das Kondeland im Norden und das Hochland von Uhehe im Nordosten des Njassa, so gehören auch im Gebiet des Tanganika die nördlich und nordöstlich belegenen Landschaften zu den besten und zukunftsreichsten Teilen unseres ganzen ostafri-

kanischen Hochlandgebietes. Die Höhenlage ist hier durchschnittlich eine sehr bedeutende. Ausgedehnte Gebiete, Acker- und Weidelandschaften von unübertrefflicher Qualität, befinden sich oberhalb der 1500 Meter-Grenze. In der Fortsetzung des Tanganikagrabens nach Norden liegen der Kivusee, und an dessen Nordende als eine Parallelbildung zu dem vulkanischen Gebirgsland nördlich des Njassasees die großartige Gruppe der Virungavulkane, die zum ersten Male bei der Afrikadurchquerung des Grafen Goetzen, des späteren Gouverneurs von Ostafrika, näher erkundet worden ist. Im Gebiet des Kivusees hat die Grenzregulierung zwischen Deutschland und dem Kongostaat eine starke Veränderung der Verhältnisse gegenüber der Darstellung der älteren Karten herbeigeführt. Ruanda und der Kivusee fallen fast ganz, das Vulkangebiet auf der Sohle des großen Grabens zum Teil in das deutsche Gebiet. Ruanda und das benachbarte Urundi, die ostwärts zum Viktoriasee durch den mächtigen Kagerafluß entwässert werden, bilden in ganz Ostafrika dasjenige Gebiet, in dem die einheimischen Stämme sowohl nach der Seite ihrer Körperentwickelung als auch nach der des Reichtums und Selbstbewußtseins zu ihrer kräftigsten Ausprägung gelangt sind. Die herrschende Bevölkerung in Ruanda, die Watussi, sind nicht Neger, sondern ein ziemlich hellfarbiger hamitischer Stamm. Zwischen ihnen lebt in unterworfenem, aber wohlhabendem Zustande eine große Menge von ackerbauenden Angehörigen der Banturasse. Dieser äußerste Nordwesten von Deutsch-Ostafrika ist aber noch so fern von aller Beeinflussung durch die Verwaltung oder selbst nur die nächsten

Militärstationen, daß das Gouvernement vor zwei Jahren, damit keine Beunruhigung der dortigen Eingeborenen und keine Konflikte entständen, das Betreten von Ruanda und Urundi durch Weiße ohne besondere Genehmigung des Gouverneurs überhaupt verboten hat. Neben Usambara, Uhehe und den Ländern nördlich vom Njassa bieten aber gerade Ruanda und Urundi die allergünstigste Möglichkeit in klimatischer und allgemein physikalischer Beziehung für den dauernden Aufenthalt und die Ansiedlung von Weißen dar. Es wird daher sehr nützlich sein, sich stets vor Augen zu halten, in wie weitem Felde solche Ansiedlungspläne für diese Landschaften noch stehen, und welche Schwierigkeiten zu überwinden sein werden, sobald späterhin einmal der Versuch zu einer wirklichen Einwanderung und zur Niederlassung von deutschen Bauern unter jenen kräftigen Völkern gemacht werden sollte. Neben den riesengroßen Watussis leben übrigens in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft in den Lavahöhlen an den Virungavulkanen Angehörige eines winzigen Zwergvolkes, sodaß hier vielleicht in der Tat nach einer Bemerkung des Grafen Goetzen die größten und die kleinsten Menschen auf dem Erdball in allernächster Nähe bei einander wohnen.

Von der Fruchtbarkeit dieser beiden Länder Ruanda und Urundi, von der Ausdehnung des Ackerbaues, von der Menge und dem kräftigen Stand des Rindviehes, wissen die Reisenden, die bis dorthin vorgedrungen sind, nicht genug zu erzählen. Auf jeden Fall aber werden diese Reichtümer, auch wenn einmal eine Eisenbahnverbindung zwischen der Küste

und dem Gebiet der großen Seen existiert, von uns nicht anders ausgebeutet werden können, als nach einer sehr kräftigen Sicherung jener Landschaften durch Militärstationen. Darnach wird es sich darum handeln, die Eingeborenen außer dem Anbau ihrer unmittelbaren Lebensbedürfnisse auch noch zu einer Exportproduktion anzuregen. Trotz der starken Bevölkerung soll dazu noch freies Land genug vorhanden sein, und wenn hier geschickt verfahren wird, so können wir in dem Ruanda-Urundigebiet in Zukunft einmal einen Ersatz für das verlorene oder aufgegebene Uganda finden, das bei jener unglücklichen allgemeinen Grenzfestsetzung zwischen dem deutschen und britischen Besitz in Afrika die Engländer für sich nahmen.

Im südlichen Teil von Deutsch-Ostafrika erscheint als das wichtigste Gebiet neben den bereits besprochenen Njassahochländern das vielgenannte Uhehe. Der höchste Teil Uhehes, zu dem man von der Küste aus der Ebene des Ulangaflusses emporsteigt, ist das Randgebirge, das hier dem Abfall des inneren Hochlandes zum Küstengebiet bis zu einer Höhe von 2500 Metern aufgesetzt ist. Das Gebirgsland ist zum großen Teil von Wald bedeckt und wenig, in ausgedehnten Strichen überhaupt nicht, bevölkert, da der Neger ohne Not den Aufenthalt in einem so kühlen und regenreichen Klima nicht liebt. Der Boden, der ursprünglich jedenfalls auch von lateritischer Entstehung gewesen ist, hat infolge der besonderen klimatischen Verhältnisse, die hier überhaupt wenig Tropenähnliches mehr haben, durchweg eine entsprechende Anreicherung an Humusbestandteilen erhalten, wie das auch sonst in den

Waldländern der gemäßigten und subtropischen Zone der Fall ist. Ebenso reichlich wie der Wald und der gute Humusboden, ist fließendes Wasser vorhanden. Dagegen findet sich fast gar kein ebenes Land von größerer Ausdehnung. Der Nordostflügel des Randgebirges heißt das Utschungwegebirge, der Westflügel das Ukalingagebirge. Beide bilden ein ununterbrochenes Auf und Ab von bewaldeten Bergzügen, Tälern, Rücken, kleinen Plateaus und Kesseln. Eine Besiedlung dieser ganzen Landschaft mit deutschen Einwanderern würde also etwa das Bild gewähren, wie es vielfach im deutschen Mittelgebirgsland zu sehen ist: Der Ackerbau, die Dörfer, Weiler und Höfe, steigen in den Talzügen längs der Bach- und Flußläufe empor, und die Höhen darüber sind von Wald bedeckt. An eine Entwaldung des ganzen Randgebirges für Besiedlungszwecke ist aus klimatischen wie aus allgemein wirtschaftlichen Gründen auf keinen Fall zu denken. Die Höhen im Randgebirgsland, auf denen sich die Besiedlung vollziehen würde, liegen in der Hauptsache zwischen den Grenzen von 1600 und 2300 Metern über dem Meere. Bemerkenswert ist es, daß Rindvieh im Gebirge gut gedeiht. Dagegen sind die Wahehes nach ihren jetzigen Lebensgewohnheiten als Arbeiter für die Feldbestellung wenig zu brauchen, wohl aber als Viehwächter. Soweit also für die Besiedlung eingebornes Personal erforderlich ist, würde man Angehörige anderer Volksstämme, vor allen Dingen die für alles brauchbaren und zu allem willigen Wanjamwesi, einzuführen haben.

Nach dem Innern zu breitet sich am Fuße des Randgebirges das Savannen-Grasland von Uhehe als

die zweite Ansiedlungszone in einem breiten Streifen aus. Je näher zum Gebirge, desto reicher ist die Savanne an Bäumen, Buschwerk und einzelnen Waldparzellen; je weiter binnenwärts, desto entschiedener geht sie in das baumlose Grasland über. Das eigentliche Grasland hat Lateritboden; das Übergangsgebiet gegen das Gebirge weist einen Boden auf, der aus Lehm und Humusbestandteilen in verschiedenem Grade gemischt ist. Einzelne schroffe, kettenförmig angeordnete Felsmassen und blockartig verwitterte Trümmermeere finden sich im Savannengebiete, aber abgesehen von diesen räumlich beschränkten Vorkommnissen ist das Gelände eben oder flach-wellig und überall leicht mit einem kräftigen Pfluge zu bearbeiten. Die Hauptwasserader des Savannenlandes ist der Kleine Ruaha, an dessen mittlerem Lauf die Militärstation Iringa, der Hauptort für die Verwaltung des Landes, liegt. Die Meereshöhe des Savannengebietes beträgt 1400 bis 1600 Meter. Die Landschaft um Iringa weist in besonders häufigem Maße jene vereinzelten Felsketten und Felsenmeere auf.

Eine ziemliche Strecke weit unterhalb Iringa senkt sich das Tal des Kleinen Ruaha in die Senke des Großen Ruaha hinab, von der bei der Besprechung des Njassagebietes bereits die Rede gewesen ist. Die Ruahasenke bietet mit ihrer geringen Meereshöhe, die nur 1000 Meter und zum Teil noch weniger beträgt, nicht mehr die Möglichkeit für eine geschlossene Ansiedlung von Weißen dar. Wohl aber ist es denkbar, daß die großen ebenen Flächen, die hier für Viehzucht und Baumwollenbau zur Verfügung stehen, von Besitzern und Unternehmern, die im Berglande

oder auf der Savannenstufe ihren Sitz haben, bewirtschaftet werden. Regenfall und fließendes Wasser sind in ganz Uhehe, und ebenso in dem der Küste zugekehrten Ulangavorlande, teils reichlich, teils ausreichend nach den hierüber veröffentlichten Mitteilungen vorhanden. Insgesamt wird das direkt für die Besiedlung in Uhehe verfügbare Gebiet auf 10000 bis 12000 Quadratkilometer Umfang geschätzt.

Weiter nach Norden, der Gebirgsinsel von Uluguru binnenwärts gegenüber gelagert, erhebt sich der Rand des Hochlandes in den Landschaften von Usagara und, nördlich davon, Nguru. Zwischen Usagara und Nguru auf der einen, dem Ulugurugebirge auf der anderen Seite dehnt sich die Makattasteppe wie ein Graben, der eine vorgeschobene Befestigung von dem Hauptwall trennt, aus. Beide Landschaften, sowohl Usagara als auch Nguru, tragen im Kleinen ähnliche Züge, wie Uhehe sie in größerem Maßstabe aufweist. Der östliche Abfall der Berge, der dem Meere zugekehrt ist, hat größeren Wasser- und Waldreichtum, als der westliche, der im Wind- und Regenschatten liegt. Für die Ansiedlung von Weißen wird Usagara, dessen höchster Teil, das Rubeho-Gebirge, sich nur bis zu 1700 Metern erhebt, größtenteils zu tief liegen, während Nguru, in dem das Randgebirge bedeutend höher ansteigt, teilweise die klimatischen Voraussetzungen dazu darbieten mag. Durch Usagara geht die große Karawanenstraße von Daressalam nach Tabora, dem großen Knotenpunkt der Handelswege im Binnenlande. Der Hauptort, Mpwapwa, liegt bereits auf der Binnenseite des Randgebirges. Bald hinter Mpwapwa steigt man aus Usagara zur Sohle

des großen ostafrikanischen Grabens hinab, der an dieser Stelle seine größte Breitenausdehnung, acht gewöhnliche Tagemärsche, besitzt. Die Landschaft, die den Boden dieses merkwürdigen Einbruchsgebietes zwischen Usagara und dem Aufstieg nach dem jenseitigen Umjamwesi erfüllt, heißt Ugogo. Die Grabensohle liegt auf dieser Route zwischen 800 und 900 Metern über dem Meere. Als Teile des ostafrikanischen Grabens haben wir bereits den Einbruch des Njassasees und die Senke des großen Ruaha kennen gelernt. Der Ausdruck „Graben" wird in neuerer Zeit öfters als ungenau bezeichnet, und in der Tat verschwindet bisweilen der Charakter des großen Senkungsgebietes als Einsturz zwischen zwei gleichermaßen aufragenden Rändern. Namentlich auf der Ostseite geschieht der Abstieg sowohl von Uhehe als auch von Usagara aus zum größeren Teil ganz allmählich, und an manchen Stellen ist das sogenannte Grabengebiet durch vulkanische Ergüsse von Rand zu Rand ganz oder annähernd ausgefüllt. Dagegen läßt sich auf der Westseite ein mächtiger zusammenhängender Bruchrand in der Tat verfolgen, und da weiter gegen Norden der Charakter der Senke als beiderseitiges grabenförmiges Einbruchsgebiet zweifellos ist, so mag es bis auf weiteres bei dem einmal eingeführten Ausdruck sein Bewenden haben.

Der Aufstieg auf der Straße nach Tabora zum jenseitigen Grabenrand erfolgt bei Kilimatinde. Von hier an betritt man das Land der Mondleute, der Wanjamwesi, das sich über die ganze Hochfläche vom Viktoriasee bis an die Rikwasenke in einer durchschnittlichen Erhebung zwischen 1200 und 1400 Me-

tern ausdehnt. Unjamwesi ist die größte Landschaft von Deutsch-Ostafrika. Es enthält in verschiedenen Teilen, so im Süden gegen den Rikwasee hin, im Osten und im Nordwesten, wasserlose und wirtschaftlich unbrauchbare Steppengebiete, ist aber doch zum größeren Teil für Eingeborenenkultur brauchbar und anbaufähig. Die Wanjamwesi sind in mehrfacher Beziehung eine unter den ostafrikanischen Negern durch verhältnismäßige Tüchtigkeit hervorragende Rasse. Sie sind fleißige Ackerbauer und zeigen von allen unseren schwarzen Untertanen sowohl das größte Bedürfnis nach europäischen Gütern, als auch die größte Bereitwilligkeit, für die Erlangung derselben zu arbeiten. Sie sind verhältnismäßig leicht zu verpflanzen und liefern das Hauptkontingent für den Trägerdienst auf der Strecke zum Tanganika- und zum Viktoriasee über ihre Hauptstadt Tabora. Im Nordosten des Landes, wo die wasserlose Baumsavanne überwiegt, haben sie es trotzdem verstanden, die brauchbaren und wasserreicheren Böden, die oasenförmig in dem lichten Walde zerstreut liegen, aufzufinden und in Bebauung zu nehmen.

Nach Westen zu wird Unjamwesi in der Hauptsache durch das ausgedehnte Flußsystem des Malagarasi zum Tanganikasee hin entwässert. Nach Norden zu laufen die Bäche und Flüsse in eine tiefe, quer zur Richtung des großen ostafrikanischen Grabens verlaufende Senke zusammen: den sogenannten Wemberegraben. Dieser öffnet sich nach Nordwesten gegen den Viktoriasee, während sein Ostflügel von einer periodisch austrocknenden mächtigen Salzpfanne, dem Njarasasee, eingenommen wird.

Nordostwärts schließen sich an Unjamwesi die bereits besprochenen, großen und volkreichen Gebiete von Uhha, Urundi und Ruanda, in denen wir eine wirkliche Autorität bisher noch nicht ausüben können. Die deutsche Südhälfte vom Westufer des Viktoriasees wird durch die in festungsartiger Steilheit ringsum vom See und von dem breiten Kageratal aufsteigende und von zahllosen Fluß- und Bachschluchten durchfurchte Landschaft Karagwé eingenommen. Die Täler von Karagwé sind gut bevölkert, die dazwischen liegenden Plateaus dagegen menschenleer. Der Landstrich zwischen dem Ostufer des Viktoriasees und dem Küstengebiet, der westlich vom Kilimandscharo durch den ostafrikanischen Graben mitten durchschnitten wird und zahlreiche Strecken mit vulkanischer Bodennatur aufweist, ist im ganzen genommen ein ärmerer Teil von Deutsch-Ostafrika. Er wird in der Hauptsache von der wasserarmen Massaisteppe eingenommen, in der sich das innere Hochland nicht wie weiter gegen Süden als Steilrand oder in Form eines Randgebirges, sondern in langsamem Anstieg vom Küstengebiet her erhebt. Der Kilima-Ndscharo steigt noch aus der Küstenstufe empor; der ihm westwärts benachbarte kleinere Meru erhebt sich bereits aus der Massaisteppe selbst. Meru und Kilimandscharo speisen mit ihrem Wasserreichtum den Panganifluß. Auf diesen beiden mächtigen vulkanischen Aufschüttungsgebieten bietet sich in der entsprechenden Höhenlage eine günstige Möglichkeit für europäische Besiedlung, doch sind namentlich am Kilima-Ndscharo die wirklich guten Lagen auch schon zum großen Teil von Kulturen der Eingebornen besetzt.

Zweites Kapitel.

Koloniale Produktion.

Es gibt zwei Grundformen für die wirtschaftliche Produktion in Kolonialgebieten: Mit und ohne Zwischenwirtschaft der Eingebornen. Beispiele für die koloniale Produktion ohne Eingebornen - Zwischenwirtschaft sind der südafrikanische Farmbetrieb oder der Kakaobau auf den Plantagen am großen Kamerunberg; ein Beispiel für die Zwischenwirtschaft der Eingebornen ist die Erdnußkultur in der französischen Senegalkolonie oder der Kautschukhandel der Haussas in Kamerun und Togo. Der weiße Farmer in Südafrika hat für seine Weidewirtschaft den gesamten Grund und Boden okkupiert. Die Eingebornenstämme, die das Land früher besaßen, sind teils durch allmähliche Verdrängung und Ausrottung, teils durch ausdrücklich zu dem Zweck geführten Kriege oder durch Niederwerfung von Aufständen enteignet worden. Soweit das noch nicht der Fall ist, wie z. B. in Basutoland und anderen Grenzgebieten der Kapkolonie und Natals, bildet die Herbeiführung eines entsprechenden Zustandes doch das stillschweigende oder ausdrückliche politische und wirtschaftliche Pro-

gramm der herrschenden weißen Rasse. In Südafrika gilt der Grundsatz: Wo das Vieh eines Eingebornen weidet, da nimmt es dem Vieh eines weißen Mannes, der das bessere Recht hat, den Platz weg. Aus diesem Grunde ist auch die Verfügung des deutschen Gouvernements in Südwestafrika, die den niedergeworfenen Hereros auch nach ihrer Wiederansiedlung in gewissen fest begrenzten Gebieten das Halten von Großvieh überhaupt untersagt, jenseits der Grenze im Englischen unter dem Gesichtspunkt des deutschen Interesses mit unverhohlener Bewunderung und Billigung begrüßt worden. Der südafrikanische Eingeborne, mag er nun Hottentott, Neger, Buschmann oder Mischling sein, kommt, soweit nicht noch an den Grenzen der von Weißen besiedelten Länder geschlossene Stammesgebiete mit farbiger Bevölkerung bestehen, als selbständiger Produzent für den Wirtschaftsbetrieb in größerem Maßstabe so gut wie gar nicht mehr in Betracht. Er bildet für die Farmwirtschaft der Weißen einen unentbehrlichen Betriebsfaktor als Viehhirt und Arbeiter, denn bei der in Südafrika herrschenden Höhe der Löhne für weißes Personal wäre eine Rentabilität der Viehzucht nahezu ausgeschlossen, wenn der Farmer sich für seine Wirtschaft regelmäßig weiße Hilfskräfte halten müßte. Außerdem ist der Farbige durch natürliche Veranlagung wie durch Gewöhnung, vorausgesetzt, daß er stets unter genügender Aufsicht steht, viel geeigneter als der Weiße für den Dienst bei den Herden, in den gewaltigen Weidesteppen bei glühender Hitze, Wassermangel und großen Anforderungen sowohl an die Findigkeit im Aufsuchen

entlaufener oder verirrter Stücke, als auch an die Fähigkeit, Durst und Strapazen zu ertragen, große Entfernungen zurückzulegen usw. Mit dem allmählichen Fortschreiten der weißen Besiedlung gegen die Grenzgebiete hin werden auch die letzten Reste einer unabhängigen, selbständig wirtschaftenden und selbständig ihre Produktion verwertenden Eingebornen-Bevölkerung verschwinden. Die natürliche Grenze für das Ausdehnungsgebiet dieser direkten wirtschaftlichen Produktion des weißen Ansiedlers fällt im Wesentlichen mit dem der subtropischen südafrikanischen Weidesteppe zusammen. Wo der stärkere Regenfall die Lebensbedingungen für zahlreiche und kräftige, mit Waffen wohl versehene, von Ackerbau lebende schwarze Stämme geschaffen hat, wie z. B. in den Zululändern und bis zu einem gewissen Grade im Basutoland, dort werden sich die Hoffnungen der Weißen auf Enteignung auch dieser farbigen Elemente mit Bezug auf ihren Landbesitz und auf Verwandlung dieser ganz erheblichen Menschenmenge in eine den Weißen ausschließlich dienstbare Masse wahrscheinlich nicht so bald und nicht so leicht erfüllen. Den Entwicklungsprozeß in dieser eben geschilderten Richtung haben große Teile Südafrikas erst vor kurzem durchgemacht. Zur Zeit der deutschen Okkupation in Südwestafrika war weder bei den Hereros noch bei den Hottentotten davon die Rede. Diese produzierten ihr Vieh selbständig und verkauften davon nach Gutdünken und Bedarf an die weißen Händler, die es nach dem Kapland und nach Transvaal brachten, um es dort mit gewissem Verdienst weiter zu verkaufen. Die Nutzung der

großen Weidegebiete von Südwestafrika durch den weißen Einwanderer konnte also damals nur in der Weise geschehen, daß er den Eingebornen als Besitzer des ursprünglichen nd wichtigsten Produktionsmittels, des Landes und der darauf wachsenden Weide, anerkannte und selbst sich mit dem Handelsgewinn bei der Weiterverwertung des Viehes begnügte. Unter diesem Gesichtspunkte erschien also der Landbesitz und die Viehhaltung der Hereros als Zwischenwirtschaft des eingeborenen Besitzers, die sich mit ihrem, dem Herero gehörigen Ertrage zwischen den Weißen und die direkte Bewirtschaftung des Grund und Bodens einschob. Der weiße Beherrscher des Landes hatte nicht die direkte, sondern nur eine indirekte Nutznießung von dieser Art kolonialer Gründung.

Es leuchtet von selber ein, daß jede Art von Ansiedlungskolonie, in der die weiße Rasse fähig ist, sich zu akklimatisieren, sich fortzupflanzen und dauernd zu existieren, die nachdrückliche Tendenz hat, die eingebornen Vorbesitzer mit ihrer selbständigen Wirtschaft so rasch wie möglich auf irgend eine Weise auszuschalten. Ein Hauptunterschied dabei ist der, ob das Interesse des weißen Kolonisators dahin geht, den Eingebornen überhaupt zum Verschwinden zu bringen, auszurotten, ihn in verhältnismäßig wertlose Reservate zurückzudrängen, oder ihn sich als Hilfskraft für die Wirtschaftsführung auf dem früher von ihm besessenen Grund und Boden zu erhalten. Im angelsächsischen Nordamerika und in Australien ist das erstere der Fall gewesen: in Nordamerika, weil die Verhältnisse eine Ackerbaukultur nach Art der europäischen, mit eigener körperlichen Arbeitsleistung

des Weißen, in jeder Hinsicht gestatteten, und wo die Dinge zum Teil anders lagen, wie beim Baumwollenbau in den Südstaaten der Union, trat auch sofort die Arbeit der eingeführten Negersklaven auf; in Australien, das als wirtschaftliches Nutzungsgebiet ähnlich wie Südafrika überwiegend eine Weidesteppe darstellt, wäre das Interesse der weißen Farmer an sich dahin gegangen, den Eingebornen als Hilfskraft für den Betrieb der Viehzucht zu erhalten, aber die australischen Eingebornen erwiesen sich als auf einer so niedrigen Kulturstufe stehend, daß sie nicht wie die Hottentotten und Bantus in Südafrika als Viehwächter, Brunnenarbeiter usw. gebraucht werden konnten. Die Folge war die allmähliche Ausrottung dieser Buschwilden, oder ihre Zurückdrängung in die wüstesten Teile im Innern des Kontinents. Die Heranziehung in den Dienst der Wirtschaft bei den Weißen gelang nur zum allergeringsten Teile. Für Südafrika dagegen bilden die Eingebornen in ihrer jetzigen Stellung einen kostbaren Besitz, und es liegt in keiner Weiße im Interesse der weißen Ansiedlung und Kolonisation, daß ihre Anzahl und damit die Menge der für die Farmwirtschaft verfügbaren Hilfskräfte sich verringere. Der Arbeiterbedarf für die Minen, der im wesentlichen durch Heranziehung farbiger Kräfte aus weiter entlegenen, nicht mehr zur südafrikanischen Wirtschaftsregion im eigentlichen Sinne gehörigen Gebieten gedeckt wird, bildet eine Frage für sich und gehört nicht hierher. Das Wesentlichste also bei der Ausschaltung der Eigenwirtschaft der Eingebornen, die sich als ökonomisches Zwischenglied zwischen die direkte Bodennutzung und den wirtschaftlichen Ge-

winn der kolonisierenden Nation stellt, ist die Inbesitznahme der produktionsfähigen Landflächen durch den weißen Kolonisten im Sinne des direkten privatrechtlichen Eigentums an Grund und Boden — wobei der eingeborne Vorbesitzer entweder verschwindet oder in irgend einer Form Lohnarbeiter des weißen Ansiedlers wird.

In Südafrika, wo die natürlichen Verhältnisse die Nutzung des Landes zu Viehzuchtzwecken vorschreiben, haben die Verhältnisse diese Entwicklung genommen. Anders sehen die Dinge aber in den tropischen Kolonialgebieten aus. Zwar wird auch hier die direkte Bewirtschaftung des Grund und Bodens durch den weißen Besitzer versucht. Es geschieht dies in der Form des Plantagenunternehmens. Der weiße Kolonist erwirbt durch Kauf oder durch Okkupation eine gewisse Landfläche, die er zum Anbau tropischer Nutzpflanzen für geeignet hält, und sucht sich für ihre Kultivierung eingeborne Arbeiter zu verschaffen, da weiße Hilfskräfte sowohl aus gesundheitlichen als auch aus finanziellen Erwägungen als Arbeiter auf einer Pflanzung nicht in Betracht kommen. Der farbige Arbeiter erhält dann seinen Lohn so gut wie der Viehwächter oder Wagentreiber beim Farmer in Südwestafrika oder im Kapland und hat damit seinen Anteil am Ertrage des Unternehmens dahin. Allerdings bildet die Arbeiterfrage fast auf allen Pflanzungen ein besonders schwieriges Kapitel. Verhältnismäßig am einfachsten war sie zu lösen in den Zeiten des unbeschränkten Sklavenhandels. Die Aufhebung der Sklaverei hat daher in den Gebieten, in denen farbige Arbeiter notwendig waren, immer große

wirtschaftliche und nicht selten auch politische Schwierigkeiten verursacht. Selbst heute noch kommt es unter dem Druck der Verhältnisse unter Umständen zu Maßnahmen, die sich von der Sklavenwirtschaft früherer Zeiten nicht so sehr dem Wesen, wie dem Namen nach unterscheiden. Man braucht nur an die Arbeiteranwerbungen für die portugiesische Kakaoinsel São Thomé zu denken. Auch die Verschiffung von Kulis aus Ostindien und China hat manchmal Züge angenommen, die zum Teil dem früheren Sklavenhandel nicht unähnlich waren.

Die Anlage von Plantagen unter direkter weißer Bewirtschaftung hat aber oft große wirtschaftliche Schwierigkeiten. Alle kolonisierenden Nationen haben in dieser Beziehung dieselben Erfahrungen gemacht. Für gewisse Produkte und bei bestimmten, aber ihrem Wesen nach nicht konstanten Voraussetzungen auf dem Weltmarkt lohnt der Plantagenbetrieb; in anderen Fällen aber lohnt er nicht, und die Zahl der Gebiete, auf denen er nicht oder nicht mit Sicherheit lohnt, ist im Wachsen. Wir werden bei der Besprechung der Verhältnisse unserer Tropenkolonien im einzelnen noch auf die Frage der Rentabilität der Plantagenwirtschaft zurückkommen. An dieser Stelle mag der allgemeine Hinweis auf die unter Umständen vorhandene Unsicherheit und Unrentabilität dieser Betriebsart genügen. An seine Stelle tritt dann die Zwischenwirtschaft der Eingeborenen in verschiedenen Formen, die man jetzt häufig mit dem Namen der „Volkskultur“ bezeichnet.

Diese sogenannte Volkskultur, um den einmal aufgebrachten Ausdruck beizubehalten, hat sich als

koloniale Wirtschaftsmethode aus dem früheren bloßen Faktoreihandel, wie er vorzugsweise an der afrikanischen Westküste üblich war, entwickelt. Faktoreien wurden schon in den ersten Jahrhunderten nach der Aufseglung der Westküste durch die Portugiesen errichtet. Es waren befestigte Plätze an der Küste, die zum Verkehr mit den Eingeborenen dienten. Diese brachten ihre Produkte und tauschten sie gegen europäische Erzeugnise ein. Wo die Möglichkeit dazu vorhanden war, versuchte man allerdings im unmittelbaren Machtbereich der Faktorei, die Schwarzen zu Zwangskulturen heranzuziehen, aber ohne großen Erfolg. Sehr viel größer, als für den unmittelbaren Produktenhandel und die Plantagenkultur war aber die Bedeutung dieser früheren Faktoreien für den Sklavenhandel, der namentlich während des 17. und 18. Jahrhunderts von den europäischen Nationen selbst von Staatswesen ungescheut ausgeübt oder als Privileg oder Monopol verliehen wurde. Mit der Aufhebung des Sklavenhandels sank während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die wirtschaftliche Bedeutung der westafrikanischen Faktoreien so sehr, daß verschiedene Staaten ernsthaft daran dachten, sich dieser Besitzungen, die nur noch Geld kosteten und wegen des mörderischen Klimas immense Menschenopfer verlangten, zu entledigen. Von der geringen Zahl befestigter und besetzter Plätze an der Küste abgesehen, stand es sowohl mit den Sicherheitsverhältnissen als auch namentlich mit der gesundheitlichen Existenz im Lande so schlimm, daß an vielen Punkten der Eingeborenenhandel nur in der Weise vor sich ging, daß die damaligen Segelschiffe von

England, Hamburg und anderen Plätzen aus auf unbestimmte Zeit an die Westküste gingen und in einer Flußmündung oder sonst an einem geschützten Platze so lange liegen blieben, bis sie ihre Ladung voll hatten, ohne daß am Lande überhaupt eine Handelsniederlassung bestand. Allmählich entwickelte sich daraus die Methode des Handels von dauernd verankerten abgetakelten Schiffen, sogenannten Hulks, aus. Die kaufmännischen Agenten der europäischen Firmen mit ihrem Personal wohnten an Bord der Hulk, wo sich auch ihr Warenlager befand. Diese Art des Handels wurde dadurch befördert, daß verschiedene eingeborenen Stämme an der Küste zu ausgesprochenen Zwischenhändlern wurden, indem sie ihrerseits von den weiter im Inneren wohnenden Schwarzen die Produkte erwarben und dann an die Europäer auf ihren schwimmenden Stationen weiter verkauften. Es ist noch gar nicht so lange her — bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts — daß eine ziemliche Anzahl solcher Hulks an der Westküste nördlich von der Kongomündung entlang vor Anker lagen, und der Hauptteil des freilich im ganzen wenig bedeutenden westafrikanischen Handels auf diese Weise vermittelt wurde. Die Hulks lagen natürlich nach Möglichkeit nicht an der offenen, fast durchweg von einer starken Brandung heimgesuchten Küste, sondern in den geschützten Flußmündungen. Auch die jetzt an der Westküste den ersten Rang einnehmende Rhederei, die Firma Wörmann, hat ihren afrikanischen Handel auf diese Weise begonnen.

Dann kam zu Anfang der 80er Jahre die Aufteilung Afrikas unter die europäischen Nationen. Als

Ergebnis der verschiedenen diplomatischen Verhandlungen und Konferenzen jener Periode wurden nun gewaltige Länderstrecken auf der Karte französisch, englisch, deutsch usw. koloriert, ohne daß vorläufig selbst nur eine hinreichende Kenntnis von der allgemeinen Beschaffenheit und den wirtschaftlichen Produktionsmöglichkeiten jener Gebiete bestand — geschweige denn Ansätze zu einer tatsächlichen Erschließung derselben. Bald aber begannen die Versuche zur Aufschließung und Nutzbarmachung der Neuerwerbungen für den Handel. Am meisten hatten schon vor der großen Aufteilung die Engländer für die Entwicklung des Handels auf dem unteren Niger und dem Deltagebiet dieses Stromes, den sogenannten Ölflüssen, getan — allerdings nicht unter staatlicher, sondern unter privater Initiative, ja man kann wohl sagen unter ausgesprochener Zurückhaltung der heimischen Regierung. Sehr bald erkannte man, daß ohne Eisenbahnbauten an ein Vordringen des Handels ins Innere so gut wie nirgends zu denken war. Durch den kostspieligen Trägerverkehr war, von wenigen hochwertigen Produkten abgesehen, nur eine Ausbeutung der unmittelbar um die Hafenplätze und Stationen belegenen Gebiete möglich. Die Flüsse der Westküste sind durch den stufenförmigen, Stromschnellen und Wasserfälle verursachenden Aufbau des Landes und durch den Wassermangel während der Trockenzeit nur in sehr geringem Maße für den Handel brauchbar. Unter großen Schwierigkeiten und wiederholt drohenden Krisen wurde die Kongobahn gebaut; dann kamen die französischen und englischen Aufschließungsbahnen von der Küste ins Innere.

Auch die bisher geradezu mörderischen Gesundheitsverhältnisse begannen sich unter dem Einfluß der Assanierung der bedeutenden Plätze, namentlich aber durch die mit wachsendem Erfolg fortschreitende Bekämpfung der Malaria durch den rationellen Chiningebrauch, zu verbessern, so daß in jüngster Zeit Westafrika bei weitem nicht mehr in dem Maße wie früher den Ruf eines Kirchhofs der Europäer verdient.

Bei dem Bemühen, dem Handel nach Möglichkeit Landesprodukte zuzuführen und die Kosten, welche die militärische Besetzung, die Verwaltung und die Erschließung dieser neuen großen Kolonialgebiete verursachten, durch ihre wirtschaftlichen Erträge wettzumachen, überzeugte man sich sehr bald davon, daß nachhaltige Erfolge im größerem Stile nur auf dem Wege einer Hebung und Entwicklung der Produktion der Eingebornen zu erzielen waren. Namentlich auf deutscher Seite hat anfangs viel zu sehr die alte, an gewisse herrschende Züge im Kolonialwesen des 18. Jahrhunderts anknüpfende Vorstellung bestanden, daß Kolonialwirtschaft und Plantagenwirtschaft sozusagen untrennbar zusammen gehören. Wenn man an Kolonien dachte, so erhob sich bei uns im allgemeinen gleich die Vorstellung von Kaffee- und Kakaopflanzungen, Zuckerplantagen und dergleichen. Aus diesem alten Vorstellungskreise heraus ist die beginnende deutsche Kolonialwirtschaft von Anfang an viel zu sehr durch den Gedanken des Plantagenbetriebs im herkömmlichen Sinne fasziniert gewesen. Man redete und schrieb über die Notwendigkeit, daß deutsches Kapital in die Kolonien müßte, und ereiferte sich darüber, daß es nicht im größerem Umfange geschah. Gelang

es nun, etwas Geld aufzubringen, sei es für Ostafrika, sei es für Kamerun oder eine andere Tropenkolonie, so wurde im Küstenlande ein Plantagenunternehmen begonnen. Das erste waren dann sehr hoffnungs- und verheißungsvolle Prospekte, und das zweite war, daß sich die Verheißungen dieser Prospekte in den seltensten Fällen, und auch dann erst nach erheblich längerer Zeit als vorher in Aussicht gestellt war, halbwegs zu erfüllen begannen. Auch in den englischen und französischen Kolonien sind wirtschaftliche Fehler gemacht worden, aber in der Hauptsache erfaßte man dort doch sehr viel schneller als bei uns, worauf es ankam, um die Erwerbungen nutzbar zu machen. Nicht Pflanzungen mit europäischem Kapital, europäischer Leitung und mit Dividenden für die Aktionäre zu Hause, sondern Eisenbahnbauten ins Innere zur Anregung der Eingeborenen-Produktion in den von der Küste entfernteren, wirtschaftlich meist begünstigteren, vor allen Dingen volkreicheren Binnengebieten, taten not. Es soll damit keineswegs gesagt werden, daß Plantagenunternehmungen im gewöhnlichen Sinne innerhalb der afrikanischen Tropen unter richtigen Voraussetzungen nicht mit Gewinn ins Werk gesetzt werden könnten. Auch die begonnenen und bisher nicht von einem befriedigendem Erfolge gekrönten Unternehmen können ungeachtet der bereits eingetretenen Kapitalsverluste und Enttäuschungen durch Geduld, Kapitalzuschuß und sachverständiges Eingreifen manchmal noch in ganz befriedigender Weise saniert werden, und bei einer Reihe von ihnen hat dieser Prozeß bereits begonnen. Für den Anfang aber war man vielfach zu übereilt vorgegangen.

Mangelnde meteorologische Beobachtungen, optimistische Urteile über die natürliche Ertragsfähigkeit des Bodens, Unterschätzung der Arbeiterschwierigkeit, besonders häufig aber die Verwendung ungeeigneter, in Afrika unerfahrener, in Europa schiffbrüchiger weißer Kräfte, haben die Verluste verschuldet. Jetzt hat man auch bei uns den Wert der Volkskulturen der Eingeborenen begriffen. Vor allen Dingen ist es ein Verdienst des kolonialwirtschaftlichen Komitees in Berlin, schon seit Jahren unermüdlich immer wieder von neuem auf diese Notwendigkeit hingewiesen zu haben; so sehr, daß jetzt die Engländer und Franzosen angefangen haben, nach der Methode des Komitees zu arbeiten, um die Volkskultur in ihren westafrikanischen Besitzungen, deren planmäßige Entwicklung bei ihnen ursprünglich früher begonnen hatte als bei uns, weiter zu fördern. Den größten Erfolg in dieser Produktionsmethode, die den Eingeborenen auf seinem eigenen Grund und Boden als selbständigen Besitzer der Produktionsmittel arbeiten läßt und nur darauf ausgeht, die äußeren Voraussetzungen für diese Eingeborenen-Produktion durch Schaffung von Verkehrswegen, Transportmitteln und Absatzgelegenheiten zu erweitern, haben die Franzosen in ihrer Senegalkolonie durch die enorme Steigerung der Erdnußkultur gehabt. Ebenso aber ist es den Engländern gelungen, die Ausfuhr von Öl und Ölfrüchten, die ausschließlich Eingeborenen-Produktion sind, ja selbst einen so schwierigen Zweig der Tropenwirtschaft wie den Kakaobau, als Eingeboren-Volkskultur zu bedeutender Blüte zu bringen. Je weiter die Eisenbahnen der wetteifernden Nationen von der Küste in das produkten-

reichere unb besser bevölkerte Hinterland eindringen, desto schlagender wiederholt sich die Erfahrung, daß die westafrikanischen Binnenstämme über Erwarten willens und im stande sind, ihre freiwillige Arbeitsleistung in der Gewinnung von Handelsprodukten, sei es aus der Bodenbebauung, sei es durch Verarbeitung wildwachsender oder in Halbkultur befindlicher Pflanzen, zu steigern. Nach dieser grundsätzlich gemachten Erfahrung kann man es z. B. auch für sehr wohl möglich, ja für wahrscheinlich halten, daß es gelingen wird, auf dem Wege der Volkskultur den Anbau der Baumwolle, die an Bedeutung für Volkswirtschaft und Weltmarkt alle anderen afrikanischen Produkte zu übertreffen geeignet wäre, so weit zu entwickeln, daß in West- wie in Ostafrika Baumwollenproduktionsgebiete von dem Umfange entstehen, daß ihr Ertrag weltwirtschaftlich in merklichem Grade zur Geltung kommt. Die vom deutschen kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgegangenen Versuche in Togo und Ostafrika berechtigen nach dieser Richtung hin zu sehr guten Erwartungen.

So sehen wir also innerhalb des tropisch gearteten Kolonialbesitzes der europäischen Nationen in Afrika, im Anschluß an die ursprüngliche Form des Produktenhandels in diesen Ländern, eine vollkommen anders geartete Methode der kolonialen Nutzung sich entwickeln, als wir sie in den subtropischen, für die dauernde weiße Besiedlung bestimmten südafrikanischen Steppen kennen gelernt haben. Der Eingeborene wird nicht wie in Südafrika expropriiert; er verliert nicht seine Stammesorganisation, wird nicht bloß zur bestimmten, sozial und wirtschaftlich vom Weißen ab-

hängenden Klasse ohne eigene Produktion, sondern er bleibt im Besitz seiner ursprünglichen Produktionsmittel, er bebaut das Land, er erntet seine Palmen ab und verkauft seine Produkte frei an den Meistbietenden unter den weißen Handelsagenten. Dieser Unterschied ist grundsätzlich und praktisch damit gegeben, daß der Weiße nicht im Stande ist, im tropischen Afrika dauernd zu leben, sich fortzupflanzen, den Grund und Boden selbst in Bearbeitung zu nehmen — mit einem Wort einen tropenbeständigen afrikanischen Ableger seiner Rasse zu bilden, wie das in Südafrika möglich war und geschehen ist. Damit entfällt natürlich auch die Möglichkeit, den gesamten Grund und Boden in den Tropenkolonien als unmittelbaren Besitz zu okkupieren und die vielen Millionen von Eingeborenen, die dort leben, in eine Klasse von bloßen Lohnarbeitern zu verwandeln. Die weiße Bevölkerung im subtropischen Südafrika zählt heute etwa eine Million, und es ist denkbar, daß sie sich im Laufe der Zeit noch bis auf einige Millionen vermehrt. In den afrikanischen Tropen ist sie unverhältnismäßig geringer. Selbst wenn man die Besitzungen aller europäischen Nationen zusammennimmt, und wenn sich die Zahl der Weißen darin auch nach Erschließung aller Gebiete noch erheblich vermehrt, so wird es doch immer bei dem jetzigen Zustand bleiben, daß der einzelne Weiße es immer nur eine beschränkte Zeit in den Tropen aushalten kann, nach deren Ablauf er entweder zu Grunde geht oder in die Heimat zurückkehren muß. Der Weiße in den Tropen wird immer nur Kaufmann oder kaufmännischer Angestellter, Beamter, Offizier, Stationsleiter, Minendirektor oder

sonstiger Betriebsleiter, Werkführer und dergleichen sein. Er wird in der überwiegenden Mehrzahl für die Zeit seiner afrikanischen Existenz auf Familiengründung verzichten müssen, und nach einigen Jahren durch eine andere Kraft ersetzt werden, die auch wiederum weiß, daß ihr Aufenthalt nur ein vorübergehender sein wird. Wir werden also in unseren Tropenkolonien der großen Masse der Eingeborenen zwar als die politischen Beherrscher gegenüber stehen, aber wir werden in ökonomischer Beziehung die Zwischenwirtschaft der selbständigen Eingebornen-Produktion als ein für allemal gegebene Größe anerkennen und auch mit der Organisation der Eingeborenen als Stammesgenossenschaften und Häuptlingsschaften mit einem gewissen Maß von Selbstverwaltung dauernd rechnen müssen, und nur dafür zu sorgen haben, daß aus diesem Zustande nicht durch Verkehrtheiten unsererseits Gefahren für unsere politische Machtstellung und unsere materielle Nutznießung des tropischen Kolonialbesitzes entstehen.

Drittes Kapitel.

Aufschließung der Kolonien.

1. Eisenbahnbau und Verwandtes.

Wir haben bereits an verschiedenen Stellen in der bisher gegebenen Darstellung Gelegenheit gehabt, die Frage des Eisenbahnbaues im Vorübergehen zu berühren. Bis vor kurzem galt es als eine Art Axiom, daß sich der Eisenbahnbau in tropischen Kolonialgebieten nur bis auf eine gewisse Entfernung von der Küste hin wirtschaftlich bezahlt machen könne, und zwar galt als die Grenze dieser durch Eisenbahnen aufzuschließenden Zone die Entfernung von 300 bis höchstens 400 Kilometern von der Küste. Man ging bei dieser Annahme von der Voraussetzung aus, daß erstens die in Frage kommenden Produkte auf größere Entfernungen nicht mehr die Transportkosten vertrügen, und daß zweitens die Bau- und Betriebskosten für tropische Eisenbahnen unverhältnismäßig hohe seien. Beide Annahmen bedingen sich, wie man sieht, gegenseitig. Es ist ein Verdienst der vom Kolonialamt im Frühjahr 1907 herausgegebenen Denkschrift über die Eisenbahnen Afrikas,

nachdem schon vorher eine Reihe von praktischen Einzelerfahrungen im Bau und Betrieb tropischer Bahnen die Haltlosigkeit dieses Vorurteils erwiesen hatten, das hierauf bezügliche Material geordnet und überzeugend bearbeitet zu haben.

Der Eisenbahnbau kann die wirtschaftliche Aufschließung eines Kolonialbesitzes unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten bewirken, und unsere Kolonien geben beinah für jeden denkbaren wirtschaftlichen Zweck kolonialen Eisenbahnbaues praktische Musterbeispiele ab. In Südwestafrika haben wir die fast 600 Kilometer lange schmalspurige Otavi-Eisenbahn, eine Minenbahn, die zu dem Zweck gebaut ist, die Kupfer-Erzlager von Tsumeb und Otavi ausbeuten zu können. Die geschäftliche Kalkulation dieses Bahnbaues erfolgte im wesentlichen unabhängig von anderen wirtschaftlichen Erwägungen auf die vorhergegangene Feststellung hin, daß der Erzkörper in der Lagerstätte von Tsumeb eine so bedeutende Menge von Kupfer repräsentiere, daß die vorherzusehende Ausbeute neben den übrigen Unkosten des Betriebes auch die Verzinsungs- und Amortisationskosten für die Eisenbahn decken würde. Tatsächlich hat die Otavibahn über diesen unmittelbaren Zweck hinaus bereits erheblichen Nutzen gebracht — allein schon durch ihre Mitwirkung für die Bewältigung der Militärtransporte während der zweiten Hälfte der Aufstandszeit in Südwestafrika. Dieser besondere Nutzen, der durch den Bau entstanden ist, war aber nur mehr zufälliger Art, und durch das einmalige, nicht vorherzusehende Ereignis des Krieges bedingt. Auch die sonst unwirtschaftliche, namentlich mit

Rücksicht auf die Betriebskosten verfehlte Anlage der gleichfalls schmalspurig, nur noch bedeutend schwächer, hergestellten, ca. 400 Kilometer langen Staatsbahn von Swakopmund nach Windhuk hat für den Krieg, wo es nicht so sehr auf die Kosten der Beförderung ankam, wie darauf, daß überhaupt eine Eisenbahngelegenheit zur Beförderung bestand, eine ganz entscheidende Bedeutung gehabt. Ohne sie wäre die Bekämpfung des Aufstandes nicht einmal in der Weise möglich gewesen, wie es mit ihrer Hilfe geschehen konnte. Dieser militärische Nutzen vorhandener Eisenbahnen, oder die Anlage einer Eisenbahnlinie für den Transport von Erzen aus einer reichen Mine, können aber für eine Kolonie wie Südwestafrika nicht schlechthin den entscheidenden Gesichtspunkt für die Beurteilung seiner eisenbahnlichen Notwendigkeiten bilden. Dieser Gesichtspunkt wird vielmehr durch die Rücksicht auf die Entwicklung der Farmwirtschaft gegeben. Die Farmwirtschaft bedarf zu ihrem Aufkommen und zu ihrem rationellen Betriebe auf jeden Fall einer ausgiebigen Unterstützung durch die Eisenbahnen. Wir sahen weiter oben, daß Südwestafrika durch seine natürlichen, insbesondere seine klimatischen Verhältnisse und seine Bodenbeschaffenheit dazu bestimmt ist, vor allen Dingen ein großes Weidegebiet zu bilden, und man kann kurz das Ziel für die wirtschaftliche Entwicklung dieser Kolonie in dem Sinn definieren, daß es geschafft ist, wenn alle vorhandenen und erreichbaren Futterpflanzen, Gräser und Büsche, in exportfähige Viehzuchtprodukte, Fleisch, Wolle usw. verwandelt sind. Dafür, daß es dazu kommt, bedarf es vor allen

Dingen einer rationellen Einrichtung des Farmbetriebes, und wenn diese Einrichtung geschehen ist, bedarf es weiter der Möglichkeit zum vorteilhaften Export der erzeugten Produkte. Eins wie das andere ist ohne Eisenbahnen ausgeschlossen. Man kann ohne Eisenbahnen wohl eine primitive, halbnomadische Viehzucht betreiben, von der Art, wie sie die sogenannten Treckburen an den Grenzgebieten der Besitzungen der Weißen in Südafrika einrichten, aber keinen regelrechten Farmbetrieb mit solidem Hausbau, mit einer genügenden Anzahl von Brunnen- und Tränkanlagen, Kleinviehbädern und dergleichen, mit Drahteinzäunung des Farmlandes, mit Beschaffung aller derjenigen Lebensnotwendigkeiten, die selbst bei bescheidenen Ansprüchen für die Begründung und Erhaltung eines Familienlebens von Weißen in der afrikanischen Steppe notwendig sind. Wollte man das alles ohne Eisenbahn versuchen, so würden die Transportkosten per Ochsenwagen derartige Summen verschlingen, daß an eine praktische Verwirklichung des Zieles alsbald nicht mehr wird gedacht werden können.

Was nun vollends die Ausfuhr anbetrifft: Wie sollte wohl der Farmer z. B. seine Wollproduktion ohne Eisenbahn aus dem Innern von Südwestafrika auf den Weltmarkt bringen? Der Farmer in der Kapkolonie konnte es wenigstens von Anfang an innerhalb derjenigen Entfernungszone von den Hafenplätzen an der Küste, die einen Transport seiner Produkte mit dem Ochsenwagen noch ermöglichte. Er konnte es deshalb, weil im Kapland das Weidegebiet speziell für Wollschafe meist unmittelbar an der Küste beginnt. In Südwestafrika wird aber gerade

jene Zone von etwa 150 Kilometern Breite, über die hin der Transport von Farmprodukten mit dem Ochsenwagen erfahrungsgemäß noch lohnt, durch eine absolut sterile, längs der ganzen Meeresküste sich erstreckende Wüste eingenommen: die Namib. Vor allen Dingen ist es also erforderlich, diese tote Zone, die nur als Verkehrshindernis inbetracht kommt, durch eine Eisenbahn zu überwinden. Dahinter erstreckt sich dann in gewaltiger Ausdehnung das innere Weideland, innerhalb dessen die Entfernungen aber gleichfalls viel zu groß sind, als daß ein Abtransport der Farmprodukte nach denjenigen Punkten, wo die Bahnlinie durch die Wüste anfängt, mit Ochsenwagen erfolgen könnte. Man kann sagen, daß der Norden der Kolonie, das einstige Hereroland, durch die beiden bestehenden Bahnen, die Otavibahn und die Swakopmunder-Windhuker Bahn, was die notwendigsten Bedürfnisse der Farmwirtschaft betrifft, annähernd aufgeschlossen ist. Allerdings ist dabei die Voraussetzung zu machen, daß der geplante Umbau der oberen Staatsbahnstrecke von Karibib bis Windhuk in Kapspurweite Tatsache wird, und daß in absehbarer Zeit das dadurch frei werdende noch brauchbare Gleis- und Maschinenmaterial für die Herstellung einer Kleinbahn in östlicher Richtung von Windhuk auf Gobabis zu verwendet wird. Wenn sich die Mittel finden, auch hierfür neues Material anzuschaffen, so ist es natürlich um so besser. Alsdann werden annähernd alle wirtschaftlich wertvollen Gegenden des Hererolandes und seiner Nachbargebiete innerhalb einer Entfernungszone von 150 bis höchstens 200 Kilometer von einer Eisenbahnstrecke

zu liegen kommen, und damit wird dem Bedürfnis fürs erste gedient sein. Anders dagegen steht es mit dem Süden des Landes. Im Bau begriffen ist hier die Bahnlinie von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop. Diese führt aber zum größeren Teile durch ein vollkommen wüstes oder halbwüstes Gelände, und erst ihr letztes Stück fällt in ein für die Farmwirtschaft normaler Weise brauchbares Gebiet. Zwischen den beiden Endpunkten der von Swakopmund und Lüderitzbucht ostwärts ins Innere führenden Bahnen, d. h. zwischen Windhuk und Keetmanshoop, dehnt sich nun in einer Länge von über 450 und in einer durchschnittlichen Breite von über 250 Kilometern das große Weidegebiet des Südens aus, das in hervorragender Weise für die Wollschafzucht geeignet ist. Hier muß vor allen Dingen eine Windhuk- und Keetmanshoop verbindende Längsbahn hindurch gelegt werden. Damit ist die wahrhafte Lebensader für die Entwicklung der ganzen Südhälfte des Landes geschaffen. Ohne diese Südbahn wird die Farmwirtschaft in diesen Gebieten auf keine Weise zu der Entwicklung und zu dem Grade von Produktions- und Exportfähigkeit kommen, den sie erreichen muß, um an ihrem Teile die immensen Opfer, die uns Südwestafrika gekostet hat, wett zu machen. Es ist eine ganz aussichtslose Sache, von Wollschaf-Farmen und Wollexport zu reden, große Schäfereigesellschaften zu gründen, die Einwanderung zu ermuntern, Regierungsdarlehen für die Farmgründung zu gewähren, und dann doch die Hauptarbeit, die alle diese Bemühungen und Ansätze erst zu einem gesunden Emporwachsen und kräftiger Ausbreitung bringen kann,

ungetan zu lassen. In dieser Beziehung sind die Bahnbauten in der Kapkolonie und in Australien sehr lehrreich. Hier wie dort hat sich derselbe Erfahrungssatz bestätigt, daß die Entfernungsgrenze von ca. 100 englischen Meilen, d. h. ungefähr 150 Kilometern, für die Rentabilität des Farmbetriebes abseits der Eisenbahn im großen und ganzen maßgebend ist. Im Kapland verhält sich die Dichte des Wollschafbestandes genau proportional der Entfernung der betreffenden Farmbezirke von der Eisenbahn. Abgesehen von der Exportfrage gewährt das Vorhandensein einer erreichbaren Eisenbahnlinie dem Farmer auch noch in jeder anderen Beziehung Hilfe. Im englischen Südafrika werden, falls irgendwo Dürre eintritt, gewaltige Kleinviehherden mit der Eisenbahn in andere Weidebezirke transportiert, die hunderte von Kilometern entfernt liegen können, wo es geregnet hat und wo es genug Gras gibt. Die Eisenbahn ermöglicht es dem Farmer, alle die schweren Maschinerien, Leitungsrohre usw., die zur Anlage einer etwas umfassenderen Bewässerung gehören, mit erschwinglichen Kosten heranzubringen. Hat er ein Stück Bewässerungsland hergerichtet, so kann er sich durch Luzernebau eine Futterreserve für Zeiten der Not schaffen.

So fehlt also für den Ausbau des südwestafrikanischen Eisenbahnnetzes in seiner notwendigsten Grundform noch dieses eine Verbindungsstück zwischen Keetmanshoop und Windhuk. Wenn man weiter gehen will und fragen, was über das Notwendige hinaus an Nützlichem zu schaffen wäre, so kann freilich noch allerlei hinzugefügt werden. Eine Ab-

zweigung von der Otavibahn nach Grootfontein ist mit Rücksicht auf weitere Erzvorkommnisse in jener Gegend bereits im Bau. Eine Zweiglinie von Okahandja an der Staatsbahn nach den Kupferminen von Otjisonjati wird ihr sehr wahrscheinlich folgen; eine andere Minenbahn von Swakopmund nach der Kupferfundstelle Gorob am unteren Kuiseb vielleicht gleichfalls. Waterberg und Outjo, die beide voraussichtlich wichtige Besiedlungszentren und Stützpunkte für die Verwaltung und Pazifikation des Landes ausmachen, würden zweckmäßig durch je eine von der Station Otjivarongo der Otavibahn nach Osten und Westen ausgehende Zweigbahn angeschlossen werden. Wenn man das fruchtbare Tal des nordöstlichen Grenzflusses von Südwestafrika, des Okavango, wo Bewässerungskulturen größeren Stiles möglich sind, mit in die wirtschaftliche Gesamtentwicklung der Kolonie hineinziehen will, so muß man den Okavango auf dem kürzesten Wege etwa mit dem Endpunkt der Otavibahn, Tsumeb, verbinden. Die Entfernung macht etwa 200 Kilometer aus, und das Gelände ist für den Bahnbau leicht. Von dem voraussichtlichen Treffpunkt der Bahn an ist der Fluß über 300 Kilometer weit abwärts bis zu den Stromschnellen von Andara, wo der sogenannte Caprivizipfel anfängt, schiffbar. Alle diese zuletztgenannten Linien sind Möglichkeiten, deren Ausnutzung für den wirtschaftlichen Fortschritt der Kolonie sicher viel beitragen würde; zwingende wirtschaftliche Notwendigkeiten, wie die Otavibahn, die Bahn nach Windhuk und Keetmanshoop und die südliche Verbindungsbahn, sind sie einstweilen nicht.

Schließlich sei noch auf einen besonderen Gesichtspunkt hingewiesen, der für die Beurteilung der Eisenbahnfragen in Südwestafrika wichtig ist. Wie die übrigen großen, Viehzucht treibenden Steppengebiete der südlichen Halbkugel müssen auch wir als wirtschaftliches Ziel den Export nicht etwa nur von Wolle, Federn, Häuten und dergleichen, sondern auch vor allen Dingen von lebendem und geschlachtetem Fleisch ins Auge fassen. Lebendes Vieh aber kann man ohne Eisenbahnen überhaupt nicht aus dem Innern von Südwestafrika in markt- und verschiffungsfähigem Zustande an die Küste bringen, weil die dazwischen liegende Wüste weder Futter noch Wasser bietet. Wenn in Argentinien und Uruguay die Viehherden im Anfang des Eisenbahnzeitalters zum Einschiffungsplatz getrieben wurden und die großen Fleischkonserven- und Fleischextraktfabriken in der Nähe der Hafenplätze selbst erbaut sind, so müssen in Zukunft, wenn unser Viehbestand in Südwestafrika sich so weit gemehrt haben wird, die Verladeplätze zum Eisenbahntransport für das Vieh weit im Innern an der Grenze des Weidelandes gegenüber der Wüste liegen, und dort müssen auch die Fleischverwertungsfabriken, Gefrieranlagen usw. zweckmäßig eingerichtet werden. Es ist das Zukunftsmusik, aber die Zukunft, in der diese Musik gemacht werden wird, ist keine chimärische und liegt auch nicht in unmittelbarer Ferne, sondern wenn die Maßnahmen danach getroffen werden, so ist sie eine sehr reale, und die Generation, die heute in die koloniale Politik hineinwächst, wird sie noch erleben.

Was Kamerun betrifft, so haben wir bereits bei der Skizzierung der natürlichen Beschaffenheit dieser Kolonie gesehen, daß eine gewisse Analogie zwischen dem dortigen Urwaldgürtel und der südwestafrikanischen Namib insofern besteht, als beide zunächst als verkehrshemmendes Hindernis für die wirtschaftliche Ausnutzung des Binnenlandes wirken, und dieser Ausnutzung also hier wie dort die Überwindung der ganz oder überwiegend toten Küstenzone durch eine oder mehrere Eisenbahnlinien vorhergehen muß. Dies vorausgesetzt ist das für die Entwicklung Kameruns zunächst notwendige Eisenbahnnetz durch die natürlichen Verhältnisse mit einer so unzweideutigen Bestimmtheit vorgezeichnet, wie man sich das nur wünschen kann. Von den beiden für den Bahnbau gegebenen Zielpunkten liegt der eine im Nordwesten, der andere im Süden der Kolonie. In Nordwestkamerun ist es jene ausgedehnte Region auf dem inneren Hochland, wo die Bedeckung mit fruchtbaren vulkanischen Zersetzungsprodukten, die große Bevölkerungsdichtigkeit und die günstigen klimatischen Verhältnisse mit Naturnotwendigkeit die besten Aussichten für die Entwicklung einer Volkskultur der Eingeborenen in dem Sinne darbieten, wie im vorhergehenden Kapitel dieser Darlegungen ausgeführt worden ist. In Südkamerun ist es die lange, schiffbare Wasserader des mittleren und oberen Njong, ein natürlicher, das ganze Jahr hindurch brauchbarer Transportweg von mehreren hundert Kilometern Länge, der durch eine Eisenbahn eine Verbindung mit der Küste erhalten muß. Der Unterlauf des Njong, etwa von den Tappenbeckschnellen ab, dort wo der Kara-

wanenweg von Jaunde nach Kribi den Fluß kreuzt, ist durch zahlreiche Stromschnellen bis in die unmittelbare Nähe des Meeres für den Verkehr unbrauchbar. Der mittlere und obere Lauf dagegen können von den Tappenbeckschnellen bis zum sogenannten oberen Njongdepot der Gesellschaft „Südkamerun“ mit Flußdampfern, Barkassen und Schleppzügen befahren werden. Von jener Stelle ab ist es dann nur noch eine kurze Strecke bis zur oberen Schiffahrtsgrenze des Dume, der ostwärts fließend bereits dem Kongosystem angehört und von dem aus eine praktikable Wasserverbindung zum Sanga und nach der französischen Kongokolonie besteht.

Für die Nordwestkamerunbahn war schon seit längerer Zeit eine gewisse Agitation unter dem Schlagwort einer deutschen Tschadseebahn entfaltet worden. Man kann zugeben, daß eine deutsche Eisenbahn bis an den Tschadsee, die beiläufig über 1000 Kilometer lang sein würde, das ganze westliche und nördliche Kamerun aufschließen würde. Eine andere Frage ist es, ob die wirtschaftlichen Verhältnisse auf dieser langen Strecke tatsächlich so geartet sind, daß sie die Durchführung einer so großen und so kostspieligen Anlage von vorneherein rechtfertigen würden. Außerdem ist der Tschadsee selbst nur auf der Karte, nicht in Wirklichkeit, eine besonders markanter Zielpunkt für den Bahnbau. Man kann den Tschadsee in keiner Weise z. B. mit den großen ostafrikanischen Seen vergleichen, die gleichsam eine Gegenküste gegen das ozeanische Gestade von Ostafrika bilden. Rings um den Tschadsee dehnt sich ein großes Überschwemmungsgebiet aus, das alljährlich zur Regen-

zeit unter Wasser gesetzt wird. Der See hat nur an wenigen Stellen feste Ufer, die eine Annäherung gestatten, und in weitem Umkreise um ihn kann von dauernder Ansiedlung keine Rede sein. Auch ist es ein Irrtum, wenn man die Landschaft am Tschadsee als besonders fruchtbar bezeichnet; im Gegenteil soll nach der Mitteilung von Augenzeugen gerade auf der deutschen Seite ein dichtes Dornbuschgestrüpp von gewaltiger Ausdehnung und danach ein ebenso ausgedehntes Binsen- und Schilfdickicht das Seeufer umgeben. Von Schiffahrt auf dem Tschad ist kaum die Rede.

Wenn man aber auch die Frage einer Fortführung der Bahn bis zum Tschadsee ganz offen läßt, so ist doch die vorläufige Richtung in dieser selben Linie durch die nächsten zweifellosen Zielpunkte, die Landschaft am Manengubagebirge und die Gegend von Bamum, immerhin gegeben. Bis zum Manenguba reicht das gegenwärtig in Angriff genommene Baustück; bis Bamum soll bestimmtem Vernehmen nach der Weiterbau gleichfalls gesichert sein. Die Linie gewinnt von Duala aus so bald wie möglich die Wasserscheide zwischen den Flüssen Mungo und Wuri und tritt dann alsbald in jenes Gebiet fruchtbaren vulkanischen Zersetzungsbodens ein, der sich vom Manenguba auf mehrere Tagesreisen aus südwärts ausbreitet. Hier sind die Bedingungen für die Anlage von Plantagen sowohl nach der klimatischen Seite als auch was die voraussichtliche Tiefgründigkeit und Ertragsfähigkeit des Bodens angeht, besser, als in dem Pflanzungsgebiet am Kamerunberg, wo die übermäßige Feuchtigkeit und die

teilweise nicht befriedigende Beschaffenheit der Pflanzungsböden, wie wir sahen, keine günstigen Momente darstellen. Bereits diesseits des Manenguba tritt die Bahn, die bis zum Übergangspunkt über das Gebirge eine Höhe von 900 Metern erreicht, aus dem Urwaldland in eine lichtere, parkartige Landschaft hinaus und hat in nicht großer Entfernung, namentlich gegen Westen hin, gut bevölkerte Bezirke in ihrer Nachbarschaft. Nach dem Übergang über das Gebirge senkt sich die voraussichtliche Trace zunächst in die große Mboebene hinab, die den Boden eines früheren Sees bildet. Zur Regenzeit ist die Ebene selbst heute noch teilweise schlecht entwässert und sumpfig. Sie ist aber in hohem Maße anbaufähig. Der Aufstieg von der Mboebene auf das große innere Plateau wird die schwierigste Strecke bilden. Wahrscheinlich wird man das Tal des Menuaflusses wählen müssen, durch das man in die äußerst dicht bevölkerte und gut angebaute Landschaft Bamilleke gelangt. Der ganze, hier 700—900 Meter hohe Abfall des Plateaus, das sogenannte Randgebirge, sowie die Zone am Fuße des großen Aufstiegs, bilden auf große Strecken fast einen zusammenhängenden Wald von Ölpalmen. Auch die Mboebene kann durch die Niederhaltung der Grasbrände, die jetzt dem Palmenwuchs verderblich werden, in einen einzigen Ölwald von mehreren hundert Quadratkilometern verwandelt werden. Jenseits Bamilleke beginnt dann die große Region des vulkanischen Bodens von Nordwestkamerun. Hier muß die Bahn nach Bamum mitten durchgeführt werden. Schon heute ist der Anbau des Bodens stellenweise so intensiv, daß, soweit das Auge reicht, Ackerfeld neben Acker-

feld, Pflanzungen neben Pflanzungen liegen. Man schätzt von sachkundiger Seite, daß sich in diesem Gebiet, von den Baliländern im Westen über Bamenda und Bamum bis an den großen Fluß Mbam und in einer ähnlichen Ausdehnung von Süden nach Norden, ein Viertel bis ein Drittel der gesamten Bevölkerung von Kamerun zusammendrängt. Immerhin sind aber auch hier noch sehr bedeutende Landstrecken für die Ausdehnung des Anbaues zur Verfügung, und die Volkszahl ist auch noch einer Vervielfachung fähig. Das, worauf es ankommt, ist die Fruchtbarkeit des Bodens, die durch seine Entstehung aus Verwitterungsprodukten vulkanischer Herkunft bedingt wird, auszunutzen. Die Vorstellung ist irrig, als ob jeder tropischer Boden als solcher bereits fruchtbar sei. Der gewöhnliche Laterit, der eigentlich das vorherrschende Bodenmaterial in den Tropen bildet, wo es kein anstehendes Gestein, kein Schwemmland und keine vulkanischen Decken gibt, kann an sich nicht als fruchtbar bezeichnet werden. Man kann daher auch nicht daran denken, im Fortschreiten der wirtschaftlichen Entwicklung etwa an die Stelle der Urwälder und Grassteppen einfach Ackerfelder und Pflanzungen zu setzen. Das geht nicht. Wo eine für tropische Verhältnisse dichtere Bevölkerung lebt, wie z. B. in Togo, dort sehen wir, wie das Kulturland von den Eingebornen sorgfältig aus großen Flächen ausgesucht wird und wie häufig die bebaute Fläche wieder gewechselt, neues Land urbar gemacht werden muß, weil das alte erschöpft ist. Natürlich kommt es auch bei der Beurteilung des Laterits viel darauf an, aus was für einem Gestein er entstanden, wie weit er

umgelagert, verändert, ausgelaugt, wie eisenreich er ist, usw. Wenn man will, kann man sogar die vulkanischen Böden im Bamendabezirk ihrer Entstehung nach als Laterit bezeichnen — nur daß sie etwas ganz anderes sind, als z. B. der Laterit von Joko. Der Lateritlehm von Jaunde dagegen ist, obwohl nicht aus vulkanischem Gestein entstanden, doch wiederum bedeutend fruchtbarer, als der von Südadamaua.

Über Bamum hinaus hört sowohl in nördlicher als auch in östlicher Richtung der fruchtbare Boden ziemlich bald auf und das gewöhnliche Grasland mit den Galeriewaldbeständen längs der Flußläufe beginnt. Mit dem Nachbargebiet von Bamum, der Landschaft von Banjo, beginnt Adamaua, und der Steppencharakter des ganzen Landes wird, je mehr nach Norden, desto deutlicher vorherrschend. Adamaua ist kein Ackerbauland mehr, sondern ein großes Viehzuchtgebiet. Es besitzt aber sozusagen eine Anzahl von Ackerbauinseln, die einerseits durch die Schwemmlandtäler der großen Flüsse, andererseits durch lokal ausgebreitete, verwitterte vulkanische Decken gebildet werden. Eine solche vulkanische Decke dehnt sich z. B. auf der Höhe des großen Plateaus in der Gegend aus, wo es nördlich von Ngaundere, in ähnlicher Höhe und Steilheit wie bei Bali und gegen die Mboebene, gegen das Tiefland des großen Benuezuflusses Faro abbricht. Der ganze Charakter Adamauas, wie wir ihn in einem früheren Abschnitt dieser Arbeit bereits kurz gekennzeichnet haben, läßt es bis gegen den Benue hin nicht zur Herausbildung eines durch seine Bevölkerungsdichte, seine Fruchtbarkeit oder

durch andere Verhältnisse beherrschenden natürlichen Zentrums kommen. Adamaua zerfällt in eine Reihe natürlicher, durch zerstreute Gebirgsmassen und wasserarme Steppenstreifen von einander geschiedener Gebiete. Diese natürliche Beschaffenheit des Landes spricht sich auch in der politischen Kleinstaatenbildung, die hier stattgefunden hat, aus. Die beiden Richtungen, zwischen denen eine Weiterführung der Bamumbahn zu wählen hätte, wären demnach diejenigen über Banjo nach Norden und über Tibati nach Nordosten. Weder Banjo noch Tibati, noch das weiter nordöstlich gelegene Ngaundere, bilden aber natürliche wirtschaftliche Zentren von erheblicher Bedeutung, so daß sich daraus bestimmte Aussichten für den Erfolg des Bahnbaues ableiten ließen. Auch von Gaschaka und Kontscha, nördlich über Banjo hinaus gelegen, auf der Nordroute, gilt dasselbe. Ein größerer wirtschaftlicher Abschnitt wird erst am Benue auf der Linie Yola-Garua erreicht. Mitten zwischen beiden Plätzen geht die deutsch-englische Grenze hindurch. Sowohl Yola als auch Garua sind von Alters her bedeutende Handelsplätze für die Länder des südlichen und zentralen Sudan. Bis Garua reicht die Schiffbarkeit des Benue für Dampfer, aber man muß sich vor Augen halten, daß diese Schiffbarkeit nur während zweier, höchstens zweieinhalb Monate des Jahres, während der Regenzeit, besteht. Während der ganzen übrigen Zeit ist nur Kanuverkehr möglich. Sowohl der Benue, als auch sein großer Nebenfluß Faro, der nahe dem Schnittpunkt der deutsch-englischen Grenze mündet, fließen zum Teil durch große Alluvialebenen.

Aber bei diesen Anschwemmungen handelt es sich durchaus nicht überall um fruchtbaren Schwemmboden, sondern vielfach auch um ungeheure, sterile Kies- und Schotterlager. Trotz allem bildet das deutsche Benue-Tal, das übrigens nur noch ca. 200 Meter über dem Meeresspiegel liegt, ein merkliches Verdichtungsgebiet für die Bevölkerung und den allgemeinen Stand der wirtschaftlichen Entwicklung. Sowohl nördlich als auch südlich davon ist aber die Fruchtbarkeit des Bodens keine bedeutende. Es erstrecken sich hier vielfach ausgedehnte Sandsteinplateaus, die nur in den Bachtälern anbaufähige Schwemmlandstreifen aufweisen, im übrigen aber allein als Weideland in Betracht kommen. Bevor man sich also zu einer Weiterführung der Eisenbahn über Bamum hinaus bis an den Benue entschließt, sei es auf dem direkten Wege über Banjo, sei es mit einem ostwärts ausholenden Bogen über Tibati, müßten doch noch sehr viel genauere Untersuchungen über die etwa vorhandenen Produktionsmöglichkeiten in dem großen Zwischengebiet vorgenommen werden. Einstweilen kann die Aufschließung von Nordwestkamerun bis an den Mbam als ein hinreichendes Ziel für den Eisenbahnbau in dieser Richtung aufgestellt werden.

Außer der Entwicklung der allgemeinen Anbauverhältnisse, namentlich der Baumwollkultur, wird es auch von großer Wichtigkeit sein, wenn man mit Hilfe der Bahn den großen Viehreichtum von Adamaua für die westafrikanischen Küstengebiete, in erster Line für die Kameruner Plätze selbst, nutzbar machen kann. Jetzt ist der Zustand der, daß das

Vieh von Adamaua nicht an die Küste gebracht werden kann, weil es dazwischen in dem Urwaldgürtel durch den Stich der bekannten Tsetsefliege zu Grunde geht. Die Folge davon ist, daß die Haussahändler es nach Osten und Westen nach dem englischen und französischen Gebiet ausführen, ohne daß ein angemessener Gegenwert dafür nach Deutsch-Adamaua gelangt. Weder das britische Nordnigerien noch das französische Scharigebiet besitzen wegen der ungünstigen klimatischen und Weideverhältnisse nennenswerte Viehbestände. Deutsch-Adamaua dagegen bildet sozusagen eine besondere viehreiche Insel inmitten weiter vieharmer Länderstriche. Es leuchtet ein, ein wie großer wirtschaftlicher Vorteil für die deutsche Kolonie daraus entstehen wird, wenn durch den Eisenbahnbau dieses reiche Viehgebiet zum Lieferanten von lebendem Fleisch für einen großen Teil der afrikanischen Westküste, die jetzt durchweg an intensivem Fleischmangel leidet, gemacht werden kann.

Für die Südkamerunbahn steht, wie wir sahen, der Zielpunkt fest: Die untere Schiffbarkeitsgrenze des Njong. Wenn der Verkehrsweg des Njong, zumal unter Herstellung einer Verbindung nach dem Dume, auf irgend eine Weise durch den Bahnbau eine künstliche Mündung zur Küste hin erhalten hat, so wird sich auf dieser Route nicht nur die Weiteraufschliessung des deutschen Südkamerun, sondern voraussichtlich auch ein erheblicher Transport von und nach dem französischen Kongogebiet entwickeln, denn dieses wird dann über den Njong und den Dume auf einem bedeutend kürzeren und billigeren Wege

zu erreichen sein, als über die Kongomündung, die überaus teure Kongobahn und den Wasserweg auf dem Kongo und Sanga. Weniger sicher als der Zielpunkt dieser Südbahn ist der Anfangspunkt. Es sind drei Möglichkeiten denkbar: Erstens der Bau vom Njong direkt an die Südküste nach Kribi oder Longji. Die Schwierigkeit hierbei wird durch die mangelhaften Landungsverhältnisse an der südlichen Kamerunküste, wo für gewöhnlich eine starke Brandung steht, gebildet. Zweitens der Bau von irgend einem Punkte der Manenguba-Eisenbahn aus in östlicher Richtung bis in die Gegend der Tappenbeckschnellen. Damit wäre der direkte Anschluß an die große Hauptlinie nach den Norden gegeben. Aber diese Strecke ist bedeutend weiter als die vorige, führt zum großen Teile durch ein außerordentlich schwieriges Gelände, und es müßten mehrere große Flüsse mit sehr kostspieligen Brückenbauten gekreuzt werden. Drittens vom Njong nach Edea am unteren Sanaga. Der Unterlauf des Sanaga steht durch den Quaqua-Creek in direkter Verbindung mit dem Kamerunbecken. Während der Trockenzeit ist die Durchfahrt aus dem Sanaga in den Quaqua durch eine Sandbank, über der nur wenige Zoll Wasser stehen, gesperrt. Diese Bank kann aber mit verhältnismäßig geringen Kosten durchgebaggert werden, und durch einfache Buhnenbauten im Sanaga kann alsdann die Passage nach dem Kamerunbecken von selber dauernd offen gehalten werden, so daß das ganze Jahr hindurch Flußdampferverkehr zwischen Duala und Edea stattfinden kann. Diese Linie vom Njong nach Edea ist die kürzeste und wahrscheinlich auch die am wenig-

sten kostspielige für den Anschluß von Südkamerun an den großen Verkehr. Die Umladeverhältnisse würden in Edea dieselben sein, wie für Kribi oder Longji; die Güter müßten zwischen Schiff und Bahn, hier per Flußdampfer, dort per Seeleichter, einen besonderen Transport durchmachen. Dagegen fällt für das Edeaprojekt erschwerend ins Gewicht, daß bei einer Wahl dieses Platzes als Ausgangspunkt für die Südkameruner Bahn die Anlagen der verschiedenen Firmen, die jetzt in Kribi, Longji und an der ganzen sogenannten Batangaküste bestehen, wertlos würden. Die Firmen müßten sämtlich nach Duala oder Edea übersiedeln. Auf jeden Fall aber ist die Südkamerunbahn von großer Bedeutung. Südkamerun leidet heutzutage in ganz besonderem Maße unter den Schwierigkeiten, die der Trägerverkehr und die ungeregelte, mangelhaft beaufsichtigte Ausbeutung der Kautschukbezirke im Innern mit sich bringt. Bei der bedeutend schwächeren Bevölkerung dieser Gebiete im Vergleich zum Nordwesten fällt die fortdauernde Entziehung von zehntausenden von kräftigen Männern zu Trägerdiensten für die Gesamtentwicklung des Landes schwer und hinderlich ins Gewicht. Dazu kommt, daß der Kautschukhandel in den Urwäldern tief im Innern bei den dort wohnenden, auf ganz niederer Kulturstufe stehenden und an irgend welche Arbeitsleistung nicht gewöhnten Stämme nur zu leicht zu kriegerischen Verwicklungen führt, wie der mehrjährige, kaum beendete Südkameruner Aufstand gezeigt hat. In beiden Richtungen, sowohl was den Trägerverkehr als auch was die Sicherung geregelter Zustände im Südkameruner Waldlande betrifft, würde die Ver-

bindungsbahn zu Njong einen entscheidenden Wandel schaffen.

Neben allen diesen wirtschaftlichen Erwägungen spielt natürlich für die Ausgestaltung unseres Kameruner Eisenbahnsystems auch das Vorgehen unserer Nachbarn im Osten und Westen, der Franzosen und der Engländer, unter Umständen eine sehr wichtige Rolle. Wir können sowohl auf dem Wege der freundschaftlichen Vereinbarung mit jenen, als auch durch die Notwendigkeit, solchen Bahnbauten zu begegnen, die von ihnen unternommen werden und eine Anzapfung unserer Kolonie an irgend einer Stelle zugunsten eines fremden Wirtschaftsbetriebes bedeuten würden, zu Bahnbauten genötigt werden, an die wir sonst vielleicht noch nicht Veranlassung hätten heranzutreten. Derartige Erwägungen spielen in bedeutend akuterer Weise, als es einstweilen in Kamerun der Fall ist, eine Rolle in unserer zweiten westafrikanischen Kolonie Togo.

Die Kolonie Togo ist von Anfang an bei der Grenzabsteckung gegen das englische und französische Gebiet, die Goldküstenkolonie und Dahomeh, in der ungünstigen Lage gewesen, daß die Nachbarn gerade an der Küste ältere Besitzrechte hatten und nur ein schmaler Streifen mit den beiden Rheden von Lome und Anecho für Deutschland übrig blieb. Namentlich gegen die englische Goldküste läuft die Grenze so, daß normaler Weise der Handel von Togo zum großen Teile seinen Weg auf englische Hafenplätze zu nehmen würde, wenn keine besonderen Maßnahmen dagegen getroffen werden. Die einzige Maßregel, die eine durchgreifende Wirkung in deutschem Sinne versprach, war der Bau einer der deutsch-

englischen Grenze in Südtogo annähernd parallel von Südost nach Nordwest verlaufenden Bahn, durch welche der von Norden herabkommende Handel aufgefangen und vermöge der großen Erleichterung und großen Verbilligung des ferneren Transportes durch die Schienen dem deutschen Hafenplatz Lome zugeführt wird. Diese Bahn ist gebaut und zu Anfang dieses Jahres dem Betrieb übergeben worden. Sie stößt aber nach etwas über 100 Kilometern auf das von Norden nach Süden durch die Kolonie ziehende Togogebirge und vermag dieses trotz seiner relativ geringen Höhe wegen der Steilheit des Aufstieges und der ungünstigen Talentwickelung ohne einen langen und sehr kostspieligen Tunnelbau nicht zu überwinden. Man hat daher zu dem Auskunftsmittel gegriffen, die Bahn von ihrem jetzigen Endpunkt Palime aus nicht durch einen Schienenweg, sondern durch eine über das Gebirge gelegte Fahrstraße, die eine Maximalsteigung von 1 zu 20 aufweist und bis an die englische Grenze durchgeführt werden soll, zu verlängern. Diese Fahrstraße, die mit den Mitteln der Kolonie erbaut und ein ganz vorzügliches und solides Werk ist, kann sowohl von Kraftfahrzeugen als auch von den in Togo eingeführten, durch Menschenkraft gezogenen und geschobenen kleinen Frachtwagen, die immer noch eine große Ersparnis gegenüber den Kosten des Trägertransportes bedeuten, benutzt werden. Der schwierigste und kostspieligste Teil der Straße über das Gebirge ist vollendet. Die Fortführung im jenseitigen Bezirk bis an die englische Grenze wird keine großen Schwierigkeiten mehr machen. Die Wirkung dieser Kombination von Eisenbahn und Fahrstraße ist

schon jetzt eine ausgezeichnete und wird voraussichtlich dauernd, so weit das südliche oder genauer gesagt das südwestliche Togo in Betracht kommt, den auf das Werk gesetzten Erwartungen ganz und gar entsprechen. Es handelt sich aber für die Zukunft Togos nicht nur um diese verhältnismäßig kurze Linie von Lome nach Palime, sondern um eine große Längsbahn, die mindestens bis in den Bezirk von Sokodé, womöglich aber bis in die große Nordprovinz nach Sansanne Mangu, geführt werden muß. Südtogo ist, wie wir bereits bei der Beschreibung der Kolonie sahen, der ärmere Teil des Ganzen und steht sowohl an Produktenreichtum und Entwickelungsfähigkeit der Produktion als auch an Bevölkerungsmenge hinter der Mitte und dem Norden des Landes, Sokodé und Sansanne Mangu, sowie den westlich gegen den mittleren Volta zu gelegenen Gebieten zurück. Da nun auf der einen Seite die englischen, auf der anderen die französischen Bahnen, namentlich aber die letzteren, energisch parallel mit den Grenzen unseres Gebietes nach Norden zu vordringen, so kann es nicht ausbleiben, daß in einer ziemlich nahen Zukunft der ganze Handel aus Mittel- und Nordtogo dorthin abgelenkt wird, wenn das Land nicht eine selbständige Bahn erhält, die es der Länge nach von Süden nach Norden aufschließt. Hierüber ist kein Streit. Die Meinungsverschiedenheit fängt erst bei der Frage an, ob die zukünftige Togo-Zentralbahn an dem Endpunkt der jetzigen Linie bei Palime anschließen, oder von Lome aus ohne Rücksicht auf die Palimebahn direkt nach Norden geführt werden soll. Die gewichtigeren Gründe sprechen für die zweite Annahme. Zunächst

ist die Palimebahn mit einer Maximalsteigung, die aber nahezu als durchschnittliche Steigung ausgebildet ist, von 1 zu 60 erbaut, während man auf der direkten Nordlinie durchweg mit 1 zu 100 auskommen kann. Für die Kosten des Betriebes macht das bereits einen merklichen Unterschied aus. Zweitens wird die Zentralbahn bei der direkten Linienführung ein erhebliches Stück kürzer, als bei dem Anschluß an Palime. Drittens wäre der Weiterbau von Palime bis in die Gegend von Atakpame von starken Geländeschwierigkeiten gedrückt. Die Linie würde unmittelbar am Fuß des Togogebirges entlang führen und eine große Menge von Flüssen und Bächen überschreiten müssen, die hier bei ihrem Austritt aus dem Gebirge samt und sonders zur Regenzeit den Charakter von Wildwassern haben und sehr kostspielige Brückenkonstruktionen erfordern würden. Schließlich wäre es nicht einmal möglich, Palime mit einer direkten Linienführung zu erreichen, sondern man müßte mit Rücksicht auf das gerade dort in die Ebene vortretende Bergland einen großen Bogen beschreiben, um in die Nähe des Ortes zu kommen. Sowohl für die Baukosten als auch für die späteren Betriebskosten würden alle diese Schwierigkeiten stark ins Gewicht fallen. Auf der anderen Seite würde die Führung der Bahn direkt nordwärts von Lome aus mehrere verhältnismäßig gut bevölkerte und bebaute Landschaften von Südtogo, in denen der Baumwollenbau bereits begonnen hat und eine besonders fleißige Bevölkerung wohnt, aufschließen. Aus all diesen Gründen empfiehlt es sich also, den scheinbaren augenblicklichen Vorteil, der durch die Verkürzung der noch zu bauenden

Strecke im Anschluß an Palime entsteht, gegen den dauernden Gewinn der direkten Nordbahn zurücktreten zu lassen. Palime selbst mit dem Bahnstrang zu berühren, wird übrigens auch bei der Verwirklichung dieses zweiten Planes nicht leicht möglich sein, weil sowohl der Zugang zu dem Ort als auch der Ausgang nach Norden nur durch die Mithineinnahme einer, wenn auch nicht allzu langer Strecke mit starken Steigungen und kostspieligen Aufschüttungen erkauft werden kann. Diese Schwierigkeiten werden vermieden, wenn die Stadt Palime einige Kilometer westlich liegen bleibt und durch einen besonderen Anschlußstrang mit der Hauptlinie verbunden wird.

Im Bezirk von Sokodé, nordwestlich von dem Hauptort selbst, liegt der Eisenerzberg von Banjeli. Es handelt sich hier um eine ganz kolossale Masse von durchschnittlich über 50-prozentigem Eisenerz, die etwas über 450 Kilometer von der Küste entfernt liegt. Für den Plan einer Ausbeutung des Lagers fällt diese Entfernung natürlich sehr ins Gewicht, und ebenso die Schwierigkeit der Verschiffung in Lome, da die Seedampfer nicht direkt an der Landungsbrücke anlegen können, sondern wegen der hohen Dünung und Brandung Leichterverkehr zwischen Schiff und Brücke stattfinden muß. Natürlich ist es ausgeschlossen, Eisenerze, wie es bei Kupfer möglich ist, zu sacken. Es müßte also in dem Falle, daß die gesamte Kalkulation der Kosten für die Gewinnung bei Eisenbahntransport nach Lome und Seetransport nach Deutschland noch rentabel erscheint, eine Methode gefunden werden, um ganze Waggonladungen auch unter Vermittlung des Leichters von der Brücke

auf's Schiff überzunehmen. Bei den augenblicklichen Preisen für Eisenerz und bei der Verwendung besonderer Erzfrachtdampfer, wie sie z. B. die spanischen Eisenerze für die Firma Krupp nach Deutschland bringen, erscheint nach sachverständigem Urteil die Ausbeutung des Eisenberges von Banjeli noch möglich, unter der Voraussetzung, daß die Betriebskosten und damit die Frachten auf der Bahn niedrig gehalten werden. Die Führung der Gesamtlinie über Palime würde das aber, wie man meint, ausschließen. Die Gesamtkosten einer direkten Bahnverbindung von Lome bis Banjeli sind auf etwas über 30 Millionen Mark veranschlagt, ein ziemlich detailliertes Projekt hierfür ist bereits beim Gouvernement von Togo ausgearbeitet worden. Abgesehen von der Frage des Erzabbaues bei Banjeli würde aber die Wirkung der Eisenbahn auf die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse in Mittel- und Nordtogo eine sehr bedeutende sein. Ganz Togo ist, wie die Erfahrung der letzten Jahre sogar für den ärmeren Süden gezeigt hat, ein günstiges Produktionsland für Mais. Ein weiteres Zukunftsprodukt von Togo, um das sich namentlich das kolonialwirtschaftliche Komitee hervorragend verdient gemacht hat, ist die Baumwolle. Auf dem mageren Boden von Südtogo gedeiht die Baumwollenpflanze zwar insofern nicht schlecht, als die Faser eine befriedigende Qualität erreicht, aber der Ertrag auf den Hektar ist gering: nur die Hälfte, ja selbst nur ein Drittel oder ein Viertel von dem, was die gleiche Bodenfläche in den Baumwollstaaten der nordamerikanischen Union produziert. Weil Land und Arbeit in Togo sehr viel billiger sind, als in den

Vereinigten Staaten, so ist es trotzdem immer noch selbst in Südtogo rationell, Baumwolle zu pflanzen, wie schon die Tatsache beweist, daß nach anfänglichem Zögern auch die Kaufmannsfirmen von Lome sich der Sache mit Energie zuwenden. Mittel- und Nordtogo haben aber reichere Böden und noch bedeutend mehr Arbeitskräfte als der Süden. Auch die Produktion von Mais und Erdnüssen würde dort voraussichtlich auf eine bedeutende Höhe gesteigert werden können. Die Eingeborenen von Togo sind, mit Ausnahme der wandernden und innerhalb unserer Kolonie kaum ansässigen Haussas, die entwickelsten und fleißigsten Neger, die wir haben. Nirgends ist der Verwaltung die Heranziehung der Eingebornen zu nützlicher Arbeitsleistung bisher mit dem Erfolge geglückt, wie in Togo. Von diesem Zustande wird der Eisenbahnbau selbst seinen Vorteil haben, und wenn er vollendet ist, so werden die relative Intelligenz und die Arbeitstüchtigkeit der Leute es in Kürze zu derselben und vielleicht noch zu einer besseren Entwickelung bringen, als sie in den anderen fremden Kolonien an der afrikanischen Westküste im Gefolge der Eisenbahn stattgefunden hat. Nur ohne Bahnbau ist keine Ausdehnung der Eingebornenproduktion und damit keine Erweiterung des Handels möglich, oder wenn sie erfolgt, so wird sie durch die französischen und englischen Parallelbahnen angeregt werden, die bereits im raschen Fortschreiten begriffen sind, und wird nicht uns, sondern diesen fremden Unternehmungen zugute kommen.

Am umfassendsten liegen die Notwendigkeiten für den Eisenbahnbau in Ostafrika. Wir haben soeben

bei der Besprechung der Eisenbahnverhältnisse von Togo gesehen, daß in diesem kleinsten aber in vieler Beziehung fortgeschrittensten unserer Schutzgebiete die Verwaltung ihrerseits schon zur Aufstellung eines bestimmten Eisenbahnprogramms und sogar bereits zur Ausarbeitung eines annähernden Kostenanschlages für die Togo-Zentralbahn von Lome nach Banjeli gelangt ist. Liegen die natürlichen Verhältnisse in Togo immerhin einfach und übersichtlich und schreibt auf der anderen Seite die eigentümliche politische Abgrenzung dieses Kolonialgebietes einen Eisenbahnbauplan von bestimmter Richtung gleichfalls mit aller wünschenswerten Deutlichkeit vor, so bedeutet die Aufstellung und Begründung eines solchen Gesamtplanes, wenn auch nur in den grundlegenden Zügen, für eine Kolonie von der Ausdehnung Ostafrikas eine um so bedeutsamere Leistung, als sie noch, unter der Verwaltung des Gouverneurs Grafen von Goetzen, in die frühere Kolonialepoche fällt, in der das Mißtrauen des Reichstages und die Ängstlichkeit der Kolonialverwaltung sich die Hand reichten, um Pläne von großzügigerer Art an amtlicher Stelle überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Nur so ist es ja auch zu erklären, daß für die beiden anderen großen afrikanischen Kolonien, Südwestafrika und Kamerun, seitens der Verwaltung von generellen Eisenbahnplänen für die ganze Kolonie überhaupt nichts verlautet hat. Die drei Eisenbahnprojekte für Deutschostafrika sind nun folgende:

1. eine Eisenbahn in Meterspur von Kilwa nach Wiedhafen am Njassasee, die sogenannte Südbahn;

2. die Verlängerung der im Bau begriffenen Eisenbahn nach Morogoro bis nach Tabora, mit einer Abzweigung, etwa von Kilossa aus, nach Iringa im Uheheland;

3. die Verlängerung der Usambarabahn bis zum Meruberg.

Jedes von diesen drei Projekten entspricht den besonderen Verhältnissen innerhalb desjenigen Teiles der Kolonie, dessen Entwickelung es dienen soll. Bezeichnend für die Unkenntnis oder den Mangel an Vorstellungsfähigkeit, selbst in kolonialfreundlichen Kreisen über die wirklichen Verhältnisse in unseren Kolonien ist es gerade gegenüber den Eisenbahnplänen für Ostafrika, daß die Diskussion über dieses Gebiet, das beinah doppelt so groß ist als das deutsche Reich, immer wieder unter dem Gesichtspunkt geführt worden ist: welche von den verschiedenen in Vorschlag gebrachten Linien für die Erschließung des Landes die geeignete sei? Die Südbahn, die Zentralbahn, die Seenbahn und die verschiedenen Varianten dieser Projekte wurden immer wieder gegen einander ausgespielt und abgewogen, ohne daß es in den Debatten der Mehrzahl der Beteiligten zum Bewußtsein kam, daß es überhaupt unmöglich ist, einem so gewaltigen Territorium mit einer einzigen Eisenbahnlinie beizukommen.

Wenn man die Bedeutung jener drei durch das Gouvernement unter Graf Goetzen vorgeschlagenen Linien kurz charakterisieren will, so könnte das in der Weise geschehen, daß die Südbahn von Kilwa zum Njassasee in erster Linie eine kommerzielle Bedeutung haben wird, und zwar nicht nur was Ost-

afrika allein angeht, sondern auch ganz besonders mit Rücksicht auf den Handelsverkehr der gesamten jenseits des Njassa gelegenen britischen, portugiesischen und dem Kongostaat gehörigen Gebiete. Die ostafrikanische Südbahn ist durch die natürlichen Verhältnisse dazu bestimmt, ein großer internationaler Handelsweg von ähnlicher Bedeutung zu werden, wie unter anders gearteten Verhältnissen und in anderem Maßstabe die Delagoa-Eisenbahn von Lourenzo Marquez nach Johannesburg und die Kongobahn. Die Zentralbahn dagegen nach Tabora und ins Uheheland wird sich voraussichtlich ihrer Wirkung nach als eine eigentliche Erschließungsbahn für die wirtschaftlich wertvollsten und entwickelungsfähigsten Bezirke im Innern der Kolonie bewähren. Sie soll aus dem materiellen Herzstück Ostafrikas das machen, was durch die Gewährung der Mittel des modernen Verkehrs daraus gemacht werden kann; sie soll vor allen Dingen auch die wichtige Frage zur praktischen Entscheidung bringen, ob und wie weit im Innern des ostafrikanischen Hochlandes ein Ansiedlungsgebiet für die deutsche bäuerliche Einwanderung im großen Stile, nicht nach Art der extensiven südafrikanischen Weidewirtschaft, die 10000 Hektar für eine einzige Farm beansprucht, vorhanden ist, sondern nach Art der deutschen Ackerbaukolonisation in dem gemäßigten Teile Südamerikas, wo sich bereits eine deutsche Bevölkerung von hunderttausenden von Seelen befindet, deren Tüchtigkeit und deren Wohlstand politisch für Deutschland verloren gegangen ist und noch verloren geht, weil es solche überseeischen Ansiedlungsgebiete nicht besaß, und auch seitdem es sie möglicherweise

besitzt, nicht aufzuschließen gewußt hat. Die dritte und nördlichste Linie, die nach dem Meruberg oder dem Bezirk von Moschi, ist in der Hauptsache dazu bestimmt, die Landschaft am Kilimandscharo und Meru, die gleichfalls in jüngster Zeit als ein brauchbares Ansiedlungsgebiet gilt und in der überdies mit einer nennenswerten Eingebornenproduktion gerechnet werden kann, aus ihrer jetzigen vollständigen Abhängigkeit von der englischen Ugandabahn zu befreien und den Vorteil, der sich aus den Fortschritten jenes Gebietes ergeben wird, statt der englischen Bahn und dem englischen Hafen Mombassa einer deutschen Linie, die bis an die Usambaraberge ja bereits fertiggestellt ist, und dem deutschen Hafen Tanga zukommen zu lassen. Die Hoffnung, den Moschibezirk durch Korrektur des Panganiflusses auf. bequemere Weise aufzuschließen, hat sich bei genauerer Untersuchung der Verhältnisse als irrig oder wenigstens als nicht mit geringeren Kosten, wohl aber mit geringerer Wirkung als durch einen Eisenbahnbau von ziemlich bescheidener Länge zu verwirklichen, herausgestellt. Betrachten wir als das zweifellos wichtigste der drei genannten Projekte zunächst das mittlere etwas näher. Als Anfangsstück der großen Binnenbahn ist von der Hauptstadt der Kolonie, Daressalam, aus bereits ein 225 Kilometer langes Stück bis Morogoro beschlossen und in Bau genommen. Morogoro liegt noch nicht am Fuß des Hauptabfalles des großen innerafrikanischen Plateaus, wiewohl auch bereits in einer Meereshöhe von mehreren hundert Metern; der Abfall des inneren Tafellandes wird vielmehr erst etwas über hundert Kilometer weiter

binnenwärts bei Kilossa erreicht. Zwischen Morogoro und Kilossa dehnt sich die äußerst ungesunde, während der Regenzeit kaum passierbare Makattasteppe aus. Diese bildet auf jeden Fall ein schwerwiegendes Hindernis sowohl für den gewöhnlichen Karawanenverkehr, als auch besonders für eine etwaige Einwanderung nach den besiedlungsfähigen Bezirken des Hochlandes.

Dagegen ist die Gegend von Kilossa bereits volkreich und fruchtbar, und in unmittelbarer Nähe beginnen auch die gesunden höher gelegenen Teile des Binnenlandes. Mit der Erreichung von Kilossa hat diese afrikanische Eisenbahn vergleichsweise dasselbe geleistet, was die Bahn nach Nordwestkamerun mit der Durchstoßung des Urwaldgürtels und die südwestafrikanische Eisenbahn mit der Überwindung der Namib leisten. Auch in Ostafrika ist der niedriger gelegene Küstengürtel, wiewohl er weder eine Wüste, wie die Namib, noch eine Urwaldzone wie der Kameruner Küstenstrich darstellt, ein wirtschaftlich minderwertiges Gebiet im Vergleich zu ausgedehnten Teilen des Binnenlandes. Er ist ungesund, er ist schwächer bevölkert und die Bevölkerung steht mit Ausnahme der unmittelbaren Küstenzone auf einer kulturell und wirtschaftlich niedrigeren Wirtschaftsstufe als die Binnenstämme; er ist auch viel ärmer an Vieh und er bietet, soweit unsere bisherigen Kenntnisse reichen, im Gegensatz zu dem inneren Hochlande keine Aussichten auf die Auffindung wertvoller Mineralien dar. Der Abschnitt von Kilossa bis Daressalam würde also in demselben Sinne eine Überbrückung des minderwertigen Küstenstriches dar-

stellen, wie die südwestafrikanischen Linien bis Karibib und bis in die Nähe von Keetmanshop und wie die Kameruneisenbahn bis zur Erreichung des Manengubagebirges.

Bei Kilossa beginnt auf dem Hochlande die Landschaft Usagara; dahinter folgen Ugogo, Kilimatinde und Unjamwesi. Die Hauptabschnitte auf dem Hochlande werden durch den nahe jenseits Kilossa liegenden Platz Mpwapwa und durch den als Endpunkt in Aussicht genommenen großen Handelsplatz Tabora gebildet, der von alters her den wichtigsten Verkehrsknotenpunkt in ganz Ostafrika diesseits der großen Seen bildet. Diese Bezirke bilden den menschen- und viehreichsten Teil von Ostafrika. Im Bezirk von Tabora und in den Nachbargebieten wird die Bevölkerung auf 3000000 Seelen, etwa die Hälfte der Einwohnerschaft von ganz Ostafrika, geschätzt. In dieser Beziehung haben wir hier also die Analogie zu dem westlichen Teil des inneren großen Plateaus von Kamerun, den Landschaften von Bali, Bamenda und Bamum. Auch insofern liegen die Verhältnisse ähnlich, als in beiden Fällen durch die Bahn eine Versorgung der unteren Bezirke, der Küste und der dortigen Plantagengebiete, mit Arbeitern und Schlachtvieh zu ermöglichen ist. Weder in Ugogo noch in Adamaua kann der dortige Viehreichtum verwertet werden, weil die zwischen jenen Weidegebieten und der Küste liegenden, von der Tsetsefliege heimgesuchten Distrikte den Transport der Rinder unmöglich machten. Ebenso leiden die Plantagengebiete am großen Kamerunberg und in dem küstennahen Usambaragebirge in Ostafrika auf gleiche Weise unter dem

Arbeitermangel. Die Küstenstämme sind erstens durch ihre geringe Kopfzahl und zweitens durch ihren allgemeinen Charakter ein ungenügendes Reservoir zur dauernden Auffüllung der in den Plantagengebieten notwendigen Arbeiterzahl. In Kamerun wie in Ostafrika herrscht daher die gleiche Not an Arbeitern auf den Plantagen im Küstenbezirk, und hier wie dort ergeben sich ähnliche Unzuträglichkeiten aus dem Bemühen der interessierten Kreise, auf irgend eine Weise den Arbeitermangel zu heben. Allein das Freiwerden der Hunderttausende von Lastträgern, die jetzt dauernd auf dem Karawanenwege zwischen Tabora und der Küste in Tätigkeit sind, würde den Arbeiterbedarf der Plantagen decken können. Wie wichtig die Arbeiterfrage für die Plantagenbezirke an der Küste ist, geht aus der Denkschrift hervor, welche die vereinigten Pflanzer der nördlichen Bezirke im Jahre 1906 dem Gouverneur überreichten. In dieser Denkschrift wird nachgewiesen, daß die Pflanzungen im Bezirk Tanga für 1907 bereits 18000 bis 19000, für 1908 schon 26000, für 1909 beinahe 40000 und für 1910 über 50000 Arbeiter brauchen würden. Dieser Nachfrage steht ein jährliches Angebot von nur 5000 bis 6000 Mann gegenüber. Abgesehen von der erleichterten direkten Arbeiterzufuhr aus dem Innern würde die Befreiung vom Trägerdienst infolge des Bahnbaues in entscheidendstem Maße dazu beitragen, sowohl die Beschaffung von Arbeitern auf den Pflanzungen zu erleichtern, als auch Kräfte für die Kultivierung von Nutzpflanzen verfügbar zu machen. Von den beiden Handelsplätzen Daressalam und Bagomojo gehen jährlich über 15000 Träger ins

Innere, und man kann jeden Trägermarsch hin und zurück auf zwei Monate Zeit veranschlagen. Der Bremer Kaufmann Vietor berechnete auf dem kolonialen Kongreß 1902 in Berlin, das mehr als $5^1/_2$ Millionen Kilogramm an Lasten aus Ostafrika, Kamerun und Togo auf den Köpfen von mehr als $1^1/_2$ Millionen Trägern vom Produktionsort im Innern an die Küste geschleppt würden.

Welcher Entwickelung die Eingebornenproduktion und der Allgemeinhandel der gut bevölkerten Binnenbezirke im Süden des Viktoriasees fähig ist, geht zum Beispiel aus der Tatsache hervor, daß der deutsche Platz Muansa am Südufer des Viktoriasees vor der Eröffnung der englischen Ugandabahn überhaupt keinen nennenswerten Verkehr besaß. Seitdem die Ugandabahn das Nordufer des Sees erreicht hat, hat sich in den südlichen Ufergebieten dieses mächtigen, dem Königreich Bayern an Größe gleichkommenden Wasserbeckens eine Güterbewegung aus der Eingebornenproduktion im Werte von (1905) über 2 Millionen Mark entwickelt, die in Muansa zusammenfließt und von dort den Wasserweg über den See nach dem Anfangspunkt der Ugandabahn einschlägt. Es läßt sich ermessen, einen um wieviel größeren Maßstab diese Entwickelung gewinnen würde, wenn in dem unmittelbaren Zentrum dieses großen Produktionsgebietes und an dem Schnittpunkt der alten Verkehrswege vom Viktoria Njansa, vom Kongo, vom Tanganikasee, d. h. in Tabora, die Kopfstation einer deutschen, ohne den Umweg über den Viktoriasee und durch fremdes Gebiet, ohne vielfaches Umladen und fremde Zölle, direkt nach Daressalam hinunterführenden

Bahn bestände. Dazu kommt, daß gerade im Küstengebiet des Viktoriasees ein großes zukünftiges Produktionsgebiet für Baumwolle, das allein die Erbauung einer Zufuhrbahn, etwa als Schmalspurlinie von Tabora in nördlicher Richtung bis ans Seeufer, rechtfertigen würde, liegt. Eine Bahn nach Tabora würde auch den Elfenbein- und Kautschukhandel aus dem Gebiet der großen Seen und aus dem östlichen Kongostaat, der jetzt entweder den Weg über die Ugandabahn oder über den Kongo nimmt, wieder, wie in früheren Zeiten, durch Deutsch-Ostafrika zur Küste lenken. Gerade das Beispiel der Ugandabahn, auf der jetzt Kartoffeln über eine Strecke von nahezu 1000 Kilometern vom Viktoriasee an die Küste verfrachtet werden, zeigt, wie eine solche Kolonialbahn sehr wohl imstande ist, Massenartikel auch über große Entfernungen hin an die Hafenplätze zu transportieren. Die Binnenlandschaften von Unjamwesi und dessen Nachbargebieten bieten alle Voraussetzungen dafür dar, z. B. die Produktion an Erdnüssen in ähnlicher Weise zu entwickeln, wie es im französischen Senegalgebiet geschehen ist, wo der Ausfuhrwert dieses einen Artikels jetzt über 2 Millionen Mark beträgt. Abgesehen aber von aller wirtschaftlichen Bedeutung dürfen wir nicht vergessen, daß gerade die volkreichen inneren Gebiete, die z. B., wie das ganz besonders für Uhha, Ruanda, Urundi und Uhehe gilt, von kriegstüchtigen Völkerschaften bewohnt werden, für die Zukunft auf das dringendste eine stärkere politisch-militärische Sicherung verlangen, als es jetzt der Fall ist.

Bei Kilossa muß nach Ersteigung des Hochlandes die Zweigbahn nach Uhehe ihren Anfang nehmen.

Die Strecke von Kilossa nach Iringa, dem Hauptort von Uhehe, ist im Verhältnis zu der Gesamtausdehnung der ostafrikanischen Zentralbahn nicht lang; ihre wirtschaftliche Bedeutung aber wird durch die Eröffnung des Besiedlungsgebietes eine besonders bedeutende sein. Die Frage, ob Uhehe tatsächlich ein Entwickelungsgebiet für deutsche Ackerbauer ist, kann natürlich in absolutem Sinne erst durch den praktischen Erfolg beantwortet werden. Soweit es aber möglich ist, über eine solche Frage nach den jetzt vorhandenen Aspekten zu urteilen, muß sie in bejahendem Sinne entschieden werden. Niemand von den Reisenden, Beamten und Missionaren, die Uhehe kennen, ist bisher noch von dort zurückgekehrt, ohne seiner Überzeugung von der Besiedlungsfähigkeit des Gebietes für Deutsche Ausdruck zu geben, und besonders fällt es ins Gewicht, daß eine Autorität wie der Geheimrat Koch, der selbst längere Zeit in Uhehe zugebracht hat, vom ärztlichen Standpunkt aus dieses Urteil bestätigt und das Land ausdrücklich als geeignet für die Besiedlung von Deutschen erklärt. Außerdem aber müssen wir uns noch besonders vor Augen halten, daß wir auch Ruanda und das ganze, vielgerühmte und herrliche Land im Osten des Kivusees ohne die Bahn kaum je als einen wirklichen, materiellen Besitz werden betrachten können. Die Gesamtlänge des Bahnsystems von Daressalam bis Tabora und von Kilossa bis Iringa ist auf ca. 1100 Kilometer Ausdehnung zu veranschlagen.

Die Ostafrikanische Südbahn oder die Kilwa-Njassabahn soll den Hafen von Kilwa Kisiwani am indischen Ozean mit Wiedhafen am Njassasee ver-

binden. Die direkte Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt etwa 600 Kilometer.

Es ist zugegeben, daß auf dieser Strecke Landstriche von bedeutender Ausdehnung bisher so gut wie unbevölkert sind und daß die Bodenbeschaffenheit an manchen Stellen auch in Zukunft eine günstigere Entwicklung der Bevölkerungsverhältnisse voraussichtlich ausschließen wird. Das gilt aber keineswegs für die ganze Strecke. Sowohl das Küstengebiet bei Kilwa als auch die Gegend von Liwale, etwa auf dem ersten Drittel der Strecke, als auch schließlich die Bezirke von Ssongea und Wiedhafen am Njassasee sind besser bevölkert. Das unmittelbare Hinterland von Kilwa und ebenso die Landschaften von Liwale und Ssongea sind für den Baumwollenbau gut geeignet. Nördlich und südlich von Liwale dehnt sich überdies ein Kautschukgebiet von erheblichem Umfange aus. Wie bereits an früherer Stelle bemerkt, sind es aber weniger diese Rücksichten, als vielmehr die bedeutenden Aussichten als internationaler Handelsweg für die Njassabahn, die für die baldige Inangriffnahme der Strecke sprechen, und ebenso umgekehrt die Erwägung, daß im anderen Falle fremdländische Bahnen den Vorteil haben werden, der uns zufallen könnte — ähnlich wie das bereits im Norden im Gebiet der Ugandabahn der Fall ist. Das Hinterland der Njassabahn wird durch das deutsche, portugiesische und englische Ufergebiet des Njassasees gebildet, außerdem aber auch noch durch das östliche Rhodesien und durch den südöstlichen Teil des Kongostaates. Sowohl der heutige Gesamthandel als auch die zukünftige Produktion dieser Gebiete sind bedeutend.

Sie stehen bisher über den schwierigen, von Jahr zu Jahr durch die Versandung im Sambesigebiet weniger praktikabel werdenden Weg über den Schiré und Sambesi mit dem Weltverkehr in Verbindung. Die Notwendigkeit, eine Verbindung des ganzen reichen Binnengebietes östlich von Njassa mit der Küste herzustellen, wird auf Seiten der konkurrierenden Nationen, Engländer wie Portugiesen, so stark empfunden, daß bereits eine ganze Reihe von Bahnbauten und Bahnprojekten mit diesem Zweck im Gange sind. So wird gegenwärtig eine englische Bahn von Fort Johnston am Südende des Njassasees nach Port Herald am unteren Schiré gebaut, um die Stromschnellen auf diesem Flusse zu umgehen. Projektiert sind außerdem voraussichtlich mit englischem Kapital zu finanzierende Bahnen durch portugiesisches Gebiet, die eine von Porto Arroyo am Njassasee zum Indischen Ozean, die andere von Chiromo an der englischen Schirébahn nach Quelimane. Ja man denkt sogar ernsthaft daran, durch eine vom atlantischen Ozean ostwärts bis in die Kupferdistrikte von Katanga im südlichen Kongogebiet vorzutreibende Bahn die Verbindung des Njassa-Hinterlandes in der Richtung auf die portugiesischen Besitzungen an der Westküste herzustellen. Diese und noch eine Reihe anderer Bahnprojekte liegen teils in der Luft, teils wird ernsthaft an ihrer Vorbereitung gearbeitet. Die Erbauung der deutschen Njassabahn würde mit einem Schlage die Hauptmasse des Verkehrs, um den es sich hier handelt, auf deutsches Gebiet und nach dem deutschen Hafen Kilwa ziehen, schon aus dem einfachen Grunde, weil Kilwa für die aus- wie für die eingehenden

Frachten erheblich näher an Europa liegt, als jeder andere in Betracht kommende Hafenplatz, und weil die Bahnstrecke bis zum Njassa auf deutschem Gebiete teils kürzer, teils mit Rücksicht auf die Umladeverhältnisse bequemer ist, als andere Routen, sei es durch das portugiesische, sei es durch das englische Gebiet. Eine deutsche Njassabahn würde selbst noch für die Gebiete am mittleren Sambesi sehr ernsthaft mit der englischen Bahn von Beira nach Salisbury in Süd-Rhodesia konkurrieren können.

Auch für die Aufschließung jenes weiteren vielleicht in Betracht kommenden deutschen Ansiedlungsgebietes neben Uhehe, der Hochländer am Njassa, muß die Bahn wichtig werden.

Die Nordbahnstrecke von Tanga bis zum Meruberg würde über 400 Kilometer lang werden und die Fortsetzung des ersten in Deutschostafrika begonnenen Bauunternehmens, der Usambaraeisenbahn, bilden, deren Endpunkt jetzt 129 Kilometer binnenwärts von Tanga liegt. Wie bei der Taborabahn die Verlängerung bis nach Udjidji am Tanganikasee, so liegt natürlich auch hier, wenn man das Kartenbild betrachtet, der Wunsch nahe, statt bloß in den Bezirk von Moschi doch lieber gleich bis an den Viktoriasee zu gehen. Es handelt sich hier aber nicht darum, ein ostafrikanisches Eisenbahnnetz nach dem Gesichtspunkt der systematischen und geographischen Vollständigkeit, sondern nach dem des jetzt vorliegenden unmittelbaren wirtschaftlichen Bedürfnisses und der vorauszusehenden Rentabilität zu entwerfen. Der Viktoriasee bildet schon an und für sich als Binnenmeer eine Verkehrsmöglichkeit im großen Stile für

sein gesamtes Ufergebiet, und da die Taborabahn das zweifellos notwendigere Glied ist, so wird es einfacher und billiger sein, das ganze Seeufergebiet durch eine im Notfall vorläufig nur leicht gebaute Zubringerbahn zwischen Muansa oder einem anderen geeigneten Punkte am Südufer und Tabora an das Verkehrsnetz der Kolonie anzuschließen, als eine kostspielige Vollbahn durch das z. T. menschenleere und große Geländeschwierigkeiten bietende Land zwischen dem Meruberg und dem See zu bauen. Die Landschaft am Meru ist bekanntlich in den letzten Jahren der Zielpunkt für eine größere Einwanderung von südafrikanischen Buren gewesen. Außer diesen haben sich auch einige deutsche Ansiedler dort niedergelassen. Wenn auch über die Lebensweise der Buren am Meruberg von verschiedenen Seiten sehr kritische Auslassungen in die Öffentlichkeit gelangt sind, so haben die dortigen Ansiedlungen doch den Beweis geliefert, daß in dem großen Vulkangebiet im Norden von Deutsch-Ostafrika diesseits des sogenannten „Großen Grabens“ der weiße Mann gleichfalls als dauernd seßhafter Ansiedler existieren und den Boden bearbeiten kann. Damit allein ist bereits die Notwendigkeit einer Bahnverbindung in dieser Richtung gegeben, zumal es sich nur um ein verhältnismäßig kurzes Stück und um ein Gelände handelt, das dem Bau keine Schwierigkeiten darbietet. Andernfalls wird der ganze Moschibezirk mit seiner wachsenden weißen Bevölkerung, wie es schon jetzt der Fall ist, von der englischen Ugandabahn abhängig bleiben.

Ein neuer Gesichtspunkt für unsere ostafrikanischen Bahnen würde ferner entstehen, wenn die englische so-

genannte Kap-Kairobahn tatsächlich einmal die Binnengrenze unserer Kolonie erreicht.

Der Endpunkt der Rhodesiabahn liegt z. Zt. bei Brokenhill, ca. 600 Kilometer nördlich von den Viktoriafällen des Sambesi. Von der Entfernung, die den Sambesi und das Tanganikaufer trennt, ist also bereits etwa die Hälfte zurückgelegt. Augenblicklich wird zwischen England und dem Kongostaat über die Durchquerung des schmalen Zipfels verhandelt, in dem sich das Gebiet des Kongostaates in südöstlicher Richtung bis auf kaum 200 Kilometer an den Sambesi heranzieht. Eine Umgehung dieses Zipfels würde für die Rhodesiabahn einen unverhältnismäßigen Umweg bedeuten. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Verhandlungen bald zum Abschluß gelangen werden, und dann wird die Erreichung des Südendes des Tanganika durch die englischen Schienen voraussichtlich nur noch eine Frage von zwei bis höchstens drei Jahren sein. Danach wird man von Daressalam nach Tabora, so lange unsere Eisenbahn nicht gebaut ist, zweckmäßig über Beira, Bulawayo, die Viktoriafälle und den Tanganika fahren. Die Legung eines Schienenweges, sei es auf deutschem, sei es auf dem kongostaatlichen Ufer des 700 Kilometer langen Tanganikasees, wird aber voraussichtlich nicht so bald erfolgen.

2. Wassererschließung.

Von unseren Kolonien ist vor allem Südwestafrika ein ausgesprochenes Trockengebiet, und zwar in seiner ganzen Ausdehnung, bis auf die weit entfernten Grenzflüsse im Süden, Norden und Nordosten. Kamerun ist mit Ausnahme von Nieder-Adamaua ein

zu allen Jahreszeiten gut, zum Teil überreichlich bewässertes Gebiet. Togo weist in seinem südlichen Teile, mit Ausnahme der unmittelbar am Volta und Mono und am Fuß des Togogebirges gelegenen Striche, während der regenlosen Zeit in ziemlich ausgeprägtem Maße die Eigentümlichkeiten einer trockenen Savannenlandschaft auf. Ostafrika zeigt alle Übergänge zwischen einem echten tropischen Regenklima und ganz dürren Steppengebieten. Für Togo und für Ostafrika fällt wirtschaftlich außerdem sehr ins Gewicht, wie ausgiebig oder wie dürftig die jährlichen Regenzeiten sich gestalten. Wenn man von der gelegentlichen Notwendigkeit absieht, die großen Karawanenwege in angemessenen Abständen mit Brunnenanlagen zu versehen, einer Notwendigkeit, die auch in Ostafrika öfters vorhanden ist, so kommt aber für umfassende und in größerem Stile organisierte Maßnahmen zur Wassererschließung aus öffentlichen Mitteln von unseren afrikanischen Besitzungen in erster Linie nur Südwestafrika, in zweiter das südliche Togo in Betracht. Hier wie dort ist es ohne künstliche Wassererschließung nicht möglich, die vorhandene und im übrigen nutzbare Landfläche genügend für Wirtschaftszwecke zu verwerten. In Ostafrika, wo dieser Satz für einzelne Teile der ganzen großen Kolonie auch zutrifft, ist die Menge des genügend durch den Regenfall und die Flüsse bewässerten oder bewässerbaren Landes so groß, daß für absehbare Zeit keine Notwendigkeit vorliegt, mit Ausnahme, wie gesagt, einiger Brunnenbauten an den Karawanenstraßen, besondere Aufschließungsarbeiten für die Schaffung von Wasser in den Trockensteppen vorzunehmen.

In Südwestafrika sahen wir bereits bei der allgemeinen Besprechung der äußeren Verhältnisse dieser Kolonie, daß, von der kurzen Regenzeit abgesehen, das gesamte Grundwasser sich nur in wenigen räumlich sehr beschränkten Gebieten und außerdem in den Schwemmlandböden der größeren Riviere vorfindet. Wo die Rivierbildung selten wird oder fast vollkommen aufhört, wie im Osten und Norden des Landes, dort gibt es jene großen Durstfelder und Durststrecken, von denen während der Bekämpfung des letzten Aufstandes genugsam geredet und geschrieben worden ist. Was vollends die Zahl der frei zu Tage tretenden Quellen betrifft, so fällt sie, von der lokalen Häufung an einzelnen weit auseinander liegenden bevorzugten Punkten abgesehen, überhaupt nicht ins Gewicht. Auch in denjenigen Teilen des Landes, wo die großen Riviere mit Schwemmlandbildung zahlreicher sind, ist lange nicht auf jede schematisch zu veranschlagende Farmeinheit von 10000 Hektar Bodenfläche eine Wasserstelle oder die sofortige Möglichkeit zur Aufmachung einer solchen vorhanden. Eine Wasserstelle auf die Farm ist aber zu einer rationellen Wirtschaft viel zu wenig. Bei Kleinviehzucht kann von einer einzigen Wasserstelle aus überhaupt nur ein kleiner Teil der Farm beweidet werden, weil die Tiere nicht fähig sind, täglich große Strecken vom Wasser bis zur Weide und umgekehrt zurückzulegen. Sobald also die Futtergewächse in einem gewissen Umkreis um die Wasserstelle abgeweidet sind, hört die Möglichkeit zur Weiterbenutzung der Weide auf, und wenn sie auf dem übrigen größten Teil der Farm auch noch so reich und nahrhaft stände. Bei Groß-

vieh ist der Weideradius um die Wasserstelle herum größer, aber doch auch nicht so groß, daß ein einziger Tränkplatz für eine Farm von 10000 Hektar genügte. Unabhängig hiervon aber ist es auch ausgeschlossen, eine rationelle Viehzucht, mag es sich um Großvieh oder um Kleinvieh oder um Pferde handeln, mit einer einzigen Wasserstelle zu betreiben. Es braucht nur eine Krankheit unter den Tieren auszubrechen, so muß die Möglichkeit vorhanden sein, kranke, gesunde und verdächtige Tiere an besonderen Tränkstellen von einander zu isolieren. Ebenso ist es unmöglich, auf Reinzucht bestimmter Rassen, auf Innehaltung bestimmter Lammzeiten für das Kleinvieh, bestimmter Kalbungsperioden für die Kühe, mit Erfolg bedacht zu sein, wenn alles Vieh zur Tränkzeit an einer einzigen Wasserstelle Tag für Tag durcheinander läuft. Sowohl unter dem Gesichtspunkt der Seuchenbekämpfung als auch der rationellen Züchtung muß also jede Farm notwendig mehrere Wasserstellen besitzen. Selbst aber wenn man nur eine einzige Wasserstelle auf die Farm als wirtschaftliches Minimum annehmen wollte, so würde noch nicht ein Drittel, vielleicht nicht einmal ein Viertel des südwestafrikanischen Weidelandes ohne künstliche Aufmachung neuer Wasserstellen bewirtschaftet werden können. Die Notwendigkeit der Wasserfindung für die wirtschaftliche Ausnutzung der Kolonie ist also eine absolute. Die ersten Anfänge der Besiedlung haben sich naturgemäß an die vorhandenen und bekannten Wasserstellen gehalten. Die Einziehung der großen Eingeborenen-Gebiete des Hererolandes, des Witboilandes usw. haben fürs erste einen reichlichen Vorrat von neuen Wasserstellen, d. h.

also von Plätzen, die zur Begründung einer Farmwirtschaft die notwendigste Voraussetzung darbieten, geschaffen. Allzulange wird aber dieser neue Vorrat auch nicht reichen. In ganz Südafrika, bei Buren, Engländern und Deutschen, hat man seit langem alle möglichen Mittel zur Wasserfindung versucht und erprobt. Je weiter die Erkenntnis vorschritt, daß Durchgreifendes auf diesem Gebiet nur mit staatlichen Mitteln oder wenigstens mit energischer staatlicher Beihilfe geschehen könne, desto größere Summen wurden von der Regierung für die Versorgung der Farmwirtschaft mit Wasser aufgewandt. Im Kaplande haben die Bohrungen mit staatlichen, den Farmern unter sehr liberalen Bedingungen zur Verfügung gestellten Bohrmaschinen während der beiden letzten Jahrzehnte einen sehr großen Umfang angenommen und sehr gute Ergebnisse gezeitigt. Allerdings sind die geologischen Verhältnisse dort der erfolgreichen Vornahme solcher Bohrungen im allgemeinen günstig. In Südwestafrika ist es zu einem Anfassen des Problemes in größerem Stile bis zum Ausbruch des Aufstandes nicht gekommen. Die Vorbedingung hierfür wäre eine gründliche geologische Erforschung der Kolonie gewesen. Die Geologie aber so gut wie die gesamte wirtschaftliche Landeskunde ist in Südwestafrika vom Beginn der deutschen Schutzherrschaft ab in einer ebenso unverantwortlichen und folgenschweren wie unbegreiflichen Weise vernachlässigt worden — vernachlässigt bis zu einem Grade, daß von einer wissenschaftlichen Kenntnis Südwestafrikas, sei es auf welchem Gebiet es wolle, bis auf den heutigen Tag überhaupt noch gar nicht gesprochen

werden kann. Während der Kriegszeit konnte dann natürlich erst recht nichts hierfür geschehen, und so griff das Gouvernement, als sich die Verhältnisse wenigstens im Norden und in der Mitte des Schutzgebietes so weit beruhigt hatten, daß an friedliche Arbeit gedacht werden konnte, zu dem merkwürdigen Mittel einer Anwendung der Wünschelrute in größerem Maßstabe. Die Wünschelrute ist in ganz Südafrika von alters her bekannt und gebraucht. Es gibt unter den Buren verschiedene Personen, die auf diese Weise Wasser aufsuchen und bisweilen auch überraschende Ergebnisse haben. In Südwestafrika ist seit etwas über einem Jahre der auch in Deutschland als Rutengänger bekannte Landrat von Uslar tätig. Über die Ergebnisse dieser Arbeit ist ein abschließendes Urteil zur Zeit noch nicht möglich. Darauf, daß das Funktionieren der Wünschelrute nicht lediglich auf Autosuggestion oder gar auf absichtlicher Täuschung beruhe, sondern daß es sich hier in der Tat um einen noch nicht erklärbaren Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein unterirdischer Wasseradern und dem Anschlagen der Rute handelt, zweifelt jetzt auch eine Anzahl von Fachgeologen nicht mehr. Auf der anderen Seite aber ist es viel zu weit gegangen, wenn überzeugte Anhänger der Wünschelrutenpraxis meinen, auf diese Weise eine fundamentale Lösung der südafrikanischen Schwierigkeiten bereits gefunden zu haben. Denjenigen Fällen, in denen auf Grund der Uslarschen Angaben an Stellen, die sonst keinerlei Anhaltspunkte für das unterirdische Vorhandensein von Wasser ergaben, solches gefunden worden ist, stehen andere ebenso

zweifellose Erfahrungen gegenüber, in denen die Uslarsche Wünschelrute vollkommen versagt hat, d. h. wo trotz bestimmter Angabe entweder überhaupt kein Wasser oder zu wenig Wasser gefunden worden ist. Es ist sehr zu bedauern, daß gerade in der ersten Zeit der Tätigkeit des Landrats von Uslar auch von amtlicher Seite mit viel zu großer Bestimmtheit von Erfolgen gesprochen worden ist und verantwortliche Maßnahmen von nicht geringer Tragweite getroffen worden sind, bevor ein wirklicher Überblick und wirkliche Erfahrungen mit dieser Praxis existierten. Gegenwärtig macht sich denn auch namentlich in den Berichten von privater Seite aus Südwestafrika ein starker Rückschlag gegen die anfangs allenthalben gehegte Zuversicht bemerkbar. Es ist durchaus nicht an dem, daß das Vorgehen mit der Wünschelrute zwecklos wäre und die Arbeiten kurzweg abgebrochen werden müßten, aber es ist eine viel größere Vorsicht und abwartende Zurückhaltung in dieser Frage, als sie bisher in Südwestafrika geübt worden ist, nötig. So war es z. B. entschieden zu weit gegangen, wenn das Gouvernement auf die bloßen noch unerprobten Angaben von Uslars, daß seine Rute an einem bestimmten Punkte Wasser angezeigt habe, sofort eine provisorische Farmabsteckung vornahm und öffentliche Mitteilung ergehen ließ, daß Wasser „gefunden“ sei. Auf keinen Fall vermag die Tätigkeit mit der Wünschelrute den Wert einer gründlichen und fachkundigen geologischen Erforschung des ganzen Landes als Basis für die systematische Wassererschließung zu beeinträchtigen oder eine solche Arbeit überflüssig zu machen. In den geologischen Lagerungsverhältnissen

der Gesteine besteht ein bedeutender Unterschied zwischen den südlichen, mittleren und nördlichen Landesteilen. Im Süden liegen die Verhältnisse ähnlich wie in der Kapkolonie, d. h. die sedimentären Gesteinsschichten sind in ihrer horizontalen Lagerung wenig gestört. Aus diesem Grunde sind die Ergebnisse der bisher unternommenen Bohrungen dort auch relativ günstig. In der Mitte dagegen sind die Gesteine zum Teil sehr stark gebrochen, verschoben und gefaltet, und die Stellung der Schichten ist vielfach so steil, daß Bohrungen im allgemeinen hier ungünstigere Aussichten haben, weil das Wasser in der Tiefe mehr oder minder den Schichtfugen der Gesteine zu folgen pflegt und daher weiter von der Oberfläche entfernt zu vermuten ist, als im Süden. Auf der anderen Seite kann diese allgemeine Regel aber durch besondere Verhältnisse, Spalten, Verwerfungen usw., auf die mannigfaltigste Weise modifiziert werden, so daß nur der Blick des geschulten Geologen imstande ist, die Lagerungsverhältnisse des Gesteins an einer bestimmten Stelle auf Bohrungen hin zu beurteilen. Im Norden scheint es, wie bereits bemerkt, als ob das Oktavi-Kalkgebirge in einer bestimmten nicht schwer erreichbaren Tiefenstufe überhaupt voll Wasser steht, das von einer darunter befindlichen undurchlässigen Gesteinsschicht am weiteren Versinken gehindert wird.

Nichts wäre nun verkehrter, als grundsätzlich den einzelnen Ansiedler auf dem gekauften Grund und Boden für seine eigene Rechnung und Gefahr nach Wasser suchen zu lassen. Bohr- und Sprengarbeiten sind in Südafrika sehr teuer. In der Regel

hat der angehende Farmer sowieso mit Kapitalschwierigkeiten zu kämpfen, und ehe er sich's versieht, hat er Tausende von Mark an einen vergeblichen Versuch zur Wasserfindung gewendet. Der tatsächlichen Aufteilung und vollständigen Besiedlung des Landes muß daher eine von Regierungswegen durchgeführte systematische Untersuchung und Feststellung der Wasserverhältnisse in der ganzen Kolonie vorhergehen. Ohne die Wünschelrute aus Südwestafrika verbannen zu wollen, wird man doch sagen müssen, daß eine wirkliche Beantwortung dieser Lebensfrage für die ganze Ansiedlung nur durch die wissenschaftliche Geologie und das systematische Abbohren ganzer Landstriche nach den Angaben jener erreicht werden kann. Erst wenn wir wirklich wissen, an welchen Stellen, in welcher Mächtigkeit und in welcher Tiefe der Farmer, der sich ein bestimmtes Areal zur Weidewirtschaft kauft, das notwendige Wasser für sein Vieh und für seinen Garten finden wird, und zwar, wie gesagt, nicht nur an einer, sondern an mehreren Stellen auf jeder Farm, erst dann können wir jedes untersuchte Stück Land mit gutem Gewissen dem Einwanderer zur Verfügung stellen. Diese Arbeit der Abtastung und Abbohrung der ganzen Kolonie durch den Geologen und durch den nach seinen Angaben und unter seiner Leitung arbeitenden Bohrmeister muß vorgenommen werden, solange der bekannte und verfügbare Vorrat an offnen Wasserstellen noch ausreicht, um eine Zeit lang das Ansiedlungswerk unabhängig von jener großen Arbeit fortzuführen. Wenn das nicht geschieht, so wird die Verantwortung der Regierung für das wei-

tere Ansiedlungswerk größer, als daß sie von ihr übernommen werden könnte. Die Wahrscheinlichkeit, daß es auch in denjenigen Gebieten, die jetzt kein offnes Wasser aufweisen, unterirdische Vorräte in größerer Menge gibt, ist im allgemeinen so groß, daß sie nahezu als Gewißheit bezeichnet werden kann, und nach dieser Richtung hin ist das häufige Funktionieren der Uslarschen Wünschelrute von Interesse. Die Bohrungen, die bisher auf Grund von Angaben mit der Wünschelrute gemacht worden sind, haben auch die Vermutung bestätigt, die man ohnehin nach der ganzen Struktur des Landes hegen mußte, daß sich nämlich kein zusammenhängender Grundwasserstand in absehbarer Tiefe über größere Gebiete hin vorfindet, sondern daß die Gewässer sich auf sogenannten Adern bewegen, die durch Verschiedenheiten in der Zusammensetzung, Schichtung und Lagerung des Gesteins und durch seine Zerklüftung bedingt sind. Sehr große, in ihrem jetzigen Zustande mit Ausnahme der Regenzeit vollkommen wasserlose Landstriche gibt es namentlich im Osten, und zwar so gut im östlichen Namalande wie im Osten des Hererolandes, in den Dünen und im großen Sandfeld. Gerade in dieser ausgedehnten östlichen Sandzone handelt es sich aber teils mit Sicherheit, teils mit großer Wahrscheinlichkeit um eine mit Sand überschüttete Kalkunterlage, die von seiten namhafter geologischer Fachleute für jungen Ursprungs gehalten wird und schwerlich eine bedeutende Dicke aufweist. Damit ist auch die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß selbst im Sandfeld und in der südöstlichen Dünenregion unter dem Kalk auf der Schichtgrenze gegen das

darunter liegende Gestein genügend Wasser gefunden wird. Nur ist es Sache des Staats, sowohl die Gewißheit hierüber im allgemeinen zu schaffen, als auch dem einzelnen Farmer, der dort ein Stück Land kauft, so weit menschliche Voraussicht reicht, die Gewähr dafür bieten zu können, daß er Wasser für seine Wirtschaft findet und nicht sein spärliches Kapital mit zwecklosen Aufsuchungsarbeiten vergeudet. In Südwestafrika handelt es sich bei dieser Wasserfrage durchweg darum, eine genügende Anzahl von Tränkstellen für die Viehwirtschaft zu schaffen. In zweiter Linie ist es natürlich auch wünschenswert, daß der Farmer bei seinem Hause einen Brunnen von der Ergiebigkeit hat, daß er einen kleinen Garten bewässern und die notwendigsten Vegetabilien für sich und sein Personal darin erzeugen kann. Darüber hinausgehende Ergebnisse der Wasserbohrung werden in der Regel einen mehr zufälligen Charakter tragen. Allerdings lehrt das Beispiel der Kapkolonie, daß unter Umständen aus einem einzigen Bohrloch genügend Wasser kommen kann, um eine Weinpflanzung von mehreren Hektaren zu bewässern; voraussehen läßt sich aber ein solches Ergebnis so gut wie nie, und wenn es zufällig einmal eintritt, so ist seine Verwertung gleichfalls von der Frage der Absatzmöglichkeit und anderen zufälligen Momenten abhängig. Im ganzen kann nicht daran gedacht werden, mit Hilfe von Bohrungen in Südwestafrika nennenswerte Flächen für den Ackerbau zu gewinnen.

Ganz anders ist die Bedeutung der Wasserbohrungen für Togo. Die Savanne von Südtogo, die in der Trockenzeit, wie wir sahen, so sehr an Wasser-

mangel leidet, daß manche Dörfer stundenweit ihr Trinkwasser herholen müssen, empfängt in der Regel während der Niederschlagsperiode einen so reichlichen Regen, daß sowohl die Nahrungspflanzen der Eingebornen als auch Baumwolle u. a. daraufhin angebaut werden kann. Während der feuchten Jahreszeit führen auch die Flüsse und Bäche genügend Wasser, um Menschen und Tiere zu versorgen. Die Verhältnisse liegen hier also ähnlich, wie in einem großen Teile des Grootfonteiner Bezirks in Südwestafrika. Dort ist es auch während der Regenzeit und noch einige Monate darüber möglich, unter sonst günstigen Umständen ein Maisfeld zu bestellen, sein Vieh zu tränken und die Ernte einzubringen. Das Wasser findet sich zwar nicht wie in Togo in laufenden Flüssen und Bächen, wohl aber in sogenannten Vleys und Kolken mit tonigem Boden, wo es während der Regenzeit sich ansammelt und erst nach Eintritt der Trockenzeit verdunstet. Nur sind in Südtogo die Regen ausgiebiger und der Ackerbau ist daher sicherer, als in der Grootfonteiner Gegend. Die notwendigen Brunnenanlagen in Togo haben also den Zweck, die Möglichkeit zur Anlage neuer Dörfer und damit zur Verstärkung der Bevölkerung und des Anbaues überhaupt zu gewähren. Wo man in der Savanne in Südtogo einen Brunnen mit reichlichem und dauerndem Wasser schaffen kann, da schafft man auch eine Dorflage, und dort wird die Zuwanderung von Eingebornen, die das umliegende Land in Kultur nehmen wollen, nicht ausbleiben. In Togo, dessen kleinere und übersichtlichere Verhältnisse die Sache allerdings erleichtern, wird die geologische Erforschung mit

größerem Eifer als in Südwestafrika und in Kamerun betrieben, wenn auch die aufgewandten Mittel im Vergleich dazu, was geschehen könnte und sollte, bescheidene sind. Die Früchte dieser Arbeit beginnen sich denn auch auf dem Gebiet der Wassererschließung zu zeigen. Der gegenwärtige Landesgeologe von Togo hat auf Grund seiner Studien eine Reihe von Bohrpunkten, namentlich an der Eisenbahnlinie nach Palime bezeichnet, und es ist hier gutes Wasser in reichlicher Menge erschlossen worden. Allerdings scheint die Tiefenstufe, auf der diese unterirdischen Wasservorräte in Südtogo vorhanden sind, eine ziemlich beträchtliche zu sein, und die Kosten für die Bohrung sind entsprechend hoch, zirka 40 000 Mark für jede. Das ist natürlich ein starkes Hindernis für die Vornahme von Massenbohrungen, aber zum Teil rührt die Höhe der Kosten daher, daß in Togo das Gouvernement die Maschinen und den Betrieb nicht in eigener Regie besitzt, sondern die Arbeiten durch eine europäische Firma vornehmen läßt. Für den Anfang, solange bis die nötigen Betriebserfahrungen gesammelt sind, wird sich gegen dies System nichts sagen lassen; allmählich aber muß das Bohrwesen Sache der Verwaltung werden, und namentlich muß die Verwaltung selbst die nötigen Maschinen und ein nicht zu kleines beamtetes Bohrpersonal besitzen. Auf diese Weise wird es sicher gelingen, die durchschnittlichen Bohrkosten auf 10 000 bis 20 000 Mark zu reduzieren und damit ist eine neue Dorfanlage nirgends zu teuer bezahlt.

Viertes Kapitel.

Koloniale Verwaltungs- und Finanzpolitik.

Wenn wir uns an den Grundsatz erinnern, daß wir Kolonien zu dem Zweck erworben haben und besitzen, um unsere gesamte nationale und wirtschaftliche Stellung innerhalb des Kreises der übrigen Völker zu heben und unsere Aussichten im politischen und ökonomischen Wettbewerb zu verbessern, so bedarf es keiner weiteren Darlegung darüber, welchen Zweck die Verwaltung unserer Kolonien, die rein administrative wie die finanzwirtschaftliche, haben muß und nach welchen allgemeinen Grundsätzen sie zu organisieren ist. Die Verwaltung hat den Zweck, mit dem geringst möglichen Aufwand an materiellen und personellen Mitteln den größtmöglichen praktischen Nutzeffekt für die Entwicklung unseres Kolonialbesitzes zu erzielen, d. h. es muß zugleich sparsam und praktisch gewirtschaftet werden. Die Sparsamkeit in der kolonialen Verwaltung darf aber nicht so verstanden werden, als ob sie Selbstzweck wäre, denn in diesem Fall würde sie nicht Sparsamkeit, sondern kurzsichtige Knauserigkeit bedeuten. Sparsam ist nicht derjenige, der unter allen Umständen sich für

die geringere Ausgabe entscheidet, sondern derjenige, der das richtige Abschätzungsvermögen für den voraussichtlichen Effekt einer Ausgabe gegenüber den Einnahmen, denen sie dienen soll, besitzt, und der es versteht, Ausgaben zu vermeiden, bei denen der Aufwand und der Ertrag in einem unvorteilhaften Verhältnis zu einander stehen. Kaufmännisch angesehen bedeuten die Ausgaben für die Kolonialverwaltung einen Teil der allgemeinen Unkosten, welche uns unsere Kolonialwirtschaft verursacht, und unter diesem Gesichtspunkt müssen sie ebenso betrachtet werden, wie der Kaufmann seine Handlungsunkosten im Vergleich zu seinem Geschäftsgewinn wertet. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß unser Kolonialwesen neben der wirtschaftlichen auch noch eine politische Seite besitzt, und daß unter Umständen diese Seite nicht ohne weiteres in das rein kaufmännische Rechnungsschema mit aufgeht.

Der Hauptvorwurf, der gegen unsere Kolonialverwaltung für gewöhnlich erhoben wurde, ist der, daß sie unpraktisch und unwirtschaftlich arbeite, und außerdem, daß die in ihr tätigen Persönlichkeiten, zumal in den Kolonien selbst, sich von der Gewöhnung an ihre heimische, durch eine bestimmte Standeszugehörigkeit und eine bestimmte Ausbildung bedingte Anschauungsweise häufig nicht frei machen könnten. Man faßt das gewöhnlich in die Schlagworte des Militarismus und des Assessorismus zusammen. Auf beides schilt man zu Hause so gut wie in den Kolonien selbst. Der eine schilt, weil er wirkliche Erfahrungen gemacht hat, die ihn zum Schelten berechtigen, der andere weil es sozusagen zum guten Ton der Kolonial-

kritik gehört, der dritte, weil er irgendwo die Glocken hat läuten hören, wenn er auch nicht recht weiß, wo sie hängen.

Was nun zunächst den vielberufenen Assessorismus betrifft, so hat er in Wirklichkeit seine leider nicht allzu seltenen Anhaltspunkte, aber so wie der Ausdruck gewöhnlich gebraucht wird, ist er doch überwiegend ein bloßes Schlagwort, das nur sehr teilweise auf den Zustand paßt, den es charakterisieren will. Nicht das ist der Fehler, daß man gerade soviel Assessoren für den kolonialen Verwaltungsdienst nimmt, vielmehr steckt das Übel tiefer und ist schwieriger zu heben, als daß die Heilung durch einen bloßen Wechsel in der heimischen Vorbildungskategorie für den Dienst als Kolonialbeamter geheilt werden könnte.

Unsere Kolonien zerfallen in Verwaltungsbezirke von dreierlei Art:

1. Bezirke mit regelrecht organisierter Zivilverwaltung;

2. Bezirke mit Militärverwaltung;

3. Gebiete, in denen überhaupt noch keine sei es zivile, sei es militärische Verwaltung existiert, sondern nur einzelne Stationen. Auf diesen sitzt ein Offizier an der Spitze einer Truppenabteilung, um das betreffende Land zu beaufsichtigen und ohne die Formen einer wirklichen Verwaltung die deutsche Autorität bei den eingeborenen Stämmen und Häuptlingen im allgemeinen zu vertreten. Man nennt diese Stellen gewöhnlich Residenturen, und es gibt solche in Kamerun wie in Ostafrika, ohne daß überall gerade dieser

Titel zur Anwendung kommen müßte. Früher oder später wird übrigens auch in Südwestafrika eine Residentur für die Ovambostämme eingerichtet werden müssen, weil es nicht möglich ist, das Amboland einer ähnlichen Verwaltung wie die übrigen Teile der Kolonie zu unterwerfen.

Am weitesten vorgeschritten ist die Zivilverwaltung gegenwärtig in Südwestafrika; demnächst in Togo und Ostafrika. In Kamerun beschränkt sie sich auf das Küstengebiet und ist nur im Bezirk von Jaunde in Südkamerun bereits weiter ins Innere vorgedrungen. Die Südsee-Kolonien und Kiautschou weisen besondere Verhältnisse auf, die sich schwer anders als blos äußerlich in das Schema einordnen lassen. Innerhalb der Kolonien hat das Schema der Zivilverwaltung zwei Hauptabteilungen: die Referate an der Zentrale jeder Kolonie, beim Gouvernement, und die Bezirksämter mit den ihnen unterstellten Distrikten und Stationen im Lande. Die Größe der Verwaltungseinheiten ist in den einzelnen Kolonien sehr verschieden. Die neun Bezirke und selbständigen Distrikte von Südwestafrika haben eine durchschnittliche Größe von beinahe 100000 Quadratkilometern. Die 18 Verwaltungsbezirke von Ostafrika (ohne die Residenturen im Nordwesten) sind je nach ihrer Lage an der Küste oder im Inneren an Umfang und an Bevölkerungszahl sehr verschieden groß. In Kamerun sind die meisten Bezirksämter an der Küste klein, und abgesehen davon reicht nur bei wenigen ein wirklicher verwaltungsmäßiger und organisatorischer Einfluß über die nächste Entfernung vom Sitze des Bezirksamts hinaus. Auch in Togo nimmt die Größe

der Bezirke wie ihre Bevölkerungszahl im Verhältnis zur Entfernung von der Küste zu. Der größte Teil von Kamerun, das ganze Innere und ausgedehnte Striche im Urwaldgebiet, ist überhaupt noch nicht in Verwaltungs- sondern erst in militärische Stationsbezirke und in Residenturen, deren Umfang z. Z. noch nicht einmal fest bestimmt ist und gelegentlichem Wechsel unterliegt, eingeteilt.

Natürlich ist es eine sehr verschiedene Aufgabe, ob ein Beamter einen Bezirk an der Kamerunküste, in Togo, in Ost- oder in Südwestafrika zu verwalten hat. Hier tropisches Plantagengebiet mit zahlreichen europäischen Faktoreien, regem Schiffsverkehr und einer aus ansässigen Stämmen, angeworbenen Plantagenarbeitern vom Innern und farbigen Händlern bunt gemischten, zum Teil stark fluktuierenden Bevölkerung; dort eine Siedlungskolonie mit allen ihren natürlichen Reibungen zwischen dem zuwandernden weißen Ansiedlertum und den halbnomadischen, einst Vieh züchtenden und Land besitzenden, jetzt größtenteils depossedierten Eingeborenen; schließlich im Innern der großen Tropenkolonien volkreiche mehr oder minder kräftig von einheimischen Machthabern beherrschte Stämme und Staatenbildungen, unter denen der deutsche Verwaltungsbeamte mit seinem Personal und außer ihm noch einige Missionare und Händler, von gelegentlichen Reisenden abgesehen, auf lange hinaus die einzigen Weißen sind. Bezirksämter wie Keetmanshoop, Duala und Neu-Langenburg am Njassa-See sind im Einzelnen bezüglich der Verwaltungserfordernisse, die sie an ihren Bezirksamtmann stellen, so verschieden geartet, wie nur möglich, und die

direkte Übertragung administrativer Erfahrungen zwischen ihnen wird, von Zufälligkeiten abgesehen, kaum vorkommen können. Trotzdem ist die Aufgabe im Prinzip überall dieselbe, und zwar ist sie von dem normalen heimischen Verwaltungsdienst wesentlich verschieden. Dem Beamten mit heimischer juristischer Ausbildung, ohne praktische Erfahrungen im überseeischen Dienst, wird es, wenn nicht als die einzige Arbeit, die ihn ernsthaft etwas angeht, so doch als seine erste und hauptsächlichste Aufgabe erscheinen, die notwendigen Maßnahmen für Sicherheit und Ordnung aller bürgerlichen Verhältnisse und für das regelrechte Funktionieren des administrativen Organismus in dem ihm anvertrauten Bezirk zu treffen und für ihre Durchführung zu sorgen. In den Kolonien aber handelt es sich nicht nur hierum, sondern daneben und davor noch um etwas anderes. Es handelt sich darum, ein fremd geartetes noch unentwickeltes überseeisches Gebiet mit fremden Produktions- und Wirtschaftsbedingungen, mit einer fremd veranlagten und ganz anders als wir Europäer empfindenden Eingebornen-Bevölkerung, mit fremden klimatischen, sanitären und psychologischen Einflüssen praktisch aufzuschließen. Die dort verfügbaren Kräfte müssen produktiv entbunden, zusammengefaßt und organisiert werden, und je weniger entwickelt die Verhältnisse des Bezirks sind, desto mehr tritt die Arbeitsaufgabe des wirtschaftlichen Schaffens, Anregens und Aufbauens hinter der bloßen Sorge für das Funktionieren des Schematismus zurück.

Allerdings existiert eine Auffassung, wonach in der Kolonie derjenige Verwaltungsbeamte, vor allen

derjenige Bezirksamtmann, sich am meisten empfiehlt, der seine Pflichten am rückhaltlosesten erschöpft sieht, indem er sich als ausführendes Organ für die Einzelvorschriften seiner vorgesetzten Dienststelle betrachtet. Diese Art bureaukratischer Zentralisation in der Verwaltung ist aber für Gebiete, die noch so sehr im Anfangsstadium wirtschaftlicher Entwicklung stehen, wie unsere Kolonien, ein zweifelloser Fehler. Daß die Grundlinien, nach denen in den großen Hauptfragen, Besiedlung, Eingebornenpolitik, Mission, Entwicklung der Volkskultur, Steuerarbeit etc. zu verfahren ist, durch allgemeingiltige Anweisungen festgelegt werden, versteht sich von selbst. Im einzelnen aber muß den Bezirksämtern ebenso gut wie den Leitern der militärischen Stationsbezirke und den Residenturen so viel wie möglich freie Hand und selbständige Initiative gelassen werden. Es ist sehr schwierig, von einer Zentrallstelle aus zu überblicken, was irgendwo im Innern im Einzelfall das Gebotene ist, und es ist ganz unmöglich, den Beamten oder Offizier, der auf Grund seiner selbständigen und genauen Kenntnisse der Verhältnisse an Ort und Stelle diese oder jene Maßnahmen als notwendig und förderlich erkennt, des Rechtes der eigenen Initiative und des Handelns unter persönlicher Verantwortung zu gunsten einer bureaukratisch-zentralistischen Dienstaufsicht zu berauben. Man soll Beamte an die verantwortlichen Posten setzen, auf deren Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis man sich verlassen kann; dann soll man ihnen aber auch Freiheit geben, in ihrem Bezirk so selbständig wie möglich zu arbeiten. Unsere Kolonialgeschichte weist eine ganze Anzahl tüchtiger Persön-

lichkeiten, Zivilbeamte wie Offiziere auf, die in einer solchen selbständigen Weise bedeutende Erfolge erreicht haben, und wenn es auch nicht ausnahmslos für alle Kolonien und für alle Verwaltungsperioden in einer Kolonie gilt, so wird es im ganzen doch wohl für den Durchschnitt unserer kolonialen Entwicklung gelten, daß die wirklichen materiellen Fortschritt eher an die Arbeit der Bezirks- und Stationsverwaltungen anknüpfen, als an die Tätigkeit des bureaukratischen Räderwerks am Sitz der Gouvernements. Bisher ist in unsern Kolonien entschieden mehr Schaden dadurch gestiftet worden, daß brauchbare und praktisch veranlagte Leute entweder nicht an den richtigen Platz gestellt oder in ihrer Arbeit aus formalistischen Gesichtspunkten bemängelt wurden, als dadurch, daß man etwa zu oft riskiert hätte, Persönlichkeiten, denen selbständige Tüchtigkeit zuzutrauen war, mit einem etwas größeren Maß von Freiheit auszustatten. Als das oberste Erfordernis für den höheren Verwaltungsbeamten in der Kolonie müssen wir also hinstellen, daß er imstande ist, über das Bestreben nach gewissenhafter Erledigung der laufenden Geschäfte hinaus eine selbständige Anschauung von allen Bedingungen und Voraussetzungen für den wirtschaftlichen Gesamtfortschritt seines Bezirks zu erwerben und in der Verwirklichung dieses Fortschritts seine eigentliche und höchste Aufgabe zu er blicken.

Zum Dienst in einer überseeischen Kolonie gehört es also auf jeden Fall, daß man lernt, sich in Verhältnissen zurecht zu finden, die zunächst ganz neu sind und für die man gar keine oder nur sehr wenige

Anhaltspunkte in dem aus der Heimat mitgebrachten Anschauungskreise besitzt. Hierfür ist es zunächst gleichgültig, welche Art von Vorbildung man sich denkt, außer etwa einem besonderen kolonialwissenschaftlichen Studium, wozu die Gelegenheit in Deutschland noch nicht genügend organisiert ist. Niemand, mag er nun Jurist, Militär, Naturwissenschaftler oder sonst etwas sein, wird die Anmaßung besitzen, sich von vornherein die Fähigkeit zuzuschreiben, daß er ohne Lern- und Vorbereitungszeit draußen in den Kolonien gleich das Richtige trifft. Wie rekrutieren sich nun aber in der jetzigen kolonialen Praxis die Beamten für die organisierte Zivilbezirks- und für die Zentralverwaltung beim Gouvernement? Hauptsächlich von zwei Seiten her: aus den heimischen Assessoren und aus früheren Offizieren vom Hauptmann abwärts, die in die Zivilverwaltung übertreten, wobei der günstigere Fall der ist, daß dieser Übertritt erst in der Kolonie selbst nach kürzerer oder längerer Dienstzeit in einer Schutztruppe geschieht. Nicht selten sind es aber auch heimische Offiziere a. D., die zum Teil schon vor längerer Zeit ihren Dienst quittiert haben und nachträglich eine Anstellung in den Kolonien suchen. Gelegentlich besteht auch die Praxis, aktive Schutztruppenoffiziere — namentlich für den Posten von Distriktschefs, zeitweilig abzukommandieren, auch in Gebieten mit vorher eingerichteter Zivilverwaltung. Dies Letztere gilt aber nur als aushilfsweise Maßregel. Auch die Besetzung von Verwaltungsstellen durch in den Zivildienst übernommene einstige Kolonialoffiziere ist der seltenere Fall; als Norm gilt und wird auch nach Möglichkeit

angestrebt die Besetzung der wichtigeren Posten mit juristisch geschulten heimischen Kräften.

Die Anstellung erfolgt nach dem Normalvertrag mit der Kolonialabteilung in Südwestafrika auf drei, in den Tropenkolonien auf anderthalb bis zwei Jahre. Diese Fristen sind für die einmalige Dienstperiode mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse der verschiedenen Kolonien richtig bemessen; die Schwierigkeit für beide Teile, die Schutzgebietsbeamten wie die Kolonialabteilung, erhebt sich gewöhnlich auch erst bei Ablauf der ersten Vertragsfrist in Gestalt der Frage: Verlängerung oder Nichtverlängerung für die zweite Dienstperiode? Hat sich der Beamte als untüchtig herausgestellt, was natürlich bei der Anstellung in Deutschland, falls die Conduite sonst in Ordnung ist, sehr schwer vorausgesehen werden kann, so hat die Kolonialverwaltung kein Interesse daran, daß er im Dienst bleibt. Allerdings ist, sobald auf der Seite des Angestellten der Wunsch zum Verbleiben vorliegt, die Praxis der Behörde bisher die gewesen, daß die Vertragsverlängerung nur in Fällen, die als direkt gravierend angesehen wurden, verweigert zu werden pflegte.

Wie aber steht es mit den tüchtigen Kräften? An sich ist Berufsfreudigkeit in der Regel ein Correlat der Tüchtigkeit, und wenn nicht Umstände anderer Art dem Beamten ohne seine Schuld die Freudigkeit am Dienst nehmen, so wird gerade der tüchtige Mann im Lauf der ersten Dienstperiode sich der Aufgabe so bemeistert haben, daß er den Wert und den Fortschritt seiner Arbeit spürt und den Wunsch hat, was er pflanzte, auch zu Blüte und Frucht kommen zu

sehen. Die zweite Dienstperiode bedeutet aber gewöhnlich, zumal wo es sich um eine längere Verpflichtungszeit handelt, bereits eine schwierige Wahl zwischen der Kolonie, wo ein dauerndes Verbleiben im Dienst doch ausgeschlossen ist, und dem Wiedereintritt in die normale heimische Laufbahn, innerhalb derer eine längere Unterbrechung häufig mit Nachteilen droht. Namentlich ist die Vorstellung falsch, daß die aus dem gewöhnlichen kolonialen Verwaltungsdienst in die Heimat zurücktretenden Beamten nunmehr eine bevorzugte Chance bei der Rückübernahme in ihre frühere Behörde oder für die Verwendung im Ressort der Kolonialverwaltung hätten. Schließlich kommt auch noch die Heiratsfrage als ein Moment dazu, das öfters für Ausscheiden als für Bleiben im Kolonialdienst spricht. Aber selbst wenn die Entscheidung schließlich für den Antritt der zweiten Dienstperiode fällt, so ist damit für die Verwaltung zwar etwas, aber nicht viel gewonnen, denn der Punkt, auf den es im letzten Grunde ankommt, ist nicht das Ausscheiden nach ein oder zwei Dienstperioden, sondern das Fehlen einer Koloniallaufbahn, die tüchtigen und vorwärtsstrebenden Persönlichkeiten mit höherer Ausbildung die Aussicht auf Erreichung eines annehmbaren äußeren Lebensziels böte. Mit dem Bezirksamtmann, d. h. mit einem kolonialen Höchstgehalt von wenig über 10 000 Mk. nebst freier Wohnung, und allenfalls als besonderer ausnahmsweiser Anerkennung noch mit dem Titel Regierungsrat, ist die Karriere, von unsicheren Zufälligkeitschancen abgesehen, zu Ende. Das Gehalt erscheint nach heimischen Begriffen hoch, aber es muß nicht nach den heimischen,

sondern nach dem kolonialen Geldwert verstanden werden. Dieser ist in den einzelnen Kolonien verschieden: am höchsten in Ostafrika, am niedrigsten zweifellos in Südwestafrika. Im Durchschnitt wird die Rechnung stimmen, daß man das koloniale Gehalt durch zwei dividieren muß, um seinen Wert auf das heimische Maß zu übertragen. Da man nun bisher in den Kolonien seinen Kindern keine höhere, d. h. keine über die Elementarschule hinausreichende Bildung geben kann, so erweist sich das Gehalt ohne weiteres als unzureichend, um davon Kindererziehung in der Heimat zu bestreiten. Zweifellos hat es für einen jüngeren Mann viel Verlockendes, außer der eigentlichen dienstlichen Tätigkeit noch die weitgehende Verfügung über Wagen, Pferde und Dienstpersonal, das Recht auf selbständige ausgedehnte Reisen innerhalb des eignen Bezirks, schließlich im allgemeinen eine starke autoritative Stellung, sowohl gegenüber den Eingebornen als auch gegenüber den weißen Bezirksinsassen, zu genießen. Jagd und Sport treten hinzu für den, der sie liebt. Das alles sind aber nicht Dinge, die einen gereiften Mann mit bestimmtem höherem Lebensziel dazu veranlassen können, ins Unbestimmte hinein auf einem solchen Posten zu bleiben. Außerdem ist es eine feststehende Tatsache, die jeder ältere Afrikaner in seiner eignen Erfahrung bestätigt findet, daß der langdauernde Aufenthalt in den Kolonien die meisten Menschen unbrauchbar, mindestens sehr unlustig dazu macht, sich wieder in den feststehenden Schematismus heimischer Verhältnisse und heimischer Dienstordnungen zu finden.

Hierzu kommt nun noch ein zweites Bedenken für das Einschlagen der kolonialen Laufbahn: die Unsicherheit in der Stellung der nicht etatsmäßig, sondern bloß kommissarisch angestellten Beamten. Die Politik, den größten Teil der kolonialen Verwaltungsstellen nicht etatsmäßig zu besetzen, sondern mit Beamten, die durch Erlaß oder durch Vertrag nur für eine Dienstperiode verpflichtet sind und nach Ablauf dieser sowie jeder folgenden Periode nach dem Belieben der Kolonialverwaltung ohne alle weiteren Ansprüche entlassen oder im Dienst behalten werden können, verfolgt bekanntermaßen den Zweck, das Beamtenpersonal stets in der größtmöglichen Abhängigkeit und Disziplin zu erhalten. Den kommissarischen Beamten können zwar im Falle eintretender Dienstbeschädigung oder Dienstunfähigkeit Pensionsbezüge in derselben Weise wie den etatsmäßigen Stellen zugebilligt werden, aber die Bewilligung ist kein Recht, das der Beamte für sich und seine Hinterbliebenen zu beanspruchen hat, sondern sie steht im Belieben der Kolonialverwaltung und kann jederzeit ohne Angabe von Gründen so gut wie gewährt auch versagt werden. Dasselbe ist der Fall mit der Gewährung von Urlaub oder von Beihilfen zur Wiederherstellung einer im Dienst geschädigten Gesundheit, im Falle des Ausscheidens eines kommissarisch angestellten Beamten nach Ablauf einer Verpflichtungsperiode. Der Idee nach soll eine solche Praxis, ebenso wie die Klausel in den Verträgen der Kolonialverwaltung, daß sie jedem kommissarischen Beamten auch innerhalb der Vertragsperiode mit einer bestimmten (meist halbjährigen)

Frist kündigen kann, ohne daß dem Beamten ein gleiches Recht zusteht, dazu dienen, um Leute, die sich als unbrauchbar herausstellen, ohne Umstände und ohne weitere Verpflichtungen entfernen zu können. Es wird sich auch nichts dagegen einwenden lassen, wenn derartige Grundsätze für die erste Vertragsperiode seitens der Verwaltung befolgt werden. Nach Ablauf der ersten Periode aber müssen die vorgesetzten Stellen imstande sein, ein Urteil darüber zu fällen, ob und für welche Stellen der Mann fernerhin brauchbar ist. Das Prinzip, die Mehrzahl, auch der höheren Stellen, dauernd mit kommissarisch angestellten Kräften zu besetzen, wie es von der Kolonialverwaltung noch neuerdings mit Bewußtsein und Absicht aufgestellt worden ist, erscheint zugleich als ein unbilliges und ein unkluges. Es liegt in der Natur der Dinge, daß es einerseits gerade auf die tüchtigen und auf die reiferen Kräfte abschreckend wirkt, und daß andrerseits trotz aller Versicherungen, die Verwaltung werde nur den unparteilichsten Gebrauch von den Rechten machen, die sie sich vorbehält, nicht nur die dienstliche Untüchtigkeit eines Beamten, sondern auch die persönliche Abneigung irgend einer maßgebenden oder einflußreichen Stelle gegen ihn Anlaß dazu gibt, ihm das vorzuenthalten, was unter Umständen minderer Leistungsfähigkeit und geringerer Arbeit bei größerer Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit an „höhere“ Ideen zuteil wird.

Alle diese Erwägungen führten im Verein dazu, daß sich, außer der immer vorhandenen Zahl von Idealisten und solchen, die sich einmal draußen umsehen

wollen, nicht selten solche Elemente für den längeren oder dauernden Dienst in den Kolonien entschlossen, die sich sagen mußten, daß sie hier voraussichtlich eine im Vergleich bessere, erstrebenswertere Stellung erreichen oder festhalten können, als zu Hause. Es brauchen im Einzelfall keine untüchtigen Persönlichkeiten zu sein, die auf diese Weise dem Stammpersonal des Kolonialdienstes zugeführt werden, aber im allgemeinen liegt es auf der Hand, daß praktisch nur zu leicht eine gewisse Auswahl von solchen Kräften zustande kommt, denen für die Heimat samt und sonders irgend ein Moment zum dienstlichen oder sozialen Vorankommen hinderlich ist: Herkunft, unregelmäßige Vorbildung, verschuldeter oder unverschuldeter Schiffbruch in einer vordem gewählten Karriere, gesellschaftliche oder dienstliche Konflikte und dergleichen mehr. Auf der einen Seite kann es zweifellos unter Umständen ein Vorteil für die Allgemeinheit sein, wenn durch das koloniale Ventil Männer, die auf der Normalstufenleiter der heimischen Verhältnisse nicht recht an den Platz gelangen können, den sie einnehmen möchten, die Chance erhalten, in den überseeischen Besitzungen unter freieren Bedingungen ihre Kräfte zu entfalten und vielleicht hervorragendes zu leisten. Schwerer aber scheint mir auf der anderen Seite die unbestreitbare Tatsache zu wiegen, daß nach Lage der Dinge wirkliche Kräfte ersten Ranges für die auch in Deutschland im diplomatischen Dienst, im Konsulatswesen oder bei einigen unserer überseeischen Großunternehmen eine umfassendere Laufbahn zu erwarten wäre, den kolonialen Dienst bald wieder verlassen

oder ihm überhaupt fernbleiben. Dieser letztere Übelstand muß leider, soweit ich sehe, als schwer reparabel betrachtet werden, solange die jetzige Beschränktheit unserer kolonialen Verhältnisse und die Praxis der überwiegenden kommissarischen Anstellungen andauern. Wir haben vier Gouverneursposten von relativer Bedeutung zu vergeben: Ostafrika, Kamerun, Südwestafrika und Togo; dazu in Samoa und Melanesien Stellungen von geringerer Ambition. (Kiautschou gehört nicht hierher.) Daneben könnten allenfalls noch die Posten der ersten Referenten bei den größeren Gouvernements als ein gewisses Beförderungsziel innerhalb der Kolonien in Betracht kommen. Abgesehen von der zahlenmäßigen Geringheit der Chancen und von der keineswegs hervorragenden Dotation, entspricht diese Stellung nach heimischem Maßstabe aber auch nur der eines Regierungsrates. Damit ist gegeben, daß für sie gleichfalls nur jüngere Beamte in Betracht kommen, die für ihre weitere dienstliche Beförderung nach einigen Jahren doch wieder auf Verwendung in der Heimat angewiesen sind. Die übrigen Posten bei der Zentralverwaltung bleiben sämtlich selbst noch unterhalb dieser Rang- und Gehaltsstufe.

So hat sich also das beklagenswerte System der durchschnittlichen kurzen Gastrollen der höheren Beamten, speziell der für den Verwaltungsdienst bestimmten Juristen und verwandten Kräfte, herausgebildet. Die Schäden, die hierdurch verursacht werden, können nicht scharf genug hervorgehoben werden, und man könnte geradezu eine Prämie für die Unzweckmäßigkeit einer Organisation aussetzen,

um zu einem ähnlichen Ergebnis zu gelangen. Das Übel wird noch dadurch verschärft, daß die Ausbildung dieser Kräfte für die Aufgabe, die ihrer in den Kolonien harrt, garnicht berechnet und ihre Auffassung von dem normalen Zweck und Inhalt ihrer kolonialen Wirksamkeit häufig eine sehr einseitige ist. Die Schuld daran liegt übrigens kaum an den Persönlichkeiten, sondern am System. Der Durchschnittsassessor, der nach einer gewöhnlich sehr kurzen Beschäftigung bei der Kolonialabteilung nun draußen sein Amt antritt, hat meist die ganz aufrichtige und harmlose Vorstellung, die Kolonie sei dazu da, um „verwaltet“ zu werden, und er sei dazu da, um sie möglichst tüchtig mit zu „verwalten“. Die Auffassung, daß man Kolonien vor allen Dingen dazu hat, um materielle Erträge irgendwelcher Art für das Ganze der politischen und ökonomischen Wirtschaft der besitzenden Nation aus ihnen zu ziehen, und daß die Wichtigkeit der speziell verwaltungstechnischen Aufgaben hinter den Maßnahmen zur wirtschaftlichen Entwicklung unseres überseeischen Besitzes von selbst zurückstehen muß, ist dem aus der Heimat kommenden jungen Beamten zunächst jedenfalls fremd.

In der Praxis tritt nun sehr bald nach der Heraussendung eine dreifache Sichtung ein. Bei den einen entwickelt sich das Organ kolonialwirtschaftlichen Verständnisses gut und fruchtbar. Bei den anderen bleibt es so unentwickelt, wie es von Anfang an war. Die Fähigkeit, die hergebrachten Anschauungen über Verwaltungsfragen den neuen Verhältnissen anzupassen, namentlich den heimischen Polizeistandpunkt so weit wie möglich zurücktreten zu lassen

und in jedem Falle zuerst zu fragen: was ist im Interesse der Gesamtentwicklung geboten und was verträgt sich noch mit dem Minimum von Staatsaufsicht, das wir auf alle Fälle fordern müssen? — geht diesen Naturen ab. Sie arbeiten dauernd in der Vorstellung, daß zu einer guten Kolonie und zu einem guten Kolonialbeamten vor allen Dingen gute Verfügungen, gute Instruktionen, gute Polizeiaufsicht, persönlicher Arbeitseifer, mit einem Wort „Ordnung" gehören. Die dritte Art ist die gefährlichste. Sie hat ein Empfinden für die Wichtigkeit wirtschaftlicher Fragen, aber weil man für diese Dinge entweder eine besondere Vorbildung oder eine besondere natürliche Begabung haben muß, so verfallen die Leute, die statt dessen nur einen hiervon unbelasteten kolonialwirtschaftlichen Betätigungsdrang aufweisen, auf alle möglichen verkehrten Ideen, an deren Durchführung sie gewöhnlich mit um so größerer Zähigkeit hängen, je weniger rationell durchdacht sie sind.

Abgesehen davon wird in unseren Kolonien durchweg zuviel „verwaltet", d. h. es wird zuviel Arbeit und Kraft und ein zu großer Apparat von Beamten für die Erfordernisse einer zu weit getriebenen administrativen Technik verbraucht. Dieses „zuviel" gilt von den höheren, wie von den mittleren Beamten an der Zentralstelle, und infolge des Übermaßes von Schreibwerk auch für das Kanzlei- und Bureaupersonal. Der Grund dafür ist ein mehrfacher: erstens das irrige Prinzip in der Auffassung von den wirklichen Verwaltungsnotwendigkeiten in einer wirtschaftlich noch unentwickelten Kolonie, zweitens die mangelnde koloniale Vertrautheit der in den Bezirken

wie beim Gouvernement fortwährend wechselnden und neu hinzutretenden Beamten. Es kommt nicht zur Ansammlung eines dauernden Kapitals speziell aus der Kenntnis einer bestimmten Kolonie heraus erwachsenen Erfahrung und zur Bekanntschaft mit ihren besonderen Erfordernissen. Jeder neu eintretende Assessor fängt, soweit es geht, auf eigene Faust von vorne an. Dieser Umstand, daß die höheren Beamten in der Regel wissen, daß ihres Bleibens nicht sein wird, und daß der ganze Kolonialdienst für sie später eine mehr oder minder kurz vorübergehende Episode bilden wird, schwächt naturgemäß auch die Intensität und das Gefühl der Verantwortlichkeit bei ihrer Arbeit und erklärt den mitunter vorkommenden geringeren Ernst dienstlicher Betätigung und außerdienstlicher Lebenshaltung.

Fragen wir nun nach den Mitteln zur Beseitigung der vorhandenen Mängel in dem System unserer Kolonialverwaltung, so müßte es sich dabei zunächst um eine gewisse Mäßigung der administrativen Hypertrophie an den Zentralstellen handeln, auf die wir im Verlauf dieser ganzen Abhandlung bereits mehrfach Gelegenheit hatten hinzudeuten. Ebenso ist schon die Rede davon gewesen, daß die wissenschaftliche Erforschung der Kolonien und die Ausstattung der kolonialen Verwaltungsbehörden mit technischen Kräften bisher durchweg mangelhaft behandelt worden sind. Es hat an einzelnen Stellen und bei manchen Gouverneuren nicht an der Einsicht und an dem Bestreben gefehlt, hier zu bessern, aber bei dem fortwährenden Wechsel in den Stellen mußte es doch überwiegend bei bloßen Anläufen bleiben. Außer

diesen Erfordernissen muß aber ein zweifaches als grundlegende Notwendigkeit bezeichnet werden: 1. bessere Vorbildung für den kolonialen Dienst. 2. Einrichtung einer besseren kolonialen Verwaltungslaufbahn.

Brauchbarkeit für den kolonialen Verwaltungsdienst ist nicht anders zu erzielen als durch die Vereinigung von guter heimischer Vorbereitung und längerem Dienst in der Kolonie selbst — unter Voraussetzung eines gewissen Mindestmaßes natürlicher Veranlagung und sittlicher Reife.

Die Verhältnisse in den Tropengebieten mit Plantagenwirtschaft, in einem Siedlungslande wie Südwestafrika, in Adamaua, am Viktoria-See oder in Samoa, sind so verschieden wie nur möglich, aber sie haben das Gemeinsame, daß man sie aus eigener Anschauung kennen gelernt haben muß, um ihren Anforderungen als Beamter gewachsen zu sein. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir ein Volk ohne alle koloniale Tradition und Erfahrung sind, und was die kurze koloniale Epoche anbetrifft, die wir durchgemacht haben, so müßten wir sehr verblendet sein, wenn wir uns nach ihren bisherigen Ergebnissen, etwa als Ersatz dafür, eine besondere kolonialwirtschaftliche Begabung zuschreiben wollten. Dies zeigt sich schon darin, daß wir als koloniales Beamtenmaterial bis in die obersten Stellen teilweise Leute von nicht unberührter heimischer Qualifikation gebraucht haben. Die Verhältnisse haben sich hierin schon gebessert, aber mit den normal qualifizierten Kräften hat andrerseits nur zu oft eine in den Kolonien unbrauchbare und schädliche bureaukratische Pedanterie ihren Einzug

gehalten. Zwischen diesen beiden Extremen, einer lässigen Verständnislosigkeit und einem oft das Ziel verfehlenden Arbeitseifer, der vom Schema nicht loskommt, schwanken manche Elemente unseres Verwaltungspersonals in den Kolonien bis auf den heutigen Tag. Damit soll der vorhandenen und am Werke befindlichen Tüchtigkeit nichts an ihrem Wert geschmälert werden; aber dieser Wert würde objektiv kräftiger zur Erscheinung gelangen, wenn jene anderen Dinge nicht auch vorhanden wären.

Die erste Voraussetzung dafür, daß es endgiltig besser wird, ist die rücksichtslose Ausscheidung aller derjenigen Personen schon in der Heimat, die den Kolonialdienst erstreben, weil ihnen zu Hause irgend ein Mißerfolg oder etwas minder Reputierliches passiert ist. Es ist nichts sicherer zu erwarten, als daß der zweite Schiffbruch draußen schlimmer werden wird, als der erste in der Heimat war. Das zweite ist, daß man niemanden hinauslassen soll, der nicht vorher den Nachweis einer nicht zu oberflächlichen Beschäftigung mit kolonialen Dingen geführt hat. Es soll kein Kolonialexamen sein, aber die Behörde, welche die Anstellung verfügt, muß die Überzeugung haben, daß der Mann ungefähr im voraus die Verhältnisse der Kolonie überblickt, in die er hinauswill. Dazu ist es eine sehr mangelhafte Vorbereitung, wenn er in der Kolonialverwaltung einige Wochen oder Monate lang die „Eingänge“ von Südwestafrika oder Neu-Guinea bearbeitet. Immer wieder hat man dasselbe Schauspiel der Ankunft neuer Kräfte für die Verwaltung von Hause, und immer von neuem schüttelt der länger Eingesessene, halb belustigt, halb ver-

zweifelt, den Kopf über die blendende Unbefangenheit, die von den meisten Herren über alles, was außer dem Schema des heimischen Verwaltungsdienstes liegt, mitgebracht wird. Speziell was in die Sphäre des allgemein wirtschaftlichen, klimatisch-physikalischen, landeskundlichen Verständnisses hinein spielt, ist einfach nicht vorhanden. Welche Lebensbedingungen für eine Farmwirtschaft erforderlich sind, welches die typischen Züge in der Natur und im Wirtschaftsleben eines subtropischen Steppenlandes sind, welche Rolle die Wassererschließung in einem solchen Gebiete spielt, oder welches die Hauptmomente seiner bisherigen politischen und Wirtschaftsgeschichte waren — von alledem existiert keine Vorstellung, außer einzelnen Reminiszenzen an gelegentliche, ganz unsystematische Lektüre. Ich gebe zu, daß es durchaus nicht leicht für den Einzelnen ist, sich eine solche Vorstellung auf eigene Hand und mit eigenen Mitteln im voraus zu verschaffen. Hier muß daher eine organisatorische Hilfe einsetzen. Es bedarf eines Unterrichts über die geographisch-physikalischen Verhältnisse der Kolonien, über die seitherige Entwicklung ihrer politischen und wirtschaftlichen Zustände und über die Grundzüge der wesentlichen ökonomischen Probleme, die z. B. für tropische Plantagenwirtschaft, subtropische Steppenwirtschaft usw. maßgebend sind; dazu schließlich über die eingeborenen Stämme und die Tätigkeit der Missionen. Es ist doch im Grunde beinahe eine Ungeheuerlichkeit, wenn nach der bisherigen Praxis für die Anstellung als Verwaltungsbeamter in den Kolonien die Aneignung jeglichen realen Wissensstoffes auf all

diesen Gebieten durchaus in das eigene Ermessen der Personen gestellt wird, die sich um Aufnahme in den Kolonialdienst bewerben. Unmöglich kann die Beschäftigung mit zufälligen Verwaltungs-Einzelheiten und die zusammenhanglose, meist flüchtige und unvorbereitete Lektüre der gerade bei der Kolonialabteilung eingehenden Gouvernementsberichte während der „Vorbereitungs“zeit einen Ersatz dafür bieten. Der Anschauungs- und Erfahrungskreis der Herren erstreckt sich infolge dessen nur auf die Erledigung von Verwaltungsangelegenheiten im heimischen Sinne, wo ihnen die geschäftlichen und sonstigen Voraussetzungen des Wirtschaftslebens, die sozialen Verhältnisse, Standesanschauungen usw. durch Geburt, Gewöhnung, Studium und Praxis vertraut sind. Diese heimischen Anschauungskategorien passen aber für das koloniale Leben samt und sonders nicht mehr, und aus dem unwillkürlichen Bestreben, die Dinge draußen irgendwie in den Rahmen der heimischen Urteilsgewöhnung zu bringen, ergeben sich dann alle die Reibungen und Unstimmigkeiten, die dem Weißen in den Kolonien eine abfällige Kritik des frisch von Hause kommenden Beamtentums oft nur zu nahe legen. Es gehört eine nicht mehr durchschnittliche Unbefangenheit und Selbstkritik dazu, um sich bei Antritt des Dienstes in der Kolonie von vornherein aufrichtig so zu stellen, daß es jetzt vor allem gilt, erst eine ganze Weile zu sehen und zu lernen und den ganzen Apparat der mitgebrachten Vorstellungen oder vielmehr Nichtvorstellungen zu berichtigen, ehe einer anfangen kann zu urteilen, Vorschläge zu machen und die Verantwortung für eigene Entscheidungen zu

tragen. Der Durchschnitt unserer neu herauskommenden Beamten weiß überhaupt gar nicht, was zum Verständnis kolonialer Fragen im allgemeinen und der Verhältnisse ihrer Kolonie im besonderen gehört; sie ahnen daher auch gar nicht, was ihnen selbst alles fehlt, um mit wirklicher Befähigung an den neuen Dienst herantreten zu können. Sehr begabte Persönlichkeiten können unter sonst günstigen Verhältnissen freilich Überraschendes in der Einarbeitung leisten — aber wir müssen für die Praxis hier so gut wie anderswo mit dem Durchschnitt und mit blos durchschnittlichen Fähigkeiten rechnen.

Was also not tut, ist eine koloniale Vorbildung, die am ehesten nach Art der Universitätsseminarien zu organisieren und durch Vorlesungen zu unterstützen wäre. Ich will das an einem Beispiel auf dem Gebiet, das mir am nächsten liegt, zu zeigen versuchen. Es wäre hierfür in laufenden Referaten seitens der Seminarmitglieder etwa folgende Reihe von Thematen zu behandeln:

1. Der Unterschied der Wirtschaftsweise in Steppen- und Plantagengebieten.
2. Siedlungswirtschaft der Weißen und wirtschaftliche Volkskulturen der Eingeborenen in Afrika.
3. Ökonomische Grundlagen der extensiven Viehwirtschaft in den subtropischen Hochlandsgebieten Afrikas.
4. Wassererschließung und Bewässerung in Trockengebieten.
5. Das gegenseitige Verhältnis von Viehzucht und Landbau in Steppenkolonien.

6. Schematische Entwicklung eines normalen Farmbetriebes in Südafrika.
7. Der wirtschaftliche Einfluß der Otavibahn auf das Hereroland.
8. Die Gründung von Rhodesien und die Chartered Company.
9. Die Bedeutung der Landesvermessung für die Besiedlung.
10. Die Entstehung und Bedeutung der Landgesellschaften in Südwestafrika.
11. Ausbreitung und Wirtschaftsweise der Buren.
12. Die administrative Einteilung und der Verwaltungsschematismus unserer afrikanischen Kolonien.
13. Die Ursachen des Eingeborenenaufstandes von 1904.
14. Die Entwicklung der geltenden Verkaufsbedingungen für Kronland.
15. Geschichte der Ansiedlung im Bezirk Grootfontein.

Diese Reihe von Stoffen bezieht sich im wesentlichen auf die Vorbereitung für den Dienst in Südwestafrika. Ich glaube, daß wenn jeder Teilnehmer an den Übungen über 2 oder 3 dieser Themata selbst referiert hat und den übrigen Referaten sowie der Diskussion während des Semesters als Zuhörer gefolgt ist, dazu eine zweistündige koloniale Vorlesung besucht ist, etwa über die Geschichte der Erwerbung unserer afrikanischen Kolonien oder über das Wirtschaftsleben der eingeborenen Stämme oder dergleichen, daß er dann mit einer erheblich besseren anfänglichen Ausrüstung sein koloniales Dienstverhältnis wird an-

treten können, als jetzt, wo er von all jenen Dingen keine Vorstellung besitzt. Für die Tropenkolonien wird die Auswahl der Themata im einzelnen natürlich eine andere sein müssen; im ganzen habe ich aber nicht bemerkt, daß die Verhältnisse dort, was die Vorkenntnisse weitaus der meisten neu hinausgesandten Beamten betrifft, erheblich besser liegen als in Südwestafrika, wo sie von besonderen Einzelfällen und wissenschaftlicher Spezialvorbildung abgesehen, gleich Null gewesen sind. Die Folgen davon konnten nicht ausbleiben und blieben nicht aus. Selbst bei ausgesprochener Begabung und dem besten Willen — was beides auch nicht immer vorhanden ist — ist der unnütze Kräfteverbrauch, der dadurch entsteht, daß nach kurzer Zeit immer wieder neue Leute kommen, um sich mit demselben Aufgabenkreise vertraut zu machen, aus dem die Vorgänger eben geschieden sind, ein ganz enormer. Ebenso wenig wie in der Bezirksverwaltung, kann sich in den Referaten und Abteilungen beim Gouvernement eine feste Übung und eine dauernde Ansammlung fachlicher Erfahrung bilden, wenn die Persönlichkeiten wechseln, wie die Steine im Kaleidoskop. Der fortwährende Ab- und Zugang von Kräften bringt es mit sich, daß noch über den an sich notwendigen Wechsel in der Stellenbesetzung hinaus ein stetes Hin- und Herschieben zwischen den Verwaltungsposten in den Bezirken und Distrikten und den Stellen bei der Zentralverwaltung, ja selbst zwischen jenen ersteren und den richterlichen Posten, stattfindet. Selten wird ein Mensch auf dem Platze warm, auf dem er einmal sitzt, und da jedermann weiß, eine

wie bewegliche Größe er darstellt, so kommen die meisten Kolonialbeamten in etwas höherer Stellung nur zu leicht dazu, das Hinundher in ihrer Verwendung für den Normalzustand zu halten und diese Art kolonialdienstlicher Abwechslung geradezu als Ideal zu erstreben.

Angenommen nun, die Frage der bessern Vorbildung wäre etwa in dem hier vertretenen Sinne geregelt, was für Vorteile würden sich daraus für den Dienst in der Kolonie ergeben? Sicher keine geringen. Die Einarbeitung würde, zumal wenn die Beschäftigung mit den Eingängen auf dem Gebiet der Verwaltung bei dem Kolonialamt wie bisher neben der sonstigen Vorbereitung geübt worden ist, sehr viel leichter fallen. Der besondere Charakter der Ansiedlerbevölkerung, die Probleme der Eingeborenenbehandlung, die Natur des Landes und die wirtschaftlichen Verhältnisse, würden nicht mehr — wie es jetzt durchgängig der Fall ist — als lauter ganz fremde und schwierige Orientierungsaufgaben an den Ankömmling herantreten. Es würde dann nicht mehr die Regel sein, daß der ältere Farmer und Ansiedler, dem nun schon vielleicht die dritte oder vierte Generation von Assessoren beim Besuch seiner Farm dieselben naiven Fragen stellt oder dasselbe durch keinerlei Landeskenntnis getrübte Unfehlbarkeitsbewußtsein des strammen Verwaltungsbeamten vorführt, sich nur noch mit einem gewissen mitleidigen Achselzucken den Herren gegenüberstellt. Abgesehen hiervon wäre manchem jungen Beamten, namentlich in der ersten Zeit seines Wirkens unter der afrikanischen Sonne, wohl auch im allgemeinen etwas mehr Takt gegen-

über der angesessenen weißen Ansiedlerbevölkerung zu wünschen.

Für die Zentralverwaltungen draußen wäre durch die kolonialwissenschaftliche Vorbereitung in der Heimat tatsächlich wohl das Meiste geschehen, was zur Besserung der jetzigen Zustände geschehen kann. Höchstens käme noch in Frage, daß man grundsätzlich zwei Dienstperioden als Norm verlangt, und dafür in den Fragen des Gehalts und der Sicherung vor Nachteilen beim Rücktritt in den heimischen Dienst ein möglichst weites Entgegenkommen zeigt. Außerdem muß jedem Gouverneur das Recht zustehen, Beamte, die man ihm ohne sein Zutun herausgeschickt hat, und die sich als notorisch unfähig für den Dienst in der Kolonie herausstellen, während der ersten Dienstperiode kurzerhand nach Hause zurückzusenden. Man wird solchen Personen eine billige Abfindung gewähren müssen, aber es geht nicht an, eine unbrauchbare Kraft jahrelang mitdurchzuschleppen, anstatt möglichst bald eine brauchbare an ihre Stelle zu nehmen. Dieser Wunsch klingt hart, aber seine Notwendigkeit liegt in der zweifellosen Tatsache begründet, daß manche Menschen zuhause zwar nicht leistungsunfähig, in den Kolonien aber schlechthin nicht zu ertragen sind. Nur ist es ein billiges Verlangen an die Verwaltung, daß sie sich im Laufe der ersten Dienstperiode von der Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit eines Beamten endgültig überzeugt.

Die Verwirklichung einer besseren Vorbereitung für den Kolonialdienst wird allen Kategorien der kolonialen Verwaltungsbeamten gleichmäßig zu gute kommen und sichere Früchte tragen. Nur jenem

Übel, daß die koloniale Laufbahn als solche zum Teil ungeeignet ist, tüchtige und hervorragende Kräfte auf die Dauer anzuziehen, wird auf diese Weise allein auch nicht abzuhelfen sein. Der springende Punkt ist immer der, daß der Posten als Bezirksamtmann für tüchtige Leute, die auch zu Hause eine gute Laufbahn vor sich sehen, so wie die Dinge jetzt liegen, schwer als äußerlich abschließendes Ziel angesehen werden kann. Hier erscheint nun aber auf verschiedene Weise eine Abhilfe möglich. Zunächst wird es schon einen gewissen Erfolg haben, wenn die Stellen der Bezirksleiter in der Hauptsache etatsmäßig werden. Auch wenn das noch nicht ausreicht, um Persönlichkeiten von guter Vorbildung und höherem Streben durchweg auf diesem Posten bis zum Ende ihrer Dienstfähigkeit festzuhalten, so wird es doch einen großen Unterschied machen, ob jemand sich sagen kann, daß er auf seine koloniale Dienstzeit hin in jedem Falle einen gesicherten Anspruch für seine Zukunft besitzt oder nicht. Namentlich wird das für diejenigen Beamten ins Gewicht fallen, die nicht blos zeitweilig aus dem heimischen Dienst in die Kolonialverwaltung beurlaubt sind oder in anderer Form Rückhalt in einem heimischen Dienstverhältnis haben. Wenn auch nur erreicht wird, daß die Bezirksämter zwei oder mehrere Dienstperioden hindurch in derselben Hand bleiben, so ist damit schon etwas gewonnen.

Für Beamte mit höherer Vorbildung wird aber in der Regel doch, selbst bei aller Hingabe und Befriedigung in der kolonialen Arbeit, der Zeitpunkt kommen, wo viele sich sagen werden: jetzt geht es

nicht mehr weiter! Es ist nicht möglich, mit 10000 oder 11000 Mark Gehalt einen angemessenen Haushalt in Afrika zu führen und gleichzeitig für die Erziehung der Kinder in Europa zu sorgen. Der Beamte geht also nach Hause zurück und es bleibt, wenn auch mit einer gewissen allgemeinen Besserung, dabei, daß der Bezirksamtmann nur ein Durchgangsposten war. Nun bietet sich aber ein Weg zur Gesundung der Verhältnisse noch von einer andern Seite her, indem man nämlich grundsätzlich den sogenannten mittleren Beamten im Kolonialdienst auf geeignete Art den Zutritt zur Bezirksleitung eröffnet. Einzelfälle dieser Art sind ja auch schon bisher vorgekommen, aber sie waren doch so selten, daß zur Zeit von dem Bestehen einer regulären Beförderungsmöglichkeit dieser Art nicht die Rede sein kann. Wenn aber eine solche Möglichkeit eröffnet wird, so wird man bei geeigneter Handhabung der neuen Praxis zweifellos gute Erfahrungen damit machen. Es kann natürlich nicht die Rede davon sein, jedem mittleren Beamten nach Ablauf einer bestimmten Anzahl von Dienstperioden die Ernennung zum Bezirksleiter nach Art des anciennetätsmäßigen Aufrückens im normalen Dienst in Aussicht zu stellen, aber es muß jeder wissen, daß für bewährte Kräfte die Chance einer solchen Ernennung besteht. Das wird vor allen Dingen auch einen merklichen Einfluß auf den Zudrang zu dieser Laufbahn in der Heimat ausüben. Vermutlich ist auch der Gedanke des früheren Gouverneurs von Ostafrika, Grafen Goetzen, mit der Schaffung der sogenannten Kolonialanwärter-Laufbahn verwandten Erwägungen entsprungen. Natürlich kommt es für

die Beförderung aus der Klasse der mittleren in die der höheren Beamten in der Kolonialverwaltung neben der gewöhnlichen dienstlichen Bewährung auch noch auf einiges Andere an, was auf dem Gebiet der Persönlichkeit liegt. Für den Bezirksleiter besteht in der Regel auch die Notwendigkeit einer gewissen gesellschaftlichen Repräsentation, und er muß auch imstande sein, seine Position z. B. gegenüber den Offizieren der Schutztruppe zu behaupten. Es sind das etwas diffizile Erwägungen, aber jedermann, der die Wirklichkeit kolonialer Verhältnisse kennt, wird ihre tatsächliche Begründung ohne weiteres zugeben. In den tropischen Kolonien liegen die Verhältnisse hier etwas anders, als z. B. in Südwestafrika, und ebenso liegen sie an der Küste oder am Sitz des Gouvernements anders, als im Innern. Ich kann aber wohl sagen, daß ich genug koloniale Beamte verschiedener Rangstufen kennen gelernt habe, um aus eigner Erfahrung urteilen zu können, daß es zur Zeit auch unter den mittleren Beamten Persönlichkeiten gibt, die nach jeder Richtung hin befähigt sind, die Stelle eines Bezirksleiters auf das Vortrefflichste auszufüllen. Es ist eine Eigentümlichkeit des kolonialen Lebens, auch des dienstlichen, daß es von Natur kräftigen Persönlichkeiten unter sonst normalen Umständen bisweilen eine Entwickelung gibt, die sie innerlich so gut wie in der öffentlichen Meinung der Kolonie über das gewöhnliche Rang-, Klassen- und Titelwesen hinausbringt. Leider ist das in den deutschen Kolonien immer noch sehr viel weniger der Fall, als bei Engländern und Franzosen, und der Tribut, den unser bureaukratisch orientierter Kastenschematismus

nach dieser Richtung hin fordert, ist ebenso merklich wie schädlich. Mit der Zeit aber wird wohl auch diese Entwickelung bei uns eine freiere und noblere werden, und wenn auch in Ortschaften mit einer sehr starken weißen Zivilbevölkerung, zumal in Hafenplätzen, die Verwaltung zweifellos immer eine juristisch gut geschulte wird sein müssen, so braucht deswegen der Einwand, daß es bei der grundsätzlichen Eröffnung der Laufbahn bis zum Bezirksamtmann auch für die mittleren Beamten sehr bald Bezirksamtleute erster und zweiter Klasse geben würde, noch lange nicht berechtigt zu sein. Überhaupt kann es nur als prinzipiell richtig bezeichnet werden, wenn man für die wirklich tüchtigen und bewährten Kräfte in der Verwaltung gute und loyal verwirklichte Beförderungsmöglichkeiten offen hält. Es ist für einen älteren und verdienten Beamten der sogenannten mittleren Stufe nicht nur kränkend, wenn ihm bei Freiwerden eines höheren Postens, für den er tatsächlich befähigt ist, irgend eine neu importierte Kraft mit „höherer Befähigung" vorgezogen wird, sondern es entsteht dadurch auch ein direkter Schaden für das Ganze. Vor allen Dingen kann ich nicht umhin, zu bekennen, daß ich an diesen mittleren Stellen nicht selten ein sehr viel größeres Verständnis dafür gefunden habe, was wirtschaftlich ratsam oder verkehrt, durch die Landesverhältnisse geboten oder widerraten ist, als an den höheren. Dazu kommt die erheblich größere Vertrautheit mit den Anschauungen, Wünschen und Bedürfnissen der Bevölkerung, namentlich der Farmer, und eine viel größere praktische Landeskenntnis. Vor allen Dingen ist für die Klasse

der mittleren Beamten mit dem Aufrücken bis zum Bezirksamtmann in Fällen besonderer Auszeichnung ein abschließendes Ziel für ihre koloniale Laufbahn und damit die durchschnittliche Gewähr für ein längeres Verbleiben in der Kolonie gegeben. Natürlich bleibt die Schwierigkeit immer noch bestehen, daß in den rein tropisch gearteten Bezirken die klimatischen Verhältnisse und die gesundheitlichen Schwierigkeiten oft stärker sein werden, als alle bessernden und reformierenden Maßnahmen. Selbst hier aber ist von besserer gesundheitlicher Aufklärung und Selbstzucht und von der steten amtlichen Fürsorge, namentlich in der Wohnungs- und Urlaubsfrage, nicht wenig zu erwarten. Schließlich aber ist die Vorstellung überhaupt falsch, daß wir es außer in Südwestafrika mit lauter klimatisch sehr gefährlichen Tropengebieten zu tun hätten. Sowohl Kamerun als auch Ostafrika enthalten ausgedehnte Hochländer, in denen die gesundheitlichen Gefahren der tropischen Breitengrade durch die vertikale Erhebung teils ganz, teils in erheblichem Maße ausgeglichen werden. Wenn vollends erst die großen aufschließenden Bahnbauten tiefer ins Innere der Tropenkolonien vorgedrungen sein werden, so wird sich gleichfalls eine starke durchschnittliche Erleichterung der dortigen Lebensverhältnisse für die Beamten ergeben. Das ist namentlich aus dem Grunde zu begrüßen, weil die Möglichkeit der Familiengründung überall, wo es angeht, mit eine Hauptbedingung für die gesunde Entwickelung des Beamtentums in den Kolonien ausmacht. Natürlich können nicht schon die ersten Pioniere der Verwaltung in Gebiete, die kaum erschlossen sind, und wo es sich

um wirkliche Entbehrungen, vielleicht selbst um Gefahren handelt, mit Weib und Kind hinausziehen, aber sobald die äußere Möglichkeit hierfür vorliegt, gilt normaler Weise der Satz, daß der verheiratete Beamte nicht, wie gelegentlich wohl gesagt worden ist, nur ein halber Beamter ist, sondern ein Beamter mit vermehrter Arbeitskraft, Besonnenheit und ausdauernder Bereitwilligkeit.

Ich glaube nicht, daß man in diesen Vorschlägen betreffs der Verwaltung irgendwie eine Abneigung gegen das spezifisch juristische Element finden kann und gebe auch vollkommen zu, daß sowohl innerhalb der Gesamtorganisation als auch in Einzelfällen bei unserer kolonialen Verwaltung allerlei stattgehabte und zum Teil auch bis heute noch nicht gehobene Mängel darauf zurückzuführen sind, daß, namentlich in den Kolonien selbst, gewisse Maßnahmen organisatorischer und verwaltungsrechtlicher Art statt durch Juristen durch Laien getroffen worden sind und wohl auch noch getroffen werden. Wo solche Fehler zu Tage liegen, da muß ihnen abgeholfen werden. Woran aber festgehalten werden muß, das ist der Satz, daß im allgemeinen bei dem jetzigen Entwickelungsstand unserer Kolonien nicht die juristisch korrekte Abwickelung der laufenden verwaltungstechnischen Geschäfte, sondern das durchgreifende Verständnis für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten das Haupterfordernis bilden, dem ein kolonialer Verwaltungsbeamter gerecht zu werden hat. Wenn er damit die juristische Befähigung vereinigt, so ist es natürlich umso besser; wenn das nicht der Fall ist, so ist es ein Mangel, aber ein solcher, der zu ertragen ist, wenn

ihm auf der andern Seite stark ausgesprochene Vorzüge gegenüberstehen. Unsere glücklichste und am erfolgreichsten verwaltete Kolonie ist Togo. Von den Verwaltungsbezirken Togos sind zwei mit aktiven Offizieren, einer mit einem Arzt, einer mit einem Dr. phil., einer mit einem früheren Missionar, einer mit einem Regierungsbaumeister und einer mit einem Juristen besetzt. Dieser hat seinen Sitz in dem Hauptort Lome, wo ein juristischer Verwaltungsbeamter selbsverständlich notwendig ist. Auch der jetzige Gouverneur von Togo ist kein Jurist, sondern auf dem Umwege über die Stelle als Bezirksleiter aus dem Offizierberuf hervorgegangen. Dieser Stand der Dinge herrscht schon seit einer Reihe von Jahren, und in der Bezirksverwaltung seit jeher. Da muß es doch Nachdenken erregen, wenn gerade in Togo, sowohl auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Gesamtentwickelung, als auch auf dem der technisch administrativen Maßnahmen, Leistungen erzielt worden sind, deren Ergebnisse nicht nur dem deutschen kritischen Beurteiler, imponieren, sondern die auch den Neid und die wiederholt geäußerte Anerkennung unserer Nachbarn zur Rechten und zur Linken, der Franzosen und Engländer, erregen.

In diesem Zusammenhange wird es auch am Platze sein, ein Wort über den sogenannten Militarismus in den Kolonien zu sagen, soweit es sich dabei um die Ausübung verwaltungsmäßiger Aufgaben durch Militärs handelt.

Unter Militärverwaltung versteht man in unseren Kolonien jetzt den Zustand, daß gewisse Bezirke im Innern nicht von Zivilbeamten, sondern von Offizieren

der Schutztruppe, denen gleichzeitig Verwaltungsbefugnisse übertragen sind, geleitet werden. Von den afrikanischen Kolonien hat Togo überhaupt keine Schutz-, sondern nur eine Polizeitruppe, die in einzelnen Detachements von verschiedener Stärke auf die Verwaltungsbezirke verteilt ist, und dort den betreffenden Bezirksleitern untersteht. In Südwestafrika, Kamerun und Ostafrika gibt es sowohl je eine organisierte Schutztruppe unter militärischem Kommando, als auch Polizeitruppen, die nach Bedarf in den Bezirken verteilt sind und direkt den Bezirksamtleuten unterstehen. Auch die eigentliche Schutztruppe steht überall unter dem Gouverneur, insofern als dieser dem Truppenkommandeur dienstlich übergeordnet ist und das Recht hat, über die Verwendung des Militärs Verfügungen zu treffen; im übrigen aber hat die Schutztruppe mit dem gewöhnlichen Sicherheitsdienst in denjenigen Gebieten, wo Zivilverwaltung eingeführt ist, nichts zu tun. In Südwestafrika, wo zur Zeit noch Ausnahmeverhältnisse vorliegen, ist die Schutztruppe, die hier ganz aus Weißen besteht, besonders stark, obwohl seit der Niederwerfung des Aufstandes die ganze Kolonie jetzt mit Zivilverwaltung ausgestattet ist. In Kamerun und Ostafrika dagegen bestehen auch jetzt noch Zivilverwaltungs- und Militärbezirke nebeneinander. Über das System der vorläufigen Militärverwaltung dieser Art in unseren Kolonien unterschiedslos Klage zu führen, kann nur von Unkenntnis der Verhältnisse oder von Voreingenommenheit zeigen. Erstens ist die Militärverwaltung bedeutend billiger, und zweitens haben wir, was die materiellen Erfolge anbetrifft, mit ihr im ganzen

gute, zum Teil direkt hervorragende Erfahrungen gemacht. Verkehrtheiten in der Handlungsweise dieses oder jenes einzelnen Offiziers sind natürlich vorgekommen, aber die eigentlich gravierenden Fälle auf diesem Gebiete entfallen nicht so sehr hierauf, als auf ganz grobe, offensichtliche Mißgriffe in der Verwendung der einzelnen Persönlichkeiten seitens der vorgesetzten Stellen. Im allgemeinen muß man sagen, daß unsere Kolonialoffiziere, zumal nach etwas längerer Dienstzeit, oft einen schärferen Blick und ein größeres praktisches Verständnis für die Grundnotwendigkeiten der Verwaltung mindestens in den tropischen Kolonien, z. B. Wegebau, Arbeitsleistung und allgemeine Behandlung der Eingeborenen, haben, als die juristisch vorgebildeten Beamten. Auch in Südwestafrika haben sich sowohl aktive, als auch frühere Offiziere der Schutztruppe auf dem Gebiet der Verwaltung hervorragend ausgezeichnet. Für Kamerun und Ostafrika wäre es eine direkte Verkehrtheit, die Stationsbezirke im Inneren mit Zivilbeamten zu besetzen. Was geschehen muß, ist nur, daß man die einzelnen Offiziere auch länger auf ein und demselben Posten beläßt. In weiter vorgeschrittenen Verhältnissen, namentlich wo es sich auch um den Verkehr mit einer zahlreichen und zum Teil recht selbstbewußten weißen Zivilbevölkerung handelt, ist die Gefahr dauernder Reibungszustände und akuter Konflikte zwischen einer rein militärischen Verwaltung und den Ansiedlern, wie die Erfahrung lehrt, tatsächlich leicht vorhanden; wo aber unter einer starken eingeborenen Bevölkerung zunächst einmal die Autorität der Regierung hergestellt und den Leuten im Bewußtsein erhalten

werden muß, da können wir mit der Art, wie unsere Offiziere diese Aufgabe lösen, im allgemeinen nur sehr zufrieden sein. Aber auch darüber hinaus ist die wirkliche Kulturarbeit, die in solchen Militärbezirken von Offizieren unter Heranziehung der Arbeitskräfte sowohl der ihnen unterstellten Truppen als auch der Eingeborenen selbst, an vielen Stellen eine höchst achtbare. Die Ersparnisse, die auf diese Weise gemacht werden können, zumal wenn man den Dispositionsfonds der Militärbezirke für Arbeiten zur wirtschaftlichen Aufschließung erhöht, sind bedeutende. In allen Schutzgebieten hat die Truppe mit ihren eigenen Mitteln und Arbeitskräften für Zwecke der Verwaltung sowohl bedeutende Bauten ausgeführt, als auch für die Herstellung und Sicherung der notwendigsten Verbindungswege oft aufs beste gesorgt.

Etwas anderes ist es um die Konflikte, die abseits von der gemeinsamen Betätigung an den Aufgaben der Verwaltung zwischen den Vertretern der Zivilbehörden und denen der Truppe, teils durch die gegenseitige Ambition der Persönlichkeiten, teils aus anderen allgemeinen Gründen, entstehen. Hier werden tatsächlich von Zeit zu Zeit bedauerliche Vorkommnisse bekannt, aber bei ruhiger Überlegung muß man zugeben, daß kaum eine Berechtigung vorliegt, auf die Zustände in den Kolonien nach dieser Richtung hin eine andere Betrachtungsweise anzuwenden, als sie auch in Deutschland überall dort angebracht ist, wo es sich um die üblichen Reibereien zwischen Zivil und Militär handelt. Besondere koloniale Abhilfevorschläge können immer nur gemacht werden, wo besondere koloniale Übel vorliegen; hier aber ist

das Übel nicht spezifisch kolonialer, sondern allgemeiner Natur.

Einen besonderen Zweig innerhalb der allgemeinen Verwaltung bildet das koloniale Finanzwesen. Es handelt sich dabei einerseits um die leitenden Grundsätze für das System kolonialer Aufwendungen im ganzen, andrerseits um die Technik des Kalkulatur- und Rechnungswesens in den einzelnen Kolonien und um die Kontrolle der Etatswirtschaft.

Für die Finanzierung jeder gesunden Kolonialwirtschaft muß der Grundsatz gelten, daß das Mutterland den Aufwand für die Begründung und Sicherung des Unternehmens trägt, die Kolonie selber aber dann nach einer angemessenen Frist für die laufenden Betriebskosten aufzukommen hat. Wenn während des Betriebes eine Erhöhung des investierten Wirtschaftskapitals für Anlagen von werbendem Wert erforderlich ist, z. B. für Eisenbahnbau, Wassererschließung u. dergl., so kann die Kolonie, so lange sie noch nicht sicher auf eigenen Füßen steht, für notwendige Anleihen zur Zinsgarantie des Mutterlandes ihre Zuflucht nehmen. Es wird aber die Probe auf die Gesundheit eines kolonialen Unternehmens bilden, wenn ein derartiges Zurückgreifen auf die außerordentliche Hilfe des Mutterlandes in späteren Stadien der kolonialen Wirtschaftsentwicklung nicht mehr erforderlich wird. Für unsere Kolonialetats müssen vor allen Dingen drei Gesichtspunkte maßgebend sein: 1. Entschlossenheit zu produktiven und werbenden Ausgaben, 2. Sparsamkeit in der Ausstattung des rein administrativen, bureaukratischen Apparats, 3. Entwicklung einer selbständigen Finanzwirtschaft in den Kolonien in Ver-

bindung mit der allmählichen Organisation ihrer Selbstverwaltung.

Man kann nun nicht gerade sagen, daß die Verwendung der aufgewandten Mittel bisher durchweg von einem richtigen kolonialwirtschaftlichen Verständnis durchdrungen gewesen ist. Abgesehen von den Kosten der heimischen Zentralverwaltung, der früheren Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, des jetzigen Reichskolonialamts, gliedern sich die Ausgaben in den Kolonien in der Hauptsache nach den Gesichtspunkten: Laufende Verwaltung, militärische Sicherung, wirtschaftliche Ausgaben. Zum ganzen gehören natürlich noch die Generalunkosten für die erstmalige Eroberung, militärische Besetzung und Aufschließung des Landes, die Kosten für die Niederschlagung von Aufständen der Eingebornen usw. Diese einmaligen Erwerbungskosten sind ihrer Natur nach von den laufenden Ausgaben verschieden. Ihre Zusammenrechnung ergibt, wie teuer uns der erstmalige Erwerb einer Kolonie zu stehen gekommen ist. Zu dieser Art Kosten muß man z. B. grundsätzlich auch die Summe rechnen, welche die Niederwerfung des Aufstandes in Südwestafrika verursacht hat.

Zu den Kosten der Kolonialverwaltung an Ort und Stelle gehören zunächst die Aufwendungen für die Verwaltung im engeren Sinne: Gouvernement, Bezirksämter usw., alsdann für Zoll- und Finanzverwaltung, Rechnungswesen und Bauten. Der Aufwand für die militärische Sicherung wird gebildet durch die Ausgabe für den Unterhalt der Schutz- oder Polizeitruppe. Besondere militärische Expedi-

tionen, die der Aufschließung oder Einbeziehung neuer noch nicht unter deutschem Einfluß oder deutscher Verwaltung stehender Teile einer Kolonie dienen sollen, gehören natürlich nicht auf das Konto des laufenden Unterhalts der Schutztruppe, sondern zu allgemeinen Erwerbs- und Anlagekosten. Zu den wirtschaftlichen Ausgaben gehört zunächst alles, was sich auf die wissenschaftliche und praktische Erforschung der Kolonie bezieht, also Ausgaben für die Begründung und Erhaltung eines systematischen geologischen und meteorologischen Dienstes, für die Erforschung der etwa vorhandenen Lagerstätten nützlicher Mineralien, für die Landesaufnahme und Vermessung, für die Begründung und den Unterhalt von wirtschaftlichen Versuchsanlagen jeglicher Art, Laboratorien, landwirtschaftlichen Stationen, bakteriologischen Instituten, Anstalten zur Erforschung der allgemeinen sanitären Voraussetzungen für das Leben in der Kolonie. Es gehören weiter dazu alle durch den ordentlichen jährlichen Etat zu bestreitenden Ausgaben für Ansiedlungsbeihilfe, für Wegebau und Wassererschließung. Große Unternehmungen dieser Art, namentlich aber Eisenbahn- und Hafenbauten, bilden natürlich auch werbende Ausgaben im entschiedensten Sinne, nur daß sie nicht in den Etat der ordentlichen, sondern der außerordentlichen Aufwendungen gehören. Unter die ordentlichen Ausgaben gehört aber die notwendige laufende Verzinsung und Amortisation der für solche Zwecke aufgenommenen Kapitalien. Die Auffassung von dem gegenseitigen Verhältnis dieser drei Kategorien von Ausgaben ist bisher öfters, wenn nicht grundsätzlich, so doch tat-

sächlich eine falsche gewesen. Von den Ausgaben für die militärische Sicherung werden wir noch besonders zu reden haben. Abgesehen hiervon aber ist bisher für die Verwaltung verhältnismäßig zu viel und für die werbenden Ausgaben zu wenig aufgewandt worden, weil in der Vorstellung der maßgebenden Kreise in der Regel Aufwendungen für die möglichst vollständige Organisation des Verwaltungsschematismus als das Dringlichere und Selbstverständliche, Aufwendungen für werbende Zwecke in dem Sinne, wie wir diese vorhin definiert haben, als das leichter Aufzuschiebende und eher zu Beschneidende erschienen. Die Notwendigkeit der besonderen Justitiare und Personalreferenten beim Gouvernement, die Vollständigkeit der Maison militaire et civile des Gouverneurs, die Dringlichkeit einer Vermehrung der Kalkulatur- und Rechnungsbeamten, ist von jeher mit größerer Energie und Überzeugungstreue vertreten und durchgefochten worden, als die Notwendigkeit, eine genügende Anzahl von Geologen und Meteorologen, von wirtschaftlichen Sachverständigen, von Speziallehrern für besondere Wirtschaftszweige, von Bohrtechnikern, wissenschaftlich und praktisch geschulten Bergleuten und ähnlichen Kräften, anzustellen. Es ist etwas nach dieser Richtung hin geschehen, und in manchen Kolonien mehr als in anderen; auch kann man sagen, daß sich in den letzten Jahren eine allgemeine Besserung auf diesem Gebiet vollzog und daß einzelne Gouverneure mit Entschiedenheit dafür eintraten, aber trotzdem nahmen diese Dinge innerhalb des Bewußtseins der für die Verwaltung maßgebenden Kreise lange nicht den ihrer Wichtig-

keit entsprechenden Raum ein. Innerhalb unserers Kolonialwesens haben bisher im ganzen doch der Regierungsrat, der Assessor, der Kalkulatursekretär und Bureauassistent für die Substanz, der Geologe und Botaniker, der wissenschaftliche Sachverständige, der Techniker, als das Accidens gegolten. Dieser tatsächliche Zustand, wie er vom Beginn unserer kolonialen Erwerbungen bis auf die Gegenwart geherrscht hat, spiegelt sich mit Notwendigkeit in dem beklagenswerten Tiefstand des Wissens von den meisten natürlichen Voraussetzungen für die wirtschaftliche Entwicklung unserer Kolonien wieder. Um ein Beispiel zu nennen, so ist für Südwestafrika, dessen wirtschaftliche Zukunft von der Wasserbeschaffung für den Weidebetrieb und vom Bergbau abhängig ist — etwas, was man seit 20 Jahren weiß — noch nicht einmal eine noch so provisorische, durchgehende geologische Landesaufnahme gemacht worden und noch kein wissenschaftlich ausreichender meteorologischer Dienst eingerichtet. Weder über die Mineralien, die im Boden enthalten sind, noch über die Voraussetzungen zur erfolgreichen Wasserbohrung kann sich ohne systematische geologische Erforschung eine generell zutreffende Vorstellung bilden, und ebensowenig ist es möglich, ohne genaue Kenntnis der Regenverhältnisse, der Gesetze der Windrichtung und ähnlicher klimatisch-meteorologischer Daten einen Plan für die systematische Ausnutzung der Niederschläge, sei es in der Form oberirdischer Wasseraufspeicherung oder auf andere Weise, für wirtschaftliche Zwecke zu entwerfen. In Kamerun wiederum hat man viele Millionen Kapital in die

Plantagen am großen Kamerunberg gesteckt, und niemand hat damals gewußt, daß nur eine kurze Strecke davon entfernt wertvollere Böden und bessere klimatische Bedingungen für alle Art von Pflanzungen vorhanden sind. Wir besitzen die Kolonie seit über 20 Jahren, und wir erfahren erst jetzt, daß sich auf einem küstennahen Stück des inneren Hochlandes eine Decke aus vulkanischen Zersetzungsprodukten fruchtbarster Art über viele tausend Quadratkilometer ausbreitet. In dem kleinen und armen Togo, das von jeher auf sich selbst gestellt gewesen ist, hat die selbständige Initiative einer Reihe besonders tüchtiger Beamter für die Erforschung und wissenschaftliche Aufschließung des Landes verhältnismäßig noch am meisten geleistet, und für Ostafrika sind nach dieser Richtung hin von Anfang an etwas mehr Mittel bewilligt worden. Aber auch hier konnte lange nichts Befriedigendes geschehen, weil immer noch nicht genug Geld und tüchtige Kräfte an die Sache gewandt wurden. Unsere Kolonialbudgets müssen also nach dieser Sache hin eine durchgreifende Umgestaltung erfahren. Nichts wäre verkehrter, als die Vorstellung, daß es sich bei dieser Forderung um ein sogenanntes „rein wissenschaftliches" Interesse im Gegensatz zu einem praktischen Bedürfnis handle. Es gibt nichts, was für den materiellen Ertrag einer Kolonialwirtschaft von größerer Bedeutung wäre, als die genaue Kenntnis der natürlichen geographischen, physikalischen, klimatischen Voraussetzungen für den Wirtschaftsbetrieb an irgend einer Stelle innerhalb unserer Besitzungen. Der Einzelne, der mit einem größeren oder geringeren Kapital hinausgeht, um auf

seine oder seiner Geldgeber Rechnung und Gefahr einen Wirtschaftsbetrieb zu gründen, ist in der Regel nicht im stande, erst die notwendigen Untersuchungen über alle jene Dinge anzustellen. Er läßt sich durch den oft trügerischen Augenschein, durch sein Vorurteil, durch Berichte und durch Erzählungen von nicht sachverständiger Seite, durch haltlos fundierte Theorien oder durch einfache bare Unwissenheit zu Aufwendungen und Anlagen bewegen, die er zu spät als verfehlt erkennt, weil sie ohne Grundlage einer ausreichenden fachwissenschaftlich-sachverständigen Erforschung der Verhältnisse unternommen worden sind. Das gilt nicht nur von privaten, sondern auch von einer Reihe mit öffentlichen Mitteln zu stande gebrachter Mißerfolge. Wie viele wirtschaftliche Fehlschläge und Kapitalsverluste, wie viele Verzögerungen in der Rentabilität von Pflanzungs- und sonstigen Anlagen sind nicht auf die Weise entstanden!

Ein weiteres Gebiet, auf dem unsere Durchschnittsanschauungen über koloniale Ausgaben einer Revision bedürfen, ist das des Truppenwesens und der militärischen Sicherung in den Kolonien. Von den deutschen Besitzungen in Afrika und im Gebiet des Stillen Ozeans befindet sich zur Zeit noch keine einzige in demjenigen Entwicklungsstadium, daß man von einer durchgeführten inneren Sicherung gegenüber den Eingeborenen sprechen könnte. Südwestafrika hat eben erst den großen Aufstand hinter sich, und noch ist keineswegs vollkommene Beruhigung eingetreten. In Kamerun und in Ostafrika haben ausgedehnte und volkreiche Gebiete bisher überhaupt

noch nicht in Verwaltung genommen werden können, weil es an den nötigen Machtmitteln dazu fehlte. Ganz Adamaua wird von seinen einheimischen Fürsten regiert, denen an einigen wenigen Plätzen, die Hunderte von Kilometern von einander entfernt sind, je ein deutscher Offizier mit einer Kompagnie farbiger Soldaten und einer ganz geringen Zahl von weißen Hilfskräften als Resident oder Stationsleiter zur Seite gestellt ist. Von einer Verwaltung kann unter solchen Verhältnissen natürlich keine Rede sein, und ebenso wenig von einer wirklichen Sicherung der deutschen Autorität. Die Frage, ob wir das Innere von Kamerun auf dem Wege einer allmählichen Überleitung der jetzigen Zustände in dauernde koloniale Nutzung und regelmäßige Verwaltung werden nehmen können, oder ob es auch hier gelten wird, erst über eine Reihe von Aufständen hinweg die Widerstandskraft der Eingeborenen, die wir ernstlich noch gar nicht erprobt haben, zu brechen, muß noch als eine vollkommen offene bezeichnet werden. Nicht anders steht es zum großen Teil noch in Ostafrika. Der Araberaufstand zu Beginn unserer Herrschaft und die jetzt niedergeworfene Erhebung im Süden haben uns dort noch ebenso wenig auf eine ernsthafte Probe gestellt, wie die verschiedenen kriegerischen Expeditionen und gelegentlichen Wechselfälle, in denen die vorläufige Besetzung der Kolonie sich vollzog. Was uns gegenüber den großen und starken eingeborenen Völkern in Unjamwesi, Urundi, Ruanda, Uhehe vielleicht noch bevorsteht, kann niemand wissen. Namentlich kann der tatsächliche Beginn einer stärkeren, weißen Einwanderung zum Zwecke dauernder Ansied-

lung auf den kühleren Hochlandgebieten ähnliche Verwickelungen mit den Eingeborenen herbeiführen, wie das beim Vordringen der Besiedlung in den Stammgebieten der Hereros und Namas der Fall gewesen ist. Gerade die fruchtbarsten Teile im Langenburger Bezirk, in Uhehe, am Kilima-Ndscharo und im Bezirk von Usumbura (nördlich vom Tanganika-See) sind natürlich schon von den Eingeborenen besetzt und in Bewirtschaftung genommen, sei es durch Ackerbau, sei es durch Viehhaltung. Schon taucht unter den Ansiedlern in Ostafrika wie in der kolonialen Literatur die Parole auf: wenn der deutsche Ansiedler kommt, muß der Neger selbstverständlich von den besten Plätzen auf die minder guten rücken! Sicher würde es ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand sein, wenn Deutsche und Neger so neben einander leben und wirtschaften sollten, daß dieser auf dem besten, jener auf dem schlechteren Boden sitzt. Aber man muß sich dann auch klar machen, daß der Druck in diesem Falle voraussichtlich auch Gegendruck erzeugen wird. In Togo liegen die Dinge vielleicht noch am friedlichsten und einfachsten, da hier keine größeren einheimischen Stammes- oder Staatenbildungen existieren, wie in Kamerun, und da die Frage der weißen Besiedlung keine Rolle spielt, wie in Ost- und Südwestafrika. Aber zweifellos wäre es auch hier falsch, die Lage bereits als für alle Zeiten gesichert anzusehen.

Kiautschou ist keine Kolonie im gewöhnlishen Sinne, sondern nur ein Stützpunkt innerhalb eines bestimmten überseeischen Interessengebietes, in dem koloniale Erwerbungen für uns durch die Verhältnisse

ausgeschlossen sind; es erübrigt sich daher vom Standpunkt der militärischen Sicherung auf diesen Besitz einzugehen. In der Südsee dagegen stehen wie mit Ausnahme von Samoa und der weit verstreuten kleinen und kleinsten Inseln und Inselgruppen, der Karolinen, Marianen usw., überall erst an den Rändern der von uns erworbenen Gebiete, und die ungezähmte Wildheit der Eingeborenen in Neuguinea und im Bismarckarchipel erlaubt uns bisher nicht einmal eine gewöhnliche Bereisung und Erforschung dieser ausgedehnten Gebiete. Und daß etwa in Samoa die Gefahr eines Aufstandes der Eingeborenen dauernd ausgeschlossen sei, behaupten nur wenige von denen, die die Verhältnisse dort längere Zeit hindurch kennen gelernt haben.

Wir müssen uns also ohne Beschönigung des Sachverhalts und ohne kostspielige Selbsttäuschungen darüber klar sein, daß der bewaffnete Schutz, die Aufrechterhaltung und weitere Ausdehnung unserer Autorität gegenüber den Eingeborenen in unseren Kolonien, noch eine geraume Zeit hindurch erhebliche Beträge an regelmäßigen und voraussichtlich auch an außerordentlichen Aufwendungen kosten wird. Auch unter diesem Gesichtspunkt muß über die oft gehörten Schlagworte „Militärverwaltung“ und „Zivilverwaltung“ in den Schutzgebieten geurteilt werden. Mit Rücksicht auf die Lage der Dinge dürfen wir uns also selbst vor der Notwendigkeit einer allmählichen Vermehrung der Truppenzahl in einigen Kolonien nicht verschließen. In Südwestafrika, wo es sich um eine weiße Truppe handelt und wo die Kosten daher sehr groß sind, ist Sparsamkeit auch am ehesten

am Platz; in Kamerun und Ostafrika, wo wir es nur mit farbigen Soldaten und zum Teil sogar mit farbigem Unteroffizierspersonal zu tun haben, sind die Kosten viel geringer, und eine Vermehrung der Truppe um einige Kompagnien fällt finanziell gar nicht so sehr ins Gewicht. Nicht nur ganz Adamaua, sondern auch das südliche Grasland im Gebiet von Bali, Bafut, Bamum, Tikar und Wute, sowie das große Waldgebiet von Südkamerun, sind zu schwach besetzt. Adamaua, wo auf einem Gebiet von der Größe Süddeutschlands nach nicht vier Kompagnien stehen, liegt uns in Wirklichkeit so locker in der Hand, daß man schon was die vorläufige Sicherheit der Zustände betrifft, nicht ohne Besorgnis sein kann. Von der Vorbereitung des Landes für eine wirkliche Verwaltung und von der Förderung allgemeiner Kulturzwecke kann da natürlich nicht die Rede sein. In Südwestafrika ist es das Amboland und in Ostafrika sind es die schon öfters genannten Landschaften zwischen dem Kiwu und dem oberen Tanganika auf der einen, dem Viktoriasee auf der anderen Seite, wo wir in Wirklichkeit noch keine Autorität ausüben. Für das Amboland wird man gleichfalls, wie jetzt in Adamaua, zu dem System der Residentur mit einer farbigen Truppe als Bedeckung greifen müssen, da weiße Soldaten dem dortigen Klima nicht gewachsen sind. Im Bezirk von Usumbura in Ostafrika wird man eine ganze Anzahl stärkerer Postierungen vornehmen müssen. Die hierfür aufzuwendenden Kosten dürfen in keiner Weise, wie es mitunter geschieht, auf das Konto des kolonialen Militarismus geschrieben werden. Sie werden wirtschaftlich reiche Früchte tragen, so-

wohl durch Verhinderung der sonst bestehenden Gefahr eingeborener Erhebungen, als auch durch die Inangriffnahme und Förderung allgemeiner Aufschließungszwecke.

Auch bei dieser grundsätzlichen Erwägung über die militärischen Ausgaben zeigt sich aber, daß unsere Kolonialetats noch auf lange hinaus mit Aufwendungen außerordentlicher Natur, die auf das Konto der erstmaligen Anlage- und Gründungskosten entfallen, belastet sein werden. Um zu einem Überblick über die dauernden Ausgaben für die laufende Verwaltung zu gelangen, müssen sowohl die Ausgaben für diese militärischen Zwecke, als auch die für einmalige werbende Kapitalsanlagen aus dem Gesamtbudget ausgeschieden werden. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet sehen wir, daß unsere Kolonien, wenn man von den besonders gearteten Verhältnissen in Südwestafrika und in Kiautschou absieht, beinahe dahin gelangt sind, daß sie ihre Ausgaben aus ihren Einnahmen decken können. Die näheren Ausführungen hierüber finden sich in dem Vortrage, den der jetzige Kolonial-Staatssekretär am 3. Februar 1907 auf Veranlassung der Handelskammer in Frankfurt a. M. gehalten hat, sowie in einer besonderen Denkschrift, die er dem Reichstage über dasselbe Thema hat vorlegen lassen. Allerdings muß man sich dabei vor Augen halten, daß die Ausgaben nach manchen Richtungen hin bisher aus falscher Sparsamkeit geringer bemessen worden sind, als es hätte geschehen dürfen. Das gilt freilich nicht so sehr für die Ausgaben zu Zwecken der organisierten Zentral- und Lokalverwaltung, wie für die Ausgaben zu wirtschaftlich werbenden Zwecken. Bei

diesen aber kann es sich wiederum nur um größere Summen handeln, die als koloniale Anleihen aufzubringen sind. So lange die wirtschaftliche Wirkung dieser Ausgaben für werbende Zwecke noch nicht eingetreten ist, kann natürlich auch keine Verzinsung aus den Mitteln der Kolonien erfolgen. Das Reich muß also für diese Zwischenzeit die Verzinsung oder doch zum mindesten die Garantie dafür, daß die Zinszahlung erfolgt, übernehmen.

Die Entschiedenheit und Bereitwilligkeit, mit der die gesetzgebenden Faktoren im Reich das koloniale Anleihewesen fördern werden, hängt in erster Linie davon ab, wie weit sich die maßgebenden Stellen davon überzeugen können, daß diese Aufwendungen Früchte tragen werden, d. h. mit anderen Worten, wie glaubhaft der wirtschaftliche Wert der Kolonien der Öffentlichkeit gegenüber gemacht werden kann. Nach mehreren Seiten hin ist in dieser Beziehung der bisherige Zustand einer Verbesserung bedürftig. Die Informationsreisen von Abgeordneten und leitenden Beamten nach den Kolonien, die jetzt aufgekommen sind, können gute Früchte tragen; aber außerdem sollte doch auch unsere amtliche Berichterstattung über die Kolonien verbessert werden. Es gibt für keine einzige unserer Kolonien ein zeitgemäßes bequem gearbeitetes Handbuch, das in regelmäßigen Zwischenräumen mit dem Fortschreiten unserer Landeskenntnis und der wirtschaftlichen Entwicklung der Schutzgebiete neu erschiene. Der jetzt herausgegebene amtliche Ratgeber für die Ansiedlung in Südwestafrika dient nur einem bestimmten Zweck, und ist, was die allgemeine Landeskunde betrifft, da-

her unvollständig; immerhin bedeutet er einen Fortschritt. Wenn jetzt aber jemand sich zusammenfassend über das Gesamtgebiet unserer Kolonien oder über eine von ihnen orientieren will, so sieht er sich zunächst vollkommen hilflos einem unübersichtlichen Durcheinander von brauchbarer und unbrauchbarer Literatur, von amtlicher Statistik, fragmentarischen Jahresberichten usw. gegenüber. Ein Koloniallexikon oder ein periodisch in Neubearbeitung erscheinendes Kolonialhandbuch, in dem von sachverständiger Seite uns eine Zusammenstellung und übersichtliche Verarbeitung alles tatsächlichen Materials gegeben wird, würde daher nicht nur das allgemeine Bedürfnis befriedigen, sondern namentlich auch die jährlichen Verhandlungen im Reichstag über das Kolonialbudget sofort auf eine andere Grundlage stellen helfen.

Die produktiven und werbenden Ausgaben sind, wie wir gesehen haben, solche für unmittelbar praktisch technische Zwecke, wie Eisenbahn, Häfen, Wassererschließung u. dergl., und solche zur Erweiterung und Vertiefung der wissenschaftlichen Landeskunde. Die kolonialen Eisenbahnvorlagen, namentlich für Ostafrika, werden voraussichtlich in den nächsten Jahren eine besonders wichtige Rolle im Reichstag spielen. Hier muß also bei Zeiten alles nur erreichbare unterrichtliche Material herangebracht werden. Es ist ja ganz nützlich, wenn wir erfahren, daß der afrikanische Eisenbahnbau den anderen Völkern, die bisher auf diesem Gebiete tätig gewesen sind, Vorteil gebracht hat, aber es wäre noch viel nützlicher, wenn wir genaue Aufstellungen darüber bekämen, welche Bahnlinien wir in unseren eigenen Kolonien

brauchen, welche Voraussetzungen für ihre Erbauung vorhanden sind, welche Folgen und welche Entwicklung in den betreffenden Gebieten der Bahnbau voraussichtlich nach sich ziehen wird. Man soll die Notwendigkeit eines kräftigen Vorgehens mit Eisenbahnbauten nicht dadurch verschleiern, daß man sagt, es seien immer noch weitere Vorstudien nötig. Wir wissen in der Hauptsache genug, und das vorhandene Material reicht aus, um die schwebenden Fragen prinzipiell zu entscheiden; man muß nur mit ihm vertraut und es zu sichten imstande sein. Für Südwestafrika sind es die Längsbahn zwischen Windhuk und Keetmanshop zur Aufschließung des Südens, die systematische Abbohrung aller jetzt für die Besiedlung in Frage kommenden Gebiete und die Ansiedlungsbeihilfen, wofür in den nächsten Jahren außerordentliche Mittel angefordert werden müssen. In Kamerun hat den Eisenbahnbau einstweilen die private Initiative, wenn auch unter finanziellen Beihilfen des Reiches in Form einer Garantie, in die Hand genommen. Was hier im außerordentlichen Etat weiter mit Reichsmitteln gesichert werden muß, das sind die Vorarbeiten für die Entwicklung der Volkskultur der Eingebornen, namentlich für den Baumwollbau. Je reichlichere Mittel hierfür beantragt und bewilligt werden, desto rascher wird der große wirtschaftliche Gesamterfolg eintreten. Für Togo hängt, wie bereits mehrfach ausgeführt, alles an der Herstellung der Längsbahn über Atakpame und Sokodé in dem Nordbezirk. Für Ostafrika sind es gleichfalls die drei großen bereits im einzelnen besprochenen Bahnlinien, und außerdem hier die Arbeiten für die Entwicklung

der Volkskultur. Hierfür müssen den Bezirksämtern und inneren Stationen reichliche Mittel zur möglichst selbständigen Verfügung gestellt werden. Was wir bisher an zielbewußter Arbeit, an praktischen Vorschlägen und an erreichten Erfolgen auf diesem Gebiete aufzuweisen haben, das geht, abgesehen von der besonderen Tätigkeit des kolonialwirtschaftlichen Komitees in Deutschland, zum größten Teil auf die Bezirks- und Stationsleiter, die lange Zeit hindurch auf ihrem Posten gewesen sind und ihre praktische Begabung in der Behandlung der Eingebornen entfalten konnten, zurück. Ebenso allgemein ist aber die von dieser Stelle kommende Klage, daß der Mangel an Mitteln vieles überhaupt nicht in Angriff zu nehmen erlaubt hat, und viele hoffnungsvolle Anfänge wieder hat verdorren lassen. Überhaupt wird es von Vorteil sein, wenn man den Bezirksämtern und Stationsverwaltungen mehr Freiheit und größere Mittel für die Beförderung wirtschaftlicher Zwecke in ihren Verwaltungsbezirken bewilligt. Man muß dabei wohl unterscheiden zwischen Ausgaben, die ihrer Natur nach seitens der Zentralverwaltung nach einem bestimmten Plan angeordnet werden müssen, und solchen, die nur bei größerer Selbständigkeit der lokalen Verwaltungsstellen vollen Nutzen bringen können. Wenn es sich z. B. um die Verteilung der für Bohrzwecke und Wegebauten verfügbaren Gesamtsumme in Südwestafrika handelt, so kann natürlich nur die Zentralverwaltung das Interesse der einzelnen lokalen Verwaltungsbezirke gegeneinander abwägen und die Punkte, an denen zum Vorteil des Ganzen zunächst gearbeitet werden muß, bestimmen.

Wie es aber der Bezirksamtmann von Tabora oder Sokodé anfangen will, die Kultur der Baumwolle und der Erdnuß unter seinen schwarzen Bezirkseingesessenen am besten zu fördern, das muß vor allen Dingen ihm selbst zu beurteilen überlassen bleiben. Für das Gesamtkapitel der werbenden Ausgaben muß die Kolonialverwaltung allmählich einen umfassenden und übersichtlichen Finanzplan aufstellen. Dasselbe wird für die Zwecke der noch erforderlichen, militärischen Aufschließungsarbeiten und des dauernden militärischen Sicherheitsdienstes erforderlich sein. Was dann übrig bleibt, sind die Ausgaben für Verwaltungszwecke in unserem Sinne, und wir haben bereits betont, daß diese bisher immer mit der meisten Energie vertreten worden sind. Gerade in dieser Beziehung aber gilt es, daß Kolonien auf einem solchen allgemeinen Entwicklungszustand, wie unsere afrikanischen und Südseebesitzungen, gar nicht einfach genug verwaltet werden können. Die Billigkeit und Einfachheit soll sich dabei allerdings nicht auf die schlechte Bezahlung der einzelnen Beamten, sondern auf die möglichst sparsame Anwendung von beamteten Personal überhaupt beziehen.

Dazu müßte der Anfang bei dem monströs angeschwollenen und verwickelten Kalkulatur-, Rechnungs- und Registraturwesen gemacht werden. Das Schreibwerk bei den verschiedenen Gouvernementsbehörden übersteigt zum Teil alle Begriffe, und statt Erleichterung einzuführen, wird immer noch mehr gefordert, werden die Bureauzeiten verlängert, werden die Anforderungen an das Personal erhöht, und wenn dann Klagen über stattfindende Überbürdungen allzu laut werden, so

werden neue Bureauassistenten, Rechnungsbeamte, Schreiber und Sekretäre angefordert. Allerdings muß zugegeben werden, daß die Vereinfachung auf diesem Gebiet vor allen Dingen von den heimischen Dienststellen ausgehen müßte, die in weitgehender Verkennung der kolonialen Verhältnisse und Notwendigkeiten dort drüben einen Geschäftsgang voraussetzen und fordern, wie er selbst in der Heimat auf keine allzu lange Entwicklungszeit zurückblicken kann. Namentlich gilt das für das Rechnungswesen. Sehr wünschenswert wäre es auch, wenn jedes Gouvernement angewiesen wird, den gesamten Etats-Voranschlag jährlich mit dem Gouvernementsrat oder einer von diesem einzusetzenden Kommission gemeinsam aufzustellen. Der Gouvernementsrat, der jetzt nicht aus direkter und freier Wahl der innerhalb einer Kolonie eingesessenen weißen Bevölkerung hervorgeht, sondern vom Gouverneur mit oder ohne Vorschlagsrecht der Ansiedler ernannt wird, hat in dieser Form natürlich nur eine sehr beschränkte Bedeutung. Zu einem wirklichen Ansatz zur Selbstverwaltung kann er erst werden, wenn er mindestens zu einem angemessenen Bruchteil, etwa zu zwei Dritteln, aus freien Wahlen hervorgeht, und das Recht des Gouvernements sich darauf beschränkt, eine Anzahl von beamteten Mitgliedern zu ernennen. In einigen französischen Kolonien besteht das System, daß der Gouverneur und der Gouvernementsrat gemeinschaftlich über die budgetmäßige Verwendung der eigenen Einkünfte der Kolonien Bestimmung treffen können, und daß die Kontrolle der heimischen Oberrechnungsbehörde sich nur auf die Verwendung des Zuschusses erstreckt,

den das Mutterland zum Kolonialbudget leistet. Über die Ausgaben dagegen, welche die Kolonie mit ihren eigenen Mitteln bestreitet, erfolgt auch die Rechnungsablage an Ort und Stelle. Die Vereinfachung des Rechnungswesens würde aber auf jeden Fall schon eine bedeutende Ersparnis an beamtetem Personal zur Folge haben.

Für durchgreifende Ersparnisse wird es vor allen Dingen aber von Nutzen sein, wenn wir die in den Kolonien vorhandenen Kräfte in möglichst weitgehendem Maße zur Verwaltung mit heranziehen, und vor allen Dingen den zu schaffenden Körperschaften für die Selbstverwaltung so weit wie möglich eigene Einnahmen überweisen. So weit das nicht oder nicht im geeigneten Maße möglich ist, muß ihnen doch ein effektives Mitbestimmungsrecht über die Verwendung der Mittel in bestimmten Teilen des Kolonialbudgets zugestanden werden. Eine Maßnahme, die schon jetzt direkt, oder nach einer kurzen Vorbereitungszeit, möglich wäre, ist die Organisierung der städtischen und städtisch gearteten Wohnplätze als Kommunalverbände mit dem Recht der Umlage von Steuern und anderen Abgaben. In Ostafrika hat man diesen Weg bereits mit gutem Erfolge beschritten, in Südwestafrika und an anderen Stellen könnte es gleichfalls geschehen. Damit würde schon eine verhältnismäßig sehr bedeutende Arbeitslast samt der Notwendigkeit der Bereitstellung eines entsprechenden Verwaltungspersonals für die Gouvernements in Wegfall kommen. Jetzt werden auch die Städte und der städtische Polizeidienst von den Bezirksämtern mitverwaltet. Das kostet viel Geld; außerdem aber bewirkt der über-

mäßige, bureaukratisch und gelegentlich mit Willkür gehandhabte Polizeieifer der Bezirksamtleute und ihrer Untergebenen direkte Schädigungen der gewerbtreibenden Einwohner, die bei einer selbständigen Kommunalverwaltung schwerlich vorkommen würden.

Eine Schwierigkeit für die Einführung der Selbstverwaltung liegt allerdings darin, daß es zum Teil an geeignet vorgebildeten Kräften innerhalb der Zivilbevölkerung mangelt. Man wird daher auch nicht verlangen können, daß die Selbstverwaltung sofort in demselben Umfange in Kraft tritt, wie z. B. im englischen Südafrika. Unter allen Umständen aber muß ein Hinausgehen über die jetzige rein beratende Stellung der Gouvernements- und Bezirksbeiräte gefordert werden. Das ganze System muß prinzipiell darauf abzielen, daß die Einnahmequellen der Kolonien, soweit die Leistungen der ansässigen weißen Bevölkerung in Frage kommen, nur im Einverständnis mit einer Vertretung der Bevölkerung fixiert werden, und daß ebenso die Ausgaben, die von diesen Einnahmen zu bestreiten sind, mit Zustimmung jenes Vertretungskörpers erfolgen. Alsdann wird die richtige Sparsamkeit in der Verwaltung sich von selber einstellen. Wenn dann dort, wo es sich um Zuschüsse, Darlehen oder Zinsgarantien des Mutterlandes handelt, die kolonialen Anforderungen allzu unbedenklich gestellt werden, so besitzen ja die heimischen gesetzgebenden Faktoren für solche Fälle den Schlüssel zur Kasse.

Fünftes Kapitel.

Das wirtschaftspolitische Programm für die Kolonien.

Ansiedlungs- und Eingeborenenpolitik.

Aus der Darstellung der bisher behandelten besonderen Fragen und der Natur unserer Kolonialgebiete hat sich uns zum Teil bereits ein Bild der ökonomischen Maßnahmen, wie sie für die einzelnen Kolonien notwendig sind, ergeben. Anders dagegen, was ebenfalls zur Vollständigkeit des Bildes gehört, ist mit Absicht für eine zusammenfassende Schlußbetrachtung aufgespart worden, und soll nun hier, in dem Entwurf eines speziellen Wirtschaftsprogrammes, seine Stelle finden. Wir verfahren dabei wiederum nach dem durch die Lage und die gesamten Verhältnisse unseres überseeischen Besitzes gebotenen System, die einzelnen Kolonien, soweit es sich um Wirtschaftsprobleme handelt, die von der natürlichen Besonderheit jedes Gebietes abhängen, auch gesondert zu besprechen.

Südwest-Afrika.

Südwest-Afrika gilt unter allen unseren Kolonien in besonderem Maße als Ansiedlungsland für deutsche

Auswanderer. Wir haben bereits gesehen, daß die Voraussetzungen für die Ansiedlung von Weißen in derselben Art, wie in den übrigen subtropisch gearteten südafrikanischen Steppengebieten, tatsächlich vorliegen. Soviel aber auch in den letzten Jahren bei uns von Südwest-Afrika die Rede gewesen ist, so kann es doch nicht überflüssig erscheinen, noch einmal mit aller Bestimmtheit zu betonen, daß es sich trotz der bedeutenden Größe der verfügbaren Landfläche und trotz der großen Wirtschaftswerte, die hier produziert werden können, nicht um die Aufnahme einer Massenauswanderung aus Deutschland in dem Sinne handelt, daß auch nur die jetzige, bekanntlich sehr niedrige Auswanderungsrate einiger weniger Jahre dorthin gelenkt und dort untergebracht werden könnte. Die Natur Südafrikas als eines Weidelandes bedingt mit zwingender Notwendigkeit seine wirtschaftliche Nutzung in erster Linie durch eine extensive Weidewirtschaft. Wenn man von dem Gesamtareal die Wüste und außerdem die ganz oder fast ganz sterilen Gebiete im äußersten Süden, die vegetationsarmen Steinflächen und die östlichen Teile des großen Sandfeldes gegen die englische Kalahari-Grenze zu abzieht, so verbleibt etwa ein Rest von 500000 qkm oder 50000000 ha. Diese 50 Millionen Hektar können einstweilen vorsichtigerweise auf nicht mehr als 5000 Farmen eingeschätzt werden. Es ist zwecklos, durch allerhand Reduktionen und Abzüge von der tatsächlich notwendigen Größe, durch Berufung auf den großen Weidereichtum in begünstigteren Teilen des Landes usw., eine etwas größere Anzahl von Farmen herausrechnen zu wollen. Man

kann bei einer kolonialwirtschaftlichen Kalkulation dieser Art nicht vorsichtig und zurückhaltend genug sein. Den Erfordernissen der notwendigen Vorsicht entspricht es auch nicht, wenn man sich z. B. darauf beruft, daß im früheren Oranje-Freistaat, der sich im ganzen genommen in ähnlichen Verhältnissen befindet, wie der mittlere Teil von Südwest-Afrika, die durchschnittliche Farmgröße zuletzt nur 3000 ha betragen habe. Die Tatsache ist richtig, aber sie will unter der Voraussetzung verstanden werden, daß Absatzmärkte von der Bedeutung Kimberleys, der Transvaal-Goldfelder und Kapstadts in der Nähe des einstigen Freistaates liegen, daß die Eisenbahnverbindungen nach allen Seiten hin durchgeführt sind, daß der Freistaatfarmer also einen verhältnismäßig sehr hohen Anteil an dem Marktpreis seiner Produkte, den diese an dem Ort des Verbrauchs erzielen, bekommt — jedenfalls also einen bedeutend höheren, also der südwestafrikanische Farmer ihn zunächst bekommen wird, der erst nach Europa oder nach dem britischen Südafrika, sei es auf dem See-, sei es auf dem Landwege, exportieren muß. Naturgemäß konnte unter solchen günstigen Verhältnissen eine besonders intensive Nutzung der Weide stattfinden. Wenn einmal in Zukunft das Eisenbahnnetz in unserer Kolonie Südwestafrika eine entsprechende Ausdehnung erlangt haben wird, wie in Transoranje, wenn die Methode der Farmwirtschaft, die Menge der Staudämme und Brunnen, die Drahteinzäunung der Farmen, die Zucht höherwertiger Wollschafe und Angoraziegen, die Produktion von besonderen Qualitätsrassen in Großvieh usw., auf einen höheren Standpunkt

gelangt sein werden, dann wird allerdings auch in unserem Gebiet eine erhebliche Verkleinerung der durchschnittlichen Farmgröße von selber eintreten. Dieses günstige Bild zukünftiger Möglichkeiten aber schon jetzt bei dem Entwurf eines Wirtschaftsprogramms für die Kolonie vorwegzunehmen, dazu hat man kein Recht. Im Grootfonteiner Bezirk kann man heute schon bei der Bemessung der Farmgröße zum Teil auf 3000 Hektar hinuntergehen. Auch im Hereroland gibt es einzelne Gegenden, wo entweder wegen besonderer Güte des Weidefeldes oder wegen unmittelbarer Lage an der Eisenbahn, oder auf Grund besonderen Wasserreichtums, 5000 bis 7000 Hektar für jetzt genügen können. Die durchschnittliche Größe einer Farm im Hererolande aber darf nicht unter 10000 Hektar veranschlagt werden. Für die Südbezirke, Gibeon und vollends Keetmanshoop, sind 10000 Hektar viel zu wenig. Das Gras steht dort bedeutend undichter, als im Norden, und die Gefahr, daß es ein oder selbst mehrere Jahre lang nicht genug regnet, um anstelle des abgeweideten Futters neues emporsprießen zu lassen, ist viel größer. Im Warmbader und Bethanier Distrikt werden im Durchschnitt selbst 20000 Hektar kaum genügen. Im Gibeoner Bezirk wird man, ohne daß eine Schematisierung befürwortet werden soll, 15000 bis 20000 Hektar rechnen müssen. Man muß auch dem neuen Ansiedler, der sich jetzt eine Farm gründet, billiger Weise das Land etwas reichlich zumessen. Er nimmt das Risiko der Ansiedlung auf sich, in Gegenden, die oft von allen wirtschaftlichen Hilfsquellen, soweit sie durch den Verkehr bedingt sind, entfernt liegen. Man

wünscht und befördert die Familiengründung seitens der Farmer, und das mit Recht, denn sie ist die Basis einer gesunden Entwicklung im ganzen Lande, sowohl nach der nationalen, als auch nach der wirtschaftlichen Seite hin. Der Farmer möchte aber von vorneherein soviel Land haben, daß er für seine heranwachsenden Söhne, oder wenigstens für einen von ihnen, auch etwas Land übrig hat. Die Methode der Buren, den Kindern schon von Geburt an etwas Vieh zuzuteilen und es auf der Farm des Vaters mitweiden zu lassen, bis die Kinder erwachsen sind, so daß es dann ihre Ausstattung bildet, für die Mädchen das Heiratsgut, für die jungen Männer der Grundstock zur wirtschaftlichen Selbständigmachung, ist gesund, und sie wird sich zweifellos auch bei uns einbürgern. Die starke Beschneidung der jetzt zum Verkauf gelangenden Farmeinheiten würde der ganzen Besiedlung von vorneherein einen Zug der Ängstlichkeit und kleinlichen Rechnerei auf seiten der Verwaltung, der Unzufriedenheit und Unlust bei den Ansiedlern aufdrücken. Daß man den spekulativen Ankauf größerer Landflächen, die nicht gleich in normale Bewirtschaftung genommen werden, sondern nur zum vorteilhaften Weiterverkauf liegen bleiben sollen, entgegenarbeitet, ist durchaus notwendig. Notwendig ist es dagegen nicht, die Vereinigung mehrerer Farmeinheiten in einer Hand zu verhindern, wenn die Gewähr einer entsprechenden Kapitalsanlage und intensiven Wirtschaftsnutzung gegeben ist. Auch hierfür gibt es natürlich gemessene Grenzen, aber wenn z. B. die südwestafrikanische Schäfereigesellschaft 60000 Hektar besitzt und in angemessener

Frist tatsächlich ihren ganzen Besitz für ihren Betrieb ausnützt, so ist kein Grund vorhanden, das Aufkommen ähnlicher, gut fundierter Unternehmungen schlechtweg zu verhindern. Nur dürfen sie nicht eine solche Ausdehnung annehmen, daß für die Einzelfarmer, die zweifellos den wertvollsten und am meisten zu begünstigenden Bestandteil des Ansiedlertums in Südwestafrika bilden sollen, Mangel an Land und Bewegungsfreiheit entsteht. Auch die Frage der Landgesellschaften gehört hierher. Allerdings ist sie nicht mehr so brennend, wie vor dem Aufstande, wo die Regierung bereits ausgesprochenen Mangel an verkäuflichem Kronland in günstiger Lage litt und die Ansiedler, um den hohen Preisen der Gesellschaften zu entgehen, sich in die Stammesgebiete der Eingebornen drängten, wo es billigeres Land zu kaufen gab. Trotzdem muß auch heute den Gesellschaften gegenüber der Grundsatz gelten, daß ihre Landrechte überall dort verschwinden müssen, wo sie sich tatsächlich für den Fortgang der Besiedlung hinderlich erweisen. Daß es ein Fehler war, jene Landkonzessionen zu erteilen, darüber ist heute kein Streit mehr. Daß die Gesellschaften ihre Rechte auf alle Weise zu vertreten suchen, wird ihnen keiner verdenken, aber das darf niemanden an einer objektiven Prüfung der Frage hindern, ob diese Rechte für das Allgemeinwohl nicht schädlich sind. Wenn oder so weit sie schädlich sind, müssen sie fallen — wo notwendig, auf dem Wege der Entschädigung oder des gütlichen Abkommens, wo möglich, auf dem Wege, daß die Konzessionen, weil den Bedingungen und Voraussetzungen nicht entsprochen worden ist,

unter denen sie erteilt wurden, ohne Entschädigung als verwirkt erklärt und aufgehoben werden.

Bei einer Aufteilung des gesamten nutzbaren Weidelandes für Farmzwecke ergibt sich für die Zukunft eine weiße Bevölkerungszahl von 50000 bis 100000 Seelen auf dem flachen Lande. Südafrikanische Familien sind kinderreich; das zeigt sich jetzt schon bei unseren Farmern, so gut wie bei den unter diesem Gesichtspunkt ja berühmten Buren. Mit der weiteren Entwicklung der Wirtschaftsverhältnisse wird es auch dahin kommen, daß zu jeder Farmerfamilie, ähnlich wie in Kapland und den früheren Republiken, noch allerlei weißer Anhang gehört: ärmere Verwandte, erwachsene Söhne, Schwiegersöhne, die einen Teil des Farmlandes mit ihren eigenen Herden bewirtschaften, junge Leute, die die Farmwirtschaft lernen, Händler und Krämer, die auf der Farm einen Laden für die Umgegend eingerichtet haben, Brunnenbauer, Dammbauer und ländliche Handwerker, die im Farmgebiet wohnen, usw. Auf zwanzig weiße Köpfe kann man in Zukunft wohl die durchschnittliche weiße Bewohnerzahl für eine Farmeinheit von 10000 Hektar in Südwestafrika schätzen; dazu kommt die Bevölkerung der Städte. Allerdings dürfen wir uns diese auch in unserem Lande nicht anders vorstellen, als im Kaplande oder in Transvaal, abseits von den großen Verkehrs- und Minenzentren: als kleine Landstädtchen, Marktflecken, dorfähnliche Siedlungen. Auf einem anderen Blatte stehen natürlich die Folgen, die eintreten würden, wenn sich auch in Südwestafrika eine größere Minenindustrie entwickelt. Daß so etwas im Bereich der Möglichkeit

liegt, und daß tatsächliche Ansätze bereits vorhanden sind, ist zweifellos. Eine gewisse Bedeutung für die Gesamtzahl der Bevölkerung wird also das Minenwesen in Südwestafrika sicher gewinnen. Ob es zu größeren Städtebildungen, wie z. B. Kimberley, kommt, von Johannesburg gar nicht zu reden, kann nur die Zukunft lehren. Vielleicht werden wir schon in wenigen Jahren, sobald sich die Frage entschieden hat, ob die Blaugrundstellen im Gebiet von Gibeon und Bersaba einen abbauwürdigen Diamantengehalt besitzen, bestimmtere Richtlinien ziehen können. Hafenplätze wie Swakopmund und Lüderitzbucht werden sich auch bei einer bescheidenen Entwicklung des Hinterlandes immerhin größer auswachsen. Der Oranjefreistaat, der etwas größer ist, als das frühere Hereroland, hatte vor dem Kriege nicht ganz 80 000 weiße Einwohner. Transvaal, das mehr als doppelt so groß ist, hatte ohne Johannesburg ca. 140 000. Nach diesen Beispielen ist es leicht, sich die Grenzen klar zu machen, in denen die weiße Bevölkerung Südwestafrikas, wenn keine Gold- und Diamantenfunde und damit keine sprunghafte Entwicklung eintritt, sich halten muß.

Der Wunsch, diese Aussichten zu verbessern, die rein ziffermäßig betrachtet ja nur gering erscheinen, namentlich aber auch das Bestreben, den Eintritt des Zeitpunktes zu beschleunigen, an dem eine größere Wehrmacht aus der einheimischen weißen Bevölkerung der Kolonie, ohne Heranziehung von Truppen aus dem Mutterlande, aufgestellt werden kann, hat nun an manchen Stellen den Gedanken angeregt, die sogenannte Kleinsiedlung in Südwestafrika mit be-

sonderen Mitteln zu fördern. Unter Kleinsiedlung versteht man dabei die Niederlassung von Leuten, die mit oder ohne ein gewisses Weiderecht einige Hektar Land mit künstlicher Bewässerung gartenmäßig bebauen und durch den Verkauf der Produkte: Gemüse, Obst, Luzerne, Korn, Wein und dergleichen, unmittelbar an den Konsumenten, ihren Unterhalt bestreiten. Ein Beispiel für eine umfassende Kleinsiedlung in Südafrika sind die sogenannten Cape flats bei Kapstadt. Nördlich von Kapstadt breitet sich eine ausgedehnte, stark sandige, früher vollkommen unfruchtbare Fläche aus, durch die das felsige und hoch emporgehobene Ende der Kaphalbinsel mit dem afrikanischen Festland zusammenhängt. Diese Cape flats wurden vor Jahren an deutsche Ansiedler in kleinen Parzellen vergeben und von den Deutschen mit hingebendem Fleiß und langjähriger Mühe in Gemüsegärten und Kartoffelfelder verwandelt, von denen jetzt Kapstadt seinen Bedarf an frischen Vegetabilien zum größten Teil erhält. Auch an anderen Stellen der Kapkolonie sind von der Kapregierung speziell deutsche Einwanderer als Kleinsiedler angesetzt worden, so z. B. in der ursprünglich gleichfalls sehr unfruchtbaren, steinigen und vielfach sumpfigen Ebene am Fuße der ersten Karroo-Terasse. Auch hier hat die Zähigkeit der anspruchslosen deutschen Einwanderer, die zum großen Teil aus den sandigen Gegenden der Mark Brandenburg stammten, geleistet, was englische Ansiedler nach dem eigenen Zeugnis der Kapländer nicht fertig gebracht bekommen hätten. Die Heimstätten bei Goudini Road vor Worcester sind jetzt in guter Kultur und lohnen

die aufgewandte Arbeit. An anderen Punkten dagegen ist die von der englischen Verwaltung gleichfalls versuchte Kleinsiedlung vollständig mißglückt, so namentlich überall dort, wo nach dem Burenkriege der Versuch gemacht wurde, national englische Einwanderer als Gegengewicht gegen das oppositionelle einheimische Afrikanertum in größeren Mengen innerhalb des Afrikanergebietes anzusiedeln. Die sehr bedeutenden Kosten, die sowohl aus öffentlichen Mitteln als auch von reichen englischen Privatleuten in der Hoffnung auf spätere Verzinsung der Siedlungen aufgewandt sind, können als verloren gelten.

Im Hinblick auf die im Kapland mit der Kleinsiedlung zum Teil gemachten günstigen Erfahrungen wünscht man nun vielfach, daß Ähnliches auch in Südwestafrika versucht werde. Dabei liegt bereits ein grundlegender Unterschied darin, daß sowohl auf den Cape flats als auch auf dem Ansiedlungsgebiet der Deutschen zwischen Ceres und Worcester der dort vorhandene Regenfall eine entscheidende Bedeutung für das schließliche Gelingen der Ansiedlungen hatte. Sämtliche Anbauprodukte können dort auf den Regenfall hin zur Entwickluug gelangen, und die künstliche Bewässerung spielt nur eine nebensächliche Rolle. Soweit sie erforderlich ist, liefern der unerschöpfliche Grundwasservorrat in den Cape flats und die zahlreichen, aus den Hexriverbergen kommenden, auch während der Trockenzeit nie versiegenden kleinen Bäche in der Ebene vor Worcester ohne viele Kosten und Umstände die Möglichkeit dazu. Diese Gunst der Umstände fällt in Südwestafrika fort, und was womöglich noch entscheidender

ist: auch der große aufnahmefähige Markt von Kapstadt, dem die deutschen Kleinsiedler im südlichen Kapland ihre Existenz verdanken, ist in Südwestafrika nicht vorhanden. Wir haben bereits bei der vorher gegebenen Skizzierung der Naturverhältnisse in Südwestafrika gesehen, daß sich, abgesehen von den äußerst spärlich gesäten Punkten, an denen Quellen zutage treten, Grundwasservorräte in unserem Sinne entweder gar nicht oder nur in ganz entlegenen Gebieten der Kolonie finden. Das sogenannte Grundwasser in Südafrika wird vielmehr durch die Aufspeicherung der Gewässer der Regenzeit in dem Schwemmlande der Riviere gebildet, in dem es aber nicht als weithin unter der Oberfläche verbreitete Schicht, sondern nur in der Art steht, als ob man Wasser in einen ringsum in trockenen Boden gestellten, mit Sand gefüllten Trog gegossen hätte, wo es natürlich einer fortgesetzten Verminderung während der trockenen Jahreszeit ausgesetzt ist. Es bedeutet nun schon mit Rücksicht auf diesen Charakter der Wasserverhältnisse in den Flußalluvien, wo die südwestafrikanischen Kleinsiedlungen meist angelegt werden sollen, ein großes Risiko, mit der Festsetzung einer großen Anzahl von Leuten oder gar Familien vorzugehen. Für einzelne Heimstätten oder kleinere, in Abständen angesetzte Gruppen reicht der Wasservorrat, z. B. im Swakop unterhalb von Okahandja und am Omarurufluß an verschiedenen Punkten zwischen Omburu und Okombahe wohl aus; er reicht aber nicht für eine so große Anzahl von Ansiedlern, daß ihre Menge für die Steigerung der Wehrfähigkeit des Landes merklich ins Gewicht fiele. Man unter-

schätzt durchweg die Menge des Wassers, die in einem so trockenen Klima, wie Südwestafrika es hat, für die Bewässerung von Gartenland notwendig ist. Nach den Erfahrungen, die man sowohl in unserer Kolonie als auch in Ländern mit herrschender Bewässerungskultur gemacht hat, beträgt der durchschnittliche Wasserbedarf auf jeden Hektar innerhalb 24 Stunden etwa 80 Kubikmeter. Da man die Heimstätten mit Rücksicht auf die Existenzfähigkeit der Ansiedler nicht unter fünf bis sechs Hektar groß machen kann, so würde das schon die sehr bedeutende Menge von 400 Kubikmeter Wasser für jeden Ansiedler täglich ausmachen. Wenn nun, wie am Swakop bei Okahandja, über 30 Heimstätten geplant sind, so müßten dem Alluvium bei vollem Betrieb 12 000 bis 15 000 Kubikmeter täglich, von einer Regenzeit zur andern also mehrere Millionen Kubikmeter, entnommen werden. Es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß derartige Mengen selbst in besonders wasserreichen Partien der Flußalluvien vorhanden sind. Wenn der ganze Plan einen merklichen Nutzen in der gewünschten Richtung, d. h. Verstärkung der wehrfähigen weißen Bevölkerung, haben soll, so müssen aber natürlich nicht bloß Dutzende, sondern Hunderte und Tausende von Familien angesiedelt werden. Es ist ganz ausgeschlossen, daß für eine solche Zahl von Ansiedlern auch nur die annähernde Möglichkeit bestünde, ihre Produkte im Lande abzusetzen. Daran aber, daß man aus Südwestafrika etwa eine Ausfuhr von Luzerne, Gemüse und Weintrauben nach Europa organisieren könnte, wird kein Mensch bei wachen Sinnen denken. Für den jetzt

vorhandenen Bedarf auf den wenigen größeren Wohnplätzen reichen die bereits vorhandenen Kleinsiedlungen, die sich von selber gebildet haben, vollkommen aus, nachdem der Kriegszustand beendet ist und die durch ihn verursachte vorübergehende Vermehrung namentlich des militärischen Bevölkerungsstandes aufgehört hat. Das Bestreben, die Kleinsiedlung durch staatliche Unterstützung über den natürlichen, sich von selbst regulierenden Bedarf hinaus emporzuzüchten, würde der Regierung daher eine größere Verantwortung für die fernere Existenz dieser Leute auflegen, als sie zu tragen im stande ist.

Eine andere Frage ist die namentlich von zwei bedeutenden Ingenieuren, Professor Rehbock und dem verstorbenen Alexander Kuhn, die beide längere Zeit in Südwestafrika zugebracht haben, vertretene Idee, durch die Anlage größerer Stauwerke eine zusammenhängende bewässerbare Kulturfläche von Tausenden von Hektaren zu schaffen und hier große, dorfähnliche Siedlungen, vor allen Dingen zum Zweck des Weizenbaues und der Versorgung des Landes mit eigener Brotfrucht anzulegen. Außerdem sollen diese Siedlungen, wie ja auch für die vorher besprochenen Kleinsiedlungen ohne Staudamm geplant ist, je einen größeren Komplex Gemeindeweide erhalten, damit die Leute etwas Viehzucht treiben können. Gegen diese Stauwerksprojekte ist nichts weiter einzuwenden, als daß die aufgestellten Rentabilitätsrechnungen mit zu viel unsicheren Faktoren belastet sind, und namentlich das Eintreten ganz oder nahezu regenloser Jahre, in denen das Stauwerk keinen Zulauf erhält, und ebenso die

Heuschreckengefahr, zu gering veranschlagen. In unserer früheren Kolonialepoche, wo die Mittel für die Kolonialetats den maßgebenden Faktoren pfennigweise abgerungen werden mußten und wo die Ängstlichkeit der heimischen Kolonialverwaltung beinahe noch schlimmer war, als die kritische Bedenklichkeit des Reichstages, wäre es schon aus diesem Grunde schwer zu verantworten gewesen, Millionenprojekte, wie es die Staudämme sind, zu befürworten, während das eigentliche Rückgrat der südwestafrikanischen Kolonialwirtschaft, die Farmerei, durch den Mangel an Mitteln für Ansiedlungsbeihilfen, Brunnenbauten, Eisenbahnen usw. traurig dahinkümmerte. Jetzt, wo die Zeiten sich gewandelt haben, kann man wohl den Grundsatz vertreten, daß die Frage, ob es möglich ist, eine bedeutendere und für die Versorgung der Kolonie ins Gewicht fallende Menge von Getreide im Lande selbst zu erzeugen, wichtig genug sei, um einmal die Ausführung zunächst eines der Rehbockschen Projekte ins Auge zu fassen. Man wird dabei in erster Linie vielleicht an den Staudamm bei Hatsamas, etwas 80 Kilometer südlich von Windhuk, wo die Verhältnisse besonders günstig liegen, und an die beiden sogenannten Nauten, in unmittelbarer Nähe von Keetmanshoop, zu denken haben.

Diese Kleinsiedlungsfragen können aber weder in der einen noch in der anderen Form den Schwerpunkt für die Arbeit an der wirtschaftlichen Entwicklung Südwestafrikas bilden. Die Hauptsache ist und bleibt das gesunde Emporwachsen der Farmwirtschaft. Für diese muß die Regierung vor allen Dingen freie Bahn machen, und solche freie Bahn besteht

darin, daß man erstens den Ansiedlungslustigen das Maß des Farmlandes, das sie zu erwerben wünschen, nicht engherzig und bedenklich beschneidet; daß man ferner liberale Bedingungen für den Landverkauf erläßt und dafür sorgt, daß die Landrechte der Gesellschaften, wo sie für den Fortschritt der Besiedlung hinderlich sind, in Wegfall kommen. Weiter ist nötig, die Frage der Ansiedlungsbeihilfen und des Zuchtviehimportes, aus Kapland und wenn nötig auch aus Argentinien, mit weitem Blick und Bereitstellung der erforderlichen Mittel zu regeln, die Schulverhältnisse im Lande zu entwickeln und auf diese Weise auch gebildeten und kapitalkräftigen Familien die dauernde Seßhaftmachung zu erleichtern. Schließlich muß der Selbstverwaltung der Ansiedler zwar mit Besonnenheit, aber doch mit innerlicher Entschlossenheit und aufrichtigem Willen ein wachsender Spielraum gewährt werden.

Die extensive freie Farmwirtschaft, die einen wohlhabenden Farmerstand schafft, ist und bleibt das Rückgrat aller Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik in Südwestafrika. Eine Durchschnittsfarm von 10000 Hektar kann jährlich 100—200 Stück Großvieh und 1000—1500 Stück Kleinvieh, dazu eine entsprechende Menge von Wolle oder Mohair und Straußenfedern, auf den Markt bringen. Wenn wir, wie notwendig, annehmen, daß sich allmählich die Preise für die Produkte der Viehwirtschaft in Südwestafrika auf die durchschnittliche Weltmarktnorm einstellen, so repräsentieren diese Erträge eine Bruttoeinnahme von 20000—40000 Mk. jährlich. Vervielfachen wir das, um einen schematischen Begriff zu

erhalten, mit der Zahl der zunächst anzunehmenden Farmbetriebe, so kommen wir für den jährlichen Produktionswert der südafrikanischen Farmwirtschaft auf dem Stande ihrer vollen Entwicklung zu einem Betrag, der zwischen den Grenzen von 100—200 Millionen Mk. liegen wird.

Auf der anderen Seite lehrt die Erfahrung, die bisher in allen überseeischen Produktionsländern mit vorwiegend landschaftlichem Betrieb, d. h. also hier mit Farmwirtschaft, gemacht worden ist, daß der jährliche Minimalbedarf einer solchen Farm an Importgütern aus den europäischen Industrieländern — Kleidung, Hausrat, Baumaterial, feinere Lebens- und Genußmittel, Farmgerätschaften, wirtschaftliche Maschinen usw. — mehrere tausend Mark beträgt. Diese Rechnung gilt allerdings nur unter der Voraussetzung, daß die betreffende Farm nicht irgendwo 30 Tagereisen weit vom Eisenbahngebiet in der Einöde liegt, wo der Farmer sich seine Hosen aus den Fellen des erlegten Wildes macht, Kaffee aus Baumwurzeln trinkt und 100 Mk. für den Sack Mehl zahlen muß, sondern sie verlangt, daß das ganze Wirtschaftsgebiet durch die Heranführung der modernen Verkehrsmittel in rationeller Weise aufgeschlossen ist. Der Minimalbedarf der südwestafrikanischen Farmwirtschaft an Einfuhrgütern würde nach dem angegebenen Schema im Jahre 15 Millionen Mk. betragen. Dazu kommt der Verbrauch, den die städtische Bevölkerung, die im Lande stationierten Truppen, mag es Feld- oder Polizeitruppe sein, die Hafenplätze, die Minen usw. aufweisen werden. Er würde jenen eben genannten Betrag um eine Summe von ver-

schiedenen weiteren Millionen erhöhen. Der wirkliche Betrag, mit dem der Konsum der südwestafrikanischen Kolonie auf dem Markt des Mutterlandes auftritt, wird nun irgendwo zwischen der Minimalgrenze des Jahresverbrauches der Farmwirtschaft und der übrigen Konsumfaktoren im Land auf der einen, und dem tatsächlichen aus Farmerei, Minen, Handel usw. innerhalb der Kolonie erzielten Gewinn der Bevölkerung auf der anderen Seite liegen. Je größer dieser Gewinn ist, desto mehr wird natürlich der Südwestafrikaner für höhere Bedürfnisse, für Luxus, für Reisen nach Europa, für eine bessere und rationellere Ausgestaltung seiner Wirtschaft, z. B. für Drahteinzäunung der Farmen, für Bewässerungsmaschinen, für weiße Angestellte, für sonstige Hilfskräfte im Farmbetrieb, für den Unterhalt und die höhere Ausbildung seiner Kinder in Deutschland usw. ausgeben. Auf jeden Fall wird also der rein materiell gefaßte Nutzen der Kolonie für die heimische Wirtschaft im Mutterlande bedeutend größer sein, als die rechnerische Minimalziffer. Die englische Oranjeflußkolonie, die viel kleiner ist als Südwestafrika und bekanntlich nur einen geringen Minenbetrieb hat (die Diamantgruben von Kimberley, die dicht an der Grenze liegen, gehören zum Kapland), hatte 1904 unter dem Druck der schweren Depression, die schon damals auf ganz Südafrika lag, immer noch eine Einfuhr von ca. 78, eine Ausfuhr von ca. 29 Millionen Mk. Dabei will aber erwogen sein, daß dort der ganze Farmerstand sich noch lange nicht von den Folgen des großen Krieges und den während jener Zeit erlittenen schweren Vermögensverlusten er-

holt hatte. Zu jener Ausfuhr müssen für normale Zeiten die sehr beträchtlichen Ausgaben derjenigen Personen gerechnet werden, die, sei es im Kaplande, sei es in Europa, allein oder mit ihren Familien, zu geschäftlichen Zwecken, zur Kindererziehung, zum Vergnügen, oder aus anderen Gründen weilen und Geld ausgeben.

Es ist also grundverkehrt, wenn man von kolonialbedenklicher Seite immer wieder die Berechnung wiederholt, daß es in Südwestafrika nur einige tausend Farmer und einige kleine Städtchen geben könne, und daß damit das Urteil über die Kolonie und über die Kosten, die sie verursacht hat, vom volks- und staatswirtschaftlichen Standpunkt aus gesprochen sei. Ein solches Urteil zeugt nur davon, daß diejenigen, die es aussprechen, sich von der Notwendigkeit eines besonderen Studiums der Wirtschaftsverhältnisse in solchen überseeischen Steppengebieten, deren wirtschaftlicher Besitz in erster Linie auf ihren Weidevorräten und auf den Erträgen einer extensiven Viehzucht beruht, dispensieren, und, sei es mit gutem, sei es mit bösem Willen, ins Blaue hinein urteilen. Es ist ein großer Vorzug des Engländers, daß er, bevor er urteilt, nach Tatsachen fragt (facts!) und dann die Tatsachen ohne irgend welche politische oder wirtschaftliche theoretische Voreingenommenheit zum Maßstabe seines Urteils macht. Für uns Deutsche bilden diesen Maßstab namentlich in kolonialen Dingen immer noch viel zu sehr statt der Tatsachen bloße Vorurteile. Der mangelnde Respekt und mangelnde Blick für das, was da ist, in der Natur wie im Wirtschaftsleben, ist auch ein Hauptgrund dafür, daß in unserer

Kolonialverwaltung, zu Hause wie draußen, so viele Fehler gemacht worden sind. Auch unser Beamtentum fragt oft zu wenig nach den Tatsachen und bemüht sich nicht immer, das Tatsächliche, das was Berücksichtigung verlangt und jede Nichtberücksichtigung und Verkennung unweigerlich straft, erst zu erkennen, bevor Maßnahmen getroffen werden. Die eigenen Theorien, Liebhabereien und Vorurteile kommen draußen auch in der Verwaltung öfters vor der ganz gewöhnlichen, nüchternen Tatsachenerkenntnis. Das gilt für Südwestafrika so gut wie für unsere anderen Kolonien, und erst wenn dieses Hauptübel mit dem Fortschreiten unserer kolonialen Erfahrung sich bessert, werden die vorgefaßten Ideen und Liebhaberexperimente, wird das tastende Versuchen ohne klare und praktische Grundlage aufhören, und dann werden in Südwestafrika wie anderwärts die Früchte reifen.

Natürlich ist es nicht möglich, einen normalen Farmbetrieb in Südwestafrika ohne ein gewisses Anfangskapital zu begründen, und da dieses Kapital für die Verhältnisse der meisten neuen Ansiedler hoch ist, so erhebt sich die Frage nach der staatlichen Unterstützung für die Besiedlung des Landes. Je nach den besonderen Verhältnissen des Ansiedlers und des Landesteiles wird die zur Gründung eines Farmbetriebs notwendige Summe etwas höher oder etwas niedriger sein können, aber als untere Grenze wird man immer noch den Betrag von etwa 20000 Mk. festhalten müssen. Unter 30—40 Kühen und einigen hundert Stück Kleinvieh kann der Farmer auch für den ersten Anfang seiner Wirtschaft nicht herabgehen, weil sich sonst der Zeitpunkt, wo der wirkliche

Betriebsgewinn eintritt, allzu sehr in die Ferne hinausschiebt. Allein das notwendige Vieh würde sich also auf mindestens 12000 Mk. Anschaffungskosten stellen. Dazu kommen die Aufwendungen für Karre und Zugvieh, für einen wenn auch noch so bescheidenen Hausbau, für Verpflegung und Unterhalt des Farmers und des notwendigen eingebornen Wirtschaftspersonals während der Zeit, da es noch keine Einnahmen gibt, für Brunnenbau, Garten und dergleichen, für allgemeine Ausrüstung, Überfahrt und erste Anzahlung auf das Land, so daß 20000 Mk. in der Tat als geringstes Kapital zur Farmgründung angesehen werden müssen. Damit aber wäre der Kreis, aus dem sich das Ansiedlertum für Südwestafrika rekrutieren müßte, so eng gezogen, daß viele und zum Teil gerade tüchtige Elemente unter den Ansiedlungslustigen in Deutschland gar nicht an die Auswanderung nach Südwestafrika denken könnten, wenn nicht grundsätzlich Beihilfen aus staatlichen Mitteln gewährt werden. Das ist denn auch in Südwestafrika von jeher geschehen. Der dem Gouvernement hierfür zur Verfügung stehende Fonds ist in letzter Zeit vermehrt worden und wird weiter vermehrt werden. Die Frage ist nun aber die, ob man auf dem Wege der staatlichen Beihilfe auch ganz gering bemittelten Leuten die Ansiedlung ermöglichen, oder nur solchen, die bereits selbst etwas Vermögen besitzen, einen Zuschuß geben soll. Im Prinzip ist zweifellos der letztere Weg zu befolgen, denn nur auf diese Weise ist es möglich, einen ganz ungemessenen Zudrang von zum teil sicher nicht nur mittellosen, sondern auch bereits in der Heimat gescheiterten Existenzen hintanzuhalten. Gerade die

Tatsache, daß ziffernmäßig keine bedeutende Anzahl von Ansiedlern in Südwestafrika untergebracht werden kann, berechtigt uns nicht nur, sondern nötigt uns direkt, eine Auswahl unter den Ansiedlungslustigen zu treffen, und im allgemeinen wird sich auch hierbei der Grundsatz bewähren, daß derjenige, der nicht nur eine ihm vom Staat gegebene Beihilfe, sondern auch ein ursprüngliches eigenes Vermögen bei der Wirtschaftsgründung riskiert, mehr Umsicht und Hingabe aufwenden wird, als der ursprünglich Mittellose, der ganz und gar auf Staatskosten zu wirtschaften anfängt. Der von den Engländern öfters in Ansiedlungssachen angewandte Grundsatz, daß die als Darlehen gewährte staatliche Beihilfe auf keinen Fall größer sein darf, als der Wert des eigenen Wirtschaftsvermögens des Ansiedlers, daß aber die Beihilfe entsprechend der Wertsteigerung desselben durch fleißige und erfolgreiche Arbeit gleichfalls vergrößert werden kann, wird auch für unsere Verhältnisse in Südwestafrika brauchbar sein. Im Einzelfall können ja, wenn für die Persönlichkeit eines Bewerbers besondere Garantien vorliegen, auch Ausnahmen von der Regel eintreten. Als direkt bedenklich muß es aber angesehen werden, wenn aus öffentlichen Mitteln eine besondere Ermunterung der Kleinsiedlung erfolgt, weil aus den bereits angeführten Gründen ein Vorwärtskommen der Kleinsiedler in größerer Zahl für die nähere Zukunft in Südwestafrika noch sehr unwahrscheinlich ist. Soweit die Bedingungen für das Gedeihen von Kleinsiedlern im Lande schon jetzt gegeben sind, wird sich die natürliche Entwicklung gerade nach dieser Richtung hin von selbst vollziehen,

wie das die praktische Erfahrung in Südafrika lehrt. Die staatliche Begünstigung des Kleinsiedlerwesens über die vorläufigen Erfordernisse der in Südwestafrika bisher erreichten Wirtschaftsstufe hinaus wird dagegen mit Sicherheit in einer ziemlich kurzen Frist zu wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Kleinsiedler, zu immer steigenden staatlichen Aufwendungen und außerordentlichen Hilfsmaßnahmen, und schließlich doch zum offenen Mißerfolg führen. Die Regierung aber wird dann von den verunglückten Ansiedlern für diesen Mißerfolg und von der Öffentlichkeit für die nutzlos aufgewandten Geldmittel verantwortlich gemacht werden.

Außer den Ansiedlungsbeihilfen müssen der Verwaltung reichliche Mittel für die wissenschaftliche Erforschung des Landes, für Versuchs- und Lehranlagen, für das Studium und die Bekämpfung der Tierseuchen und ähnliche Zwecke zur Verfügung stehen. In dieser Beziehung ist bisher gerade Südwestafrika unverantwortlich schlecht bedacht gewesen, und die Folgen davon sind nicht ausgeblieben.

Was die Frage größerer privater Kapitalsanlagen in Südwestafrika betrifft, so ist sie gelegentlich der Zulassung des Landerwerbs in erheblicherem Umfange als für die Zwecke der normalen Einzelwirtschaft genügt, bereits gestreift worden. An sich ist die Viehwirtschaft nach der extensiven Methode, wie sie in Südafrika und verwandten Wirtschaftsgebieten getrieben wird, eine der besten Kapitalsanlagen, die es gibt. Nur gilt auch hier der Satz: Das Auge des Herren macht das Vieh fett. Unternehmungen, deren geschäftliche Leitung nicht bei sachverständigen und

im Lande selbst seßhaften Persönlichkeiten, sondern bei irgend einem Direktorium in Deutschland liegt, von dem womöglich niemand das Wesen der südafrikanischen Farmwirtschaft kennt, werden immer Gefahr laufen, sich schlecht zu entwickeln oder direkte Mißerfolge zu erleiden. Auf einem ganz anderen Blatt steht natürlich die bergmännische Untersuchung des Landes auf das Vorkommen von nutzbaren Mineralien hin. Das Prospektieren im größeren Stil, zumal in überseeischen Gebieten, ist immer ein Risikogeschäft, das nur von kapitalkräftiger Seite unternommen werden soll. Nach dieser Richtung hin sind aber für Südwestafrika die Dinge gerade in letzter Zeit so weit in Fluß gekommen, daß sich ein genaueres Eingehen vom Standpunkt der allgemeinen Darstellung der Verhältnisse aus durch die bereits in Angriff genommenen praktischen Maßnahmen seitens der interessierten Kreise erledigt.

Kamerun und Togo.

Südwestafrika hat bei uns eine Zeit lang im Vordergrund des Interesses gestanden. Trotzdem sind die Vorstellungen von dieser Kolonie im Durchschnitt noch so irrig, daß eine präziser und stärker betonte Darlegung erforderlich schien. Für die Tropenkolonien wird, obwohl unsere Truppen dort nicht Jahre lang gefochten haben, die Aufgabe vielleicht eine etwas einfachere sein. Von den Tropen herrschen bei uns zu Hause im Durchschnitt auch richtigere Vorstellungen, und für sie ist die Anknüpfung an das vorhandene populäre Wissen leichter. Einer stärkeren Korrektur bedarf die heimatliche Durchschnittsvor-

stellung hier nur in zwei Punkten: erstens bezüglich des Verhältnisses von Plantagenwirtschaft und Eingeborenenproduktion, zweitens in der prinzipiellen Auffassung der Eingeborenenfrage. Wir werden daher hiervon noch etwas ausführlicher zu handeln haben.

Für Kamerun wie für Togo ist das nächste, was zu geschehen hat, die Durchführung der notwendigen Eisenbahnbauten ins Hinterland. Damit ist das Wesentliche, was für den wirtschaftlichen Fortschritt und die Verwirklichung einer kolonialen „Rentabilität", wie wir den Begriff eingangs aufgestellt haben, für diese Länder getan werden muß, auch schon geschehen. Sobald erst günstige Verhältnisse für Verkehr und Transport vorhanden sind, kommen die Produktion und der Handel mit den Produkten in den aufgeschlossenen Gebieten von selber hinterher. Auch die wichtige Frage, ob auf dem inneren Hochland von Kamerun eine Ansiedlung von Weißen in dem Sinne möglich ist, wie sie an verschiedenen Stellen auf den ostafrikanischen Plateauländern möglich erscheint, wird damit bald von selbst ihre Entscheidung finden. Im Zusammenhang mit der Eisenbahnfrage ist für Kamerun auch die Notwendigkeit einer Verbesserung der Hafenverhältnisse in Duala zu erwägen, die aber auch bereits durch die Firma, die den Bau der Eisenbahn nach dem Manengubagebirge übernommen hat, vorbereitet wird. Von den beiden Barren im Kamerunfluß macht die erste, seewärts gelegene, wenig Schwierigkeiten; sie kann auch ohne besondere Beseitigungsarbeiten durch geschickte Navigation überwunden werden. Die obere Barre dagegen, die etwa eine Viertelstunde vor Duala in der

Mündung des Wuri liegt, muß durch Baggerarbeit passierbar gemacht werden. Sie weist bei Hochwasser, je nach Stand der Gezeiten, zwischen 16 und 18 Fuß Wassertiefe auf, ist also für große Ozeandampfer ein absolutes Hindernis, bis an die Stelle zu gelangen, wo etwa einige Kilometer flußaufwärts auf dem rechten Wuriufer bei Bonaberi der Anfangspunkt der Binnenlandbahn liegt. Oberhalb der Barre ist bis Bonaberi wiederum so tiefes Wasser, daß die größten Schiffe unmittelbar am Ufer vor Anker gehen können. Die Barre besteht, wie die Untersuchungen im vorigen Jahre gezeigt haben, aus festgelagertem Sand, und es wird daher von sachverständiger Seite als wahrscheinlich bezeichnet, daß nach der einmaligen Durchbaggerung die Spülung durch den Gezeitenstrom entweder allein für sich, oder mit geringer Nachhilfe durch einen dauernd stationierten Bagger, ausreichen wird, um die einmal geschaffene Fahrrinne dauernd offen zu halten, Sobald die Barre durchgebaggert ist, kann Duala den Anspruch erheben, der beste Hafen an der ganzen afrikanischen Westküste zu sein.

In Togo sind ähnlich günstige Voraussetzungen für die Schaffung einer bequemen Landungsgelegenheit nicht vorhanden. An der französischen Nachbarküste soll, wie es heißt, an einer Stelle, wo die Tiefenverhältnisse unmittelbar am Ufer besonders günstig liegen, der Versuch gemacht werden, einen wirklichen Seehafen anzulegen, und zwar unter Benutzung der hinter einer schmalen Strandnehrung gelegenen Lagune. Ob es dazu kommen wird, mag dahingestellt bleiben. Die Landungsbrücke in Lome reicht für absehbare Zeit immer noch aus, um selbst einen ge-

steigerten Verkehr mit dem Hinterlande zu bewältigen, und besser als in Lome liegen die Verhältnisse an einer ganzen Reihe wichtiger Landungsplätze an der Westküste innerhalb der französischen und englischen Besitzungen auch nicht.

Diejenige Frage, die nicht nur für unsere beiden westafrikanischen Tropenkolonien, sondern auch für Ostafrika, nächst dem Eisenbahnbau, als die wichtigste erscheint, ist die Eingeborenenfrage — genauer gesagt, die Frage nach einer zweckmäßigen Organisation für die Ausnützung der Arbeitskräfte der Eingeborenen. Wir sahen, daß in Südafrika dieses Problem insofern sehr vereinfacht ist, als die Eingeborenen durch die Inbesitznahme des Grund und Bodens seitens der Weißen nicht mehr die Möglichkeit haben, wie früher eine Existenz als selbständige Viehzüchter zu führen, daß sie also, um leben zu können, bei den Weißen in Arbeit gehen müssen. Damit ist die Frage der Eingeborenen-Arbeit — nicht auch die Eingeborenen-Politik als solche — nach dieser Seite hin erledigt. Für die Tropenkolonien liegt aber ein solcher Zwang nicht vor. Mit wenigen Ausnahmen, namentlich der adligen Fulahs, der Bororos und der handeltreibenden Haussas in Kamerun und Togo, sind die Eingeborenen dieser Gebiete Ackerbauer, und die Feldbestellung vollzieht sich in der Weise, daß die Weiber die Hauptarbeit dabei leisten. Man kann nicht sagen, daß die Männer durchweg eine arbeitslose Existenz führen; der Hausbau z. B. und gewisse andere Beschäftigungen liegen vorzugsweise ihnen ob, aber im wesentlichen stehen die Dinge doch so, daß der Besitz eines oder mehrerer Weiber den Mann der Notwendig-

keit einer regelmäßigen und angestrengten Arbeit für den Erwerb des Lebensunterhaltes überhebt. Der Neger in Kamerun oder Togo ist, von den ganz barbarischen Stämmen im Waldlande abgesehen, nicht absolut arbeitsscheu, und er hat auch eine gewisse Vorstellung davon, daß die Arbeit für den Weißen ihm einen Ertrag an begehrenswerten und begehrten Gütern bringt; aber seine Neigung zur Arbeit ist, entsprechend seinen geringen Bedürfnissen und der Leichtigkeit, mit der der gewöhnliche Lebensunterhalt dem Boden abgewonnen werden kann, doch recht gering. Zum Teil wird sich dieser Zustand sicher von selber bessern, wenn der Eisenbahnverkehr und mit ihm der Handel in größerem Maßstabe ins Innere dringt. Wo Handelsgüter hinkommen, die den Verhältnissen eines bestimmten Landstriches und Volkes angepaßt sind, da erwecken sie mit der Zeit von selbst einen Bedarf, und um den Bedarf zu befriedigen, greift der Eingeborene zur Arbeit, fängt an die Güter zu produzieren, die der Weiße für seine Waren braucht. So sicher eine derartige Entwickelung erwartet werden kann, so optimistisch wäre aber doch die Annahme, daß sie allein sich selbst überlassen mit der wünschenswerten und für die wirtschaftliche Rentabilität der Kolonien notwendigen Schnelligkeit voranschreiten wird. Es wird also notwendig sein, einen gewissen Druck auf die Eingeborenen auszuüben, daß ihre Arbeitsleistung sich erhöht und beschleunigt. Hier fällt sofort von Seiten der Verfechter einer ausschließlich philanthropischen, mit der afrikanischen Wirklichkeit und ihren Erfordernissen nicht hinreichend vertrauten Richtung das verurteilende Wort: „Arbeits-

zwang!“ Trotzdem darf uns ein solches Schlagwort nicht hindern, das Recht, daß wir den Neger mit geeigneten Mitteln zu einer Arbeitsleistung, die dem wirtschaftlichen Fortschritt unserer Kolonie, und damit unserer eigenen nationalen Wohlfahrt dient, nötigen, prinzipiell und praktisch in Anspruch zu nehmen. Natürlich ist es vom Standpunkt der Humanität wie der richtigen wirtschaftlich-politischen Einsicht aus gleichermaßen ausgeschlossen, diesen Zwang zur Arbeit in einer brutalen, die Leistungsfähigkeit des Eingeborenen nicht ausbildenden und verbessernden, sondern erschöpfenden und zu gewaltsamer Widersetzlichkeit aufreizenden Weise zu verwirklichen. Wenn man den Arbeitszwang so versteht, wie ihn die Spanier nach der Inbesitznahme der westindischen Inseln ausgeübt haben, wo das System der gleichzeitigen Zuweisung von Land und Eingeborenen an die Weißen in wenigen Jahrzehnten die vollständige Ausrottung der dortigen Indianer zur Folge hatte, oder wenn sich dabei Zustände herausbilden, wie im Kongostaat, wo die Eingeborenen von Obrigkeits wegen verstümmelt und niedergeschossen werden, um ihren Eifer in der Einsammlung von Kautschuk aufzubessern, so ist derartiges schlechthin verwerflich, und zwar nicht weniger deshalb, weil es den Geboten der Menschlichkeit widerspricht, als aus dem Grunde, weil es mit Notwendigkeit zu wirtschaftlich und politisch gleich schädlichen und unhaltbaren Zuständen führt. Unter der Voraussetzung aber, daß solche und ähnliche Zustände, die dem sittlichen Empfinden und der praktischen Einsicht der betreffenden Nation Unehre machten, nicht entstehen, ist dauernde und

rationelle Heranziehung der Eingeborenen zur Arbeitsleistung, sowohl für öffentliche, als auch für privatwirtschaftliche Zwecke, in den Kolonien mit aller Bestimmtheit als ein Punkt erster Ordnung in das Programm unserer Kolonialwirtschaft aufzunehmen. Am meisten ist in dieser Beziehung bisher in Togo geleistet worden. Das Wegenetz dieser Kolonie, das die Bewunderung und den Neid unserer Nachbarn erregt, ist zum weit überwiegenden Teil durch Steuer- oder Tributarbeit der Eingeborenen hergestellt worden, und zwar ohne daß es dabei zu Unzuträglichkeiten oder inhumanen Härten gekommen wäre.

Unsere Kolonialwirtschaft muß grundsäszlich unter dem doppelten Gesichtspunkt der Bodennutzung und der Eingeborenennutzung geführt werden. In Südwestafrika ist das Verhältnis, wie wir gesehen haben, dieses, daß der weiße Ansiedler die Bodennutzung durch direkte Besitzergreifung des Grund und Bodens vornimmt, und den Eingeborenen, den er nicht entbehren kann, um die Bodennutzung zu verwirklichen, als Lohnarbeiter in der Viehwirtschaft und im Hause verwendet. In den Tropenkolonien kann die Bodennutzung, vom reinen Plantagenbetrieb abgesehen, überhaupt nur auf dem Umwege über die Nutzung der Eingeborenenarbeit geschehen, denn das hauptsächlichste Produktionsmittel, der Grund und Boden, verbleibt ja im Besitz des Eingeborenen. Soll also die ganze Kolonialwirtschaft in den Tropen ihren Zweck erreichen, so können wir uns hierfür nicht davon abhängig machen, wie viel Arbeit der kulturell und wirtschaftlich unentwickelte Eingeborene aus freien Stücken für unser koloniales Wirtschaftsziel leistet.

Der Fehler, der bei der Nötigung zur Arbeit dem Eingeborenen gegenüber vermieden werden muß, ist der, daß man dabei das Ziel, den Eingeborenen selbst durch die Erziehung zur Arbeit wirtschaftlich zu heben, aus dem Auge läßt. Soweit ein Arbeitszwang erforderlich ist, soll er zunächst die notwendige Kraftleistung betreffen, ohne den Wegebau-, Pflanzungsbetrieb und Steigerung der Volkskultur nicht vor sich gehen können. Dies nächste Ziel ist aber nicht das letzte. Das fernere Ziel ist vielmehr, den Eingeborenen dadurch, daß ihm auch ein angemessener Anteil an den Werten zugute kommt, die seine Arbeit schafft, und dadurch, daß er diesen Nutzen der Arbeit für sich selbst begreifen lernt, wohlhabender, bedürfnisreicher und konsumkräftiger zu machen. Der Arbeitszwang muß also so gehandhabt werden, daß er eine Landschaft nicht verödet, sondern bereichert, die eigenen Kulturen der Eingeborenen nicht beeinträchtigt, sondern verbessert, sie erweitert und ihre Produktion den Bedürfnissen des Handels entsprechender macht. Natürlich muß hiermit eine große politische Vorsicht verbunden sein. Wenn die eingeborene Bevölkerung zahlreicher und wohlhabender wird, so bedeutet das für unseren Handel zwar eine Steigerung der Produktion wie des Konsums in der Kolonie, aber es darf nicht zugleich eine Stärkung der Eingeborenen in dem Sinne bedeuten, daß sie dadurch angereizt werden, sich der Vorherrschaft der Weißen in ihrem Lande zu entledigen. Das Beispiel der autonomen Negerstaaten mit einer gewissen europäisch beeinflußten Halbkultur, wie Haiti oder Liberia, zeigt, welch ein Zerrbild in politischer und moralischer Beziehung und

welche Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse auf diese Weise entsteht. Der Neger ist an sich nicht unfähig zu einer selbständigen Staatenbildung, aber das sind dann barbarische und bluttriefende, der europäischen Kultur und dem europäischen Wirtschaftsleben mehr oder weniger unzugängliche, wenn auch in ihrer Art manchmal großzügige Gebilde, wie das frühere Lundareich, wie Dahome, Aschanti, die eingeborenen Reiche am Tschadsee, und ähnliche Staaten aus der Zeit vor der Aufteilung Afrikas unter die Weißen es waren. Zu zivilisierten, wenn auch den primitiven Verhältnissen Afrikas angepaßten Formen, zu einer staatlichen Organisation, die Sicherheit für Leben und Eigentum, Handel und Wandel, wirtschaftliche und moralische Entwicklung gewährt, vermag es der afrikanische Neger aus eigener Kraft ohne Beherrschung durch die weiße Rasse nicht zu bringen. Die Folgen, die etwa ein siegreicher Eingeborenenaufstand in Südafrika oder in den europäischen Kolonien an der Westküste für die allgemeine Kultur und den Zusammenhang dieser Gebiete mit Weltwirtschaft und Welthandel hätte, wären so schlechthin zerstörend und grauenhaft, daß sie gar nicht auszudenken sind. Die europäischen Kolonialvölker müssen also ebenso sehr um ihres eigenen Interesses wie um der Wohlfahrt der Eingeborenen-Gebiete willen, die sie in Afrika unter ihre Herrschaft genommen haben, mit aller Energie darauf bedacht sein, daß ihre Kolonien ihnen, was die militärische Sicherstellung gegenüber den Eingeborenen betrifft, jederzeit fest in der Hand liegen. Man darf sich durch keine noch so überraschende Entwicklung unter den Eingeborenen

darüber täuschen lassen, daß der Neger, mag er nun Hosen tragen oder nicht, mag er einen akademischen Grad von irgend einer schwarzen Universität besitzen, oder im Busch seinem Nachbarn auflauern, um sein Fleisch zu fressen, einzig und allein vor der handgreiflichen, ihm täglich und stündlich fühlbaren materiellen Übermacht Respekt hat. Nur so lange ist er ein friedlicher, gehorsamer Untertan, Ackerbauer, Pflanzer und Händler, als er davon überzeugt ist, daß der Weiße, der unter ihm lebt, der stärkere ist. Der westafrikanische Neger ist nicht unintelligent; im Gegenteil, er legt oft Proben von Scharfsinn und Aneignungsgabe ab, die den Weißen in Erstaunen setzen. Bei dieser Fähigkeit zur rezeptiven geistigen Aneignung bleibt es aber im allgemeinen; Charakterfestigkeit und selbständige sittliche Tüchtigkeit, moralische Widerstandskraft um der eigenen freien Überzeugung willen, sind Kräfte, an denen die Negerseele, bisher wenigstens, einen viel zu geringen Anteil hat, als daß man irgend welches Zutrauen zu der Fähigkeit der Rasse fassen könnte, sich selbst zu regieren und ohne Beherrschung durch die Weißen ein nützliches Element in dem politischen und ökonomischen Gesamtorganismus der Menscheit zu bilden. An dieser Tatsache können vereinzelte wirkliche oder angebliche Erfahrungen mit besonders gearteten Individuen, die sich unter besonderen erzieherischen Einflüssen in günstiger Richtung entwickelt haben, nichts ändern. Namentlich was den häufigen Hinweis auf gewisse Erfahrungen unter den nordamerikanischen Negern angeht, so ist darauf zu erwidern, daß gerade die hervorragendsten unter diesen zweifellos keine reinen

Neger mehr sind, sondern mehr oder weniger stark mit dem Blute der weißen Rasse vermischt. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch die Einrichtung von Schulen für die Eingeborenen unserer afrikanischen Kolonien beurteilt werden, und ebenso die Heranziehung von besser unterrichteten, besonders für diesen Zweck ausgebildeten Schwarzen zu dem Bureaudienst bei den kolonialen Behörden. Bei richtiger Handhabung des Schulwesens für die Schwarzen, bei richtiger Behandlung des schriftkundigen, eingeborenen Personals, wird es zwar möglich sein, das Unheil, das sonst von dieser Seite kommen kann, zu vermeiden. Was aber bei einem verkehrten Vorgehen in der Frage der Eingeborenen-Bildung für Gefahren entstehen, darüber sollte die sogenannte äthiopische Bewegung in Südafrika jeden Zweifler belehren.

Was für diese Seite der Eingeborenen-Frage in den westafrikanischen Kolonien gesagt worden ist, das gilt unter Berücksichtigung der vorhandenen Verschiedenheiten natürlich auch für Ostafrika. Eine besondere Aufmerksamkeit erfordert aber, sowohl für einen Teil des Inneren von Kamerun und Togo als auch für ausgedehnte Gebiete in Ostafrika, der Islam. Nordtogo, Adamaua und große Landstriche in Ostafrika sind muhammedanisch, und der Islam hat in seiner afrikanischen Ausprägung zweifellos eine große innere Werbekraft unter den Negern, mit der auch für die Zukunft noch gerechnet werden muß, nachdem die gewaltsame Bekehrung durch die Eroberungszüge der muhammedanischen Fürsten und Stämme in den europäischen Schutzgebieten aufgehört hat. Wir erinnern an die Lamidos, die muhammedanischen

Fulahfürsten in Adamaua, die samt ihrem Anhang durch die deutsche Schutzherrschaft um den wichtigsten Teil ihrer früheren Einkünfte und Erträge vermittelst der Sklavenjagden in den sogenannten Heidenländern gebracht sind. Die Folge davon ist eine fortschreitende Verarmung der Fulahs, die aber keinen Einfluß auf ihr alteingewurzeltes Selbstgefühl als die bessere zur Herrschaft und zum Genießen bestimmte Rasse ausübt. Hier liegt eine gefährliche Wurzel für die Entstehung eines politischen Widerstandes, einer Aufstandsgefahr aus dem Zusammenwachsen von materiellen und religiösen Motiven. Auch der Handel nach dem inneren Sudan und durch die große Wüste nach den Mittelmeerländern hat größtenteils aufgehört, für die einstigen Herren von Adamaua eine Quelle des Gewinnes zu sein, und in der Unzufriedenheit über diesen Wechsel sind die Fulahs und die früher herrschenden Klassen in den nördlichen Tschadseeländern einig. Es ist eine Tatsache, daß der Einfluß des Ordens des Senussi, der Vertreter des antieuropäischen und antikulturellen Richtung im Islam, die zugleich das alte Ideal der kriegerischen Weltherrschaft der Muhammedaner vertritt, von Nordafrika her nicht nur bis nach den Haussaländern, sondern auch bis Adamaua vorhanden ist. Diese Dinge muß man wissen und beherzigen, um auf die Ereignisse vorbereitet zu sein, die sie eines Tages im Gefolge haben können.

Auf solche Erwägungen muß die ganze Organisation, welche wir der Eingeborenenarbeit in unseren Tropenkolonien geben, ebensogut mitbegründet sein, wie auf gewöhnliche Verpflegungsrechnungen und

Kostenanschläge. Im einzelnen werden wir uns für Kamerun vorzustellen haben, daß innerhalb der großen Urwaldzone, soweit die Wirkung der neuen Bahnbauten reicht, auf dem erstklassigen Boden Plantagen entstehen, und daß außerdem eine kräftige Ausbeutung der in Menge vorhandenen wertvollen Hölzer, die bisher wegen der Transportschwierigkeiten nicht geschehen konnte, vor sich geht. Andere Teile der Waldregion, namentlich der ganze hunderte von Kilometern tiefe Urwald des Südens, werden für eine rationelle Ausgestaltung der Kautschukwirtschaft gebraucht werden. Süd-Kamerun ist jetzt das eigentliche Kautschukland, wo die kostbaren Bäume in den stärksten Beständen wachsen. Man ist schon am Werke und wird je länger desto energischer darauf halten müssen, daß an Stelle des jetzt noch überwiegend herrschenden Raubbaus eine rationelle Bewirtschaftung, Schonung und regelmäßige Neupflanzung der Kautschukbestände tritt, vielleicht nach dem im Kongogebiet angewandten System, daß die Kautschukfirmen für jedes ausgeführte Kilogramm Kautschuk den Nachweis liefern müssen, daß sie eine bestimmte Anzahl von jungen Kautschukbäumen gepflanzt haben. Allerdings erfordert sowohl die Beaufsichtigung der jetzigen Ausbeute unter den wildwachsenden Kautschukbeständen, als auch die Durchführung einer regelmäßigen Kautschuk-Kulturwirtschaft ein viel bedeutenderes Personal, als dem Gouvernement jetzt zur Verfügung steht. Das Ziel, das erreicht werden soll und kann, ist aber auch bedeutender Ausgaben wert. Es ist nicht nur mit einer Vermehrung der Stationen und Truppenposten getan,

sondern es müssen auch wirklich sachversändige Aufseher in dem kautschukhaltigen Waldgebiet stationiert werden. Mit einem halben Dutzend Leuten ist es in einem Gebiet von 100 000 Quadratkilometern aber nicht getan.

Im Grasland wird das Hauptaugemerk auf die Eingeborenenkultur an Agrarprodukten, einschließlich der Ölgewinnung, zu legen sein. Die Ölpalme ist übrigens ausgedehnten Strecken des Waldlandes wie des Graslandes gemeinsam. Eine besondere Aufmerksamkeit erfordert die Eingebornen-Produktion in dem großen Gebiet der vulkanischen Verwitterungsböden von Nordwest-Kamerun. Hier gibt es neben vollkommen friedlichen Stämmen, wie z. B. die Bamumleute sind, auch Landschaften, die noch nicht mit Sicherheit als pazifiziert gelten können, wie z. B. das volkreiche und wichtige Bali-Kumbat zwischen Bamum und den eigentlichen Baliländern. Auch diese selbst müssen noch mit einiger Vorsicht behandelt werden. Die Balis sind sehr zahlreich, sehr kräftig; sie besitzen notorisch aus der Zintgraffschen Zeit her eine nicht genau festzustellende, aber jedenfalls nicht geringe Anzahl von Hinterladern, und sie stehen schließlich in besonders hohem Grade unter dem Einfluß des Zauber- und Fetischwesens. Was für Folgen das unter Umständen haben kann, haben wir kürzlich in Ostafrika gesehen. Im Baligebiet und in dem ganzen weiten Ausdehnungsbereich der vulkanischen Verwitterungsböden bildet die Organisaiton der Eingebornenkulturen weitaus die wichtigste wirtschaftspolitische Aufgabe. Diese hochgelegenen Gebiete sind für eigentliche Tropenkulturen wohl schon zu kühl, wenn auch die Öl-

palme immer noch in ihnen gedeiht. Neben ihren Erzeugnissen werden wir auf die übrigen Ölfrüchte, Erdnüsse und das in Ostafrika wie in Westasien viel und mit Erfolg angebaute Sesam, ein besonderes Augenmerk richten müssen. An direkten Nahrungspflanzen kommt hier der Mais vorzüglich fort, und da er auf beschränkterem Raum die Gewinnung eines größeren Quantums von Nährstoffen gestattet, als sie die verschiedenen Knollenfrüchte enthalten, die jetzt von den Eingebornen vorzugsweise zu Nahrungszwecken angebaut werden, so wird man die Maiskultur schon aus dem Grunde fördern müssen, um möglichst viel Platz für die eigentliche Exportproduktion zu gewinnen. Für diese wird die erste Rolle voraussichtlich die Baumwolle spielen, und zwar nicht nur in Form der von Europäern betriebenen und geleiteten Großwirtschaft, sondern auch in der des Kleinbetriebes der Eingebornen. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sich von Jahr zu Jahr eine stärkere Verschiebung in der Baumwollproduktion von der Seite der früheren, großen, mit Sklaven unterhaltenen Plantagenbetriebe auf die der mittleren und kleinen Negerfarmen vollzogen. Von großem Vorteil für die schnellere Entwicklung der Wirtschaft in Nordwest-Kamerun ist es, daß die dortigen Stämme überwiegend unter einer kräftigen Häuptlingsverfassung stehen. Der Häuptling, seine nächsten Angehörigen und eine Klasse, die man am ehesten als Adlige bezeichnen könnte, sind überwiegend im direkten Besitze des Grund und Bodens. Daneben gibt es freie Leute, die entweder ein Gewerbe betreiben oder von den Großgrundbesitzern Land unter verschiedenen Formen

zur Nutznießung haben, und außerdem existiert eine große Masse von Halbfreien oder Hörigen, zum Teil auch wirklichen Sklaven, die die Arbeit auf dem Felde besorgen. Welche Richtung nun die Produktion im Lande nehmen und mit welcher Intensität sie betrieben werden soll, das hängt im weitgehendem Maße von dem Wunsch und Willen des Häuptlings und der Grundbesitzer ab. So hat z. B. das Gouvernement von Kamerun im vorigen Jahre einen besonderen landwirtschaftlichen Beamten nach Bamum geschickt, dessen Aufgabe es ist, die Baumwollproduktion im Lande vorzubereiten und in Fluß zu bringen. Diesem ist es gelungen, den sehr intelligenten und fortschrittlich gesinnten Häuptling von Bamum, Joja, dazu zu bringen, daß er an der Ostgrenze seines Gebietes, am Flusse Mbam, innerhalb des breiten Urwaldstreifens, der den Fluß begleitet, ein ausgedehntes Stück Land zur Anlage einer Baumwollpflanzung hat roden lassen. Während der diesjährigen Regenzeit sind dort voraussichtlich die ersten Pflanzungsversuche gemacht worden. Im übrigen ist die Baumwolle in ganz Nordwest-Kamerun wie in Adamaua von Alters her als Faserpflanze gekannt und benutzt, nur daß seit dem Eindringen der europäischen Kattune das einheimische Spinnen und Weben, ebenso wie in Togo, stark zurückgegangen ist. Es liegt auch gar nicht in unserem Interesse, diese alten Gewerbe der Einheimischen wieder zu beleben; im Gegenteil — was jetzt angestrebt wird, ist lediglich der Baumwollanbau, während der Bedarf der Eingebornen an deutschen Baumwollgeweben gerade noch weiter entwickelt und ihre Kaufkraft hierfür durch die Exportkultur der

Rohbaumwolle gesteigert werden soll. Im östlichen Teile des Gebietes von Bamum wird sich die Kultur insofern den eigentümlichen Gelände- und Bodenverhältnissen anpassen müssen, als dort in erster Linie nur die zahlreichen Fluß- und Bachtäler mit ihren breiten, jetzt zum größten Teil versumpften und von Raphiadickichten erfüllten Schwemmlandstrichen höheren Ansprüchen an die Bebauungsfähigkeit genügen. Auf den dazwischen liegenden schildförmigen Erhebungen enthält der Boden an der Oberfläche vielfach so große Mengen von Laterit-Eisenstein, daß er schwer anbaufähig ist.

Östlich von Bamum, jenseits des Mbam, dehnen sich die großen Stammesgebiete der Tikar und Wute als ein besonders geartetes Land zwischen dem südlichen Adamaua und der Urwaldregion jenseits des Sanaga aus. Diese Landschaften haben von altersher stark unter den Sklavenjagden der Fulahs gelitten und sind infolgedessen noch heute sehr ungleichmäßig und undicht besiedelt, ja auf ausgedehnten Strecken, namentlich längs der früheren Grenzen von Adamaua, fast entvölkert. Die vulkanische Bodenbedeckung erstreckt sich nicht bis hierher, und die Oberfläche besteht fast durchweg aus reinem Gneislaterit. Dieser aber ist, wie die Pflanzungen der Eingebornen zeigen, an vielen Stellen von genügender Fruchtbarkeit, um eine kräftige Produktion von Nutz- und Nahrungspflanzen zu ermöglichen. Es wird daher das Ziel unserer Wirtschaftspolitik in diesem Teil von Kamerun sein mässen, die Bevölkerungsziffer möglichst zu heben und die jetzt noch vielfach in versteckten Winkeln zerstreuten Eingebornen an den natürlichen

Verkehrslinien und in denjenigen Gebieten, die sich durch höhere Fruchtbarkeit auszeichnen, zusammenzuziehen. Diese Politik wird von uns, wie von den übrigen Kolonialmächten im tropischen Afrika, schon jetzt nach Möglichkeit verfolgt; sie hat aber zur Voraussetzung, daß die Kontrolle durch die Verwaltung überall wirksam genug ist, um die Ausbeutung der Leute durch das Karawanen-, Händler- und Trägerwesen zu verhindern.

In Adamaua selbst muß unser Augenmerk zunächst darauf gerichtet sein, die Viehzucht der Einheimischen zu heben. Ein besonderer Fulahstamm, die Bororos, die im Gegensatz zu der seßhaft gewordenen Adels- und Kriegerkaste die alte Lebensweise des Fulahvolkes als Rindernomaden noch bis auf den heutigen Tag fortsetzten, ist ein Hauptfaktor für den Viehbesitz und die Viehzucht in Adamaua. Außer diesen und den ansässigen Fulahs sowie ihren früheren Untertanen in den unterworfenen Gebieten sind aber auch noch die sogenannten Heidenstämme in den Gebirgen von Mitteladamaua ein wertvoller wirtschaftlicher Faktor. Schon jetzt macht es sich bemerkbar, daß diese Heiden, denen früher zum großen Teil auch das flache Land zwischen den Gebirgen gehörte, die aber vor dem Einbruch und den Sklavenjagden der Fulahs in die Berge flüchteten, sich wieder auszubreiten und kräftigere wirtschaftliche Lebensformen zu zeigen anfangen. Dieser Entwicklung muß die Regierung mit allen geeigneten Mitteln Vorschub leisten, denn auf diese Weise werden die ausgedehnten, jetzt zum größten Teile unbewohnten und unbenutzten Steppenländereien im

mittleren Adamaua am ehesten wieder für Viehzucht, daneben aber auch an den Flußläufen für den Ackerbau nutzbar gemacht werden. Für ganz Adamaua aber und das gesamte Ländergebiet nordwärts bis zum Tschadsee müssen wir uns stets die Notwendigkeit einer ausreichenden und rechtzeitigen militärischen Sicherung vor Augen halten. Es handelt sich hier, wie bereits bei früherer Gelegenheit angedeutet wurde, um mehrfache Möglichkeiten einer zukünftigen Aufstandsgefahr, und unter diesem Gesichtspunkt wäre die Frage allerdings zu erwägen, ob es sich nicht doch empfehlen würde, die Eisenbahn nach Nord-Kamerun über Bamum hinaus, sei es auf Joko, sei es auf Tibati zu, weiter zu bauen. Die Erreichung eines dieser beiden Punkte mit der Eisenbahn würde hinreichen, um eine Basis für die militärische Sicherung von Gesamt-Adamaua zu haben.

Etwas anders als in Kamerun gestalten sich die nächsten Aufgaben unserer Wirtschaftspolitik in Togo. Sie sind vor allen Dingen deshalb einfacher, weil wir es in Togo weder mit besonders prädestinierten Pflanzungsgebieten noch mit Urwaldbeständen von nennenswerter Ausdehnung zu tun haben. Ganz Togo bildet ein einheitlich verwertbares, überwiegend auf dem Wege der Volkskultur der Eingebornen zu organisierendes Wirtschaftsgebiet. Hier tritt vorläufig jede andere Aufgabe an Wichtigkeit hinter der einen zurück, durch Eisenbahn- und Straßenbau ein System von Verkehrswegen zu schaffen, das die ganze Produktion des Landes an sich saugt und einheitlich nach der kurzen deutschen Küste hin zusammenleitet. Die Arbeiten des kolonialwirtschaftlichen Komitees

in Berlin haben gezeigt, daß es möglich ist, den Baumwollenbau als Volkskultur bei den Eingebornen einzuführen. Es muß Sache der Verwaltung sein, nunmehr auf demselben Wege so lange fortzufahren, bis das Ziel einer auf dem Weltmarkt ins Gewicht fallenden Produktionshöhe an Baumwolle erreicht ist. In keiner deutschen Kolonie sind bisher die Leistungen der Verwaltung, sowohl des Gouvernements als auch besonders der einzelnen Bezirksämter, in der Heranziehung der eingeborenen Bevölkerung zu Arbeitszwecken für den öffentlichen Nutzen so erfolgreich und glücklich gewesen, als in Togo. Man darf getrost sagen, daß hier nur auf den betretenen Wegen weiter gegangen zu werden braucht, um in absehbarer Zeit Ergebnisse zu erzielen, die auch für die große Öffentlichkeit ins Auge fallen werden. Die Eingeborenen von Togo gelten als friedlich und fleißig. Beides muß natürlich unter tropisch-afrikanischem Gesichtspunkt verstanden werden, d. h. die Leute sind friedlich, soweit ihnen die überlegene Autorität der Weißen in ihrer Mitte feststeht, und sie sind fleißig insofern, als gewisse Ansätze zur Bereitwilligkeit vorhanden sind, nicht nur für den unmittelbaren Lebensbedarf, sondern auch darüber hinaus Güter zu erzeugen. An und für sich sind auch die Togoneger, die übrigens bei weitem nicht einen einheitlichen Stamm repräsentieren, sondern in eine große Anzahl verschiedener Völkerschaften zerfallen, mit ihrem freiwillig übernommenen Arbeitspensum am Ende, wenn für Nahrung und Unterkunft gesorgt ist. Der länger dauernde Verkehr mit den Weißen und mit den innerafrikanischen Handelsvölkern, namentlich

den Haussas, für deren Handelszwecke Togo seit langer Zeit in mehrfacher Richtung ein notwendiges Durchgangsgebiet bildet, hat aber bei einigen Stämmen die Bedürfnisse und Anforderungen bezüglich der Lebenshaltung bereits etwas höher entwickelt. Ohne die Haussas wären die Anfänge eines größere Räume umspannenden westafrikanischen Binnenhandelsverkehrs weder in Kamerun und Togo noch im ganzen Nigergebiet möglich gewesen. Der höher entwickelte Eingeborene wird auch in unseren Kolonien immer ein notwendiges Zwischenglied für die Beeinflussung der minder entwickelten Masse bilden. In dem volkreichen, politisch vorgeschritteneren Teil von Kamerun werden die Häuptlinge und ihr Anhang das meiste für die Arbeitssteigerung der produzierenden Menge tun können; in Adamaua, in dem östlichen Teil des Kameruner Graslandes und in Togo, wo entweder die politische Organisation der Eingeborenen eine lockere und unbeständige, oder die Bevölkerungsdichte eine geringere ist, wird man sich zur Erreichung des Zieles auch auf die eingeborenen Zwischenhändler, d. h. vor allen Dingen auf die Haussas, stützen müssen. Der Haussa will vom Handelsgewinn leben; wo sich eine Möglichkeit dazu bietet, dort sucht er sie auf. Wohin die Produkte sich richten, die er kauft oder verkauft, ob nach England, Frankreich oder Deutschland, ist ihm natürlich vollkommen gleichgültig. Er geht die Wege, auf denen für ihn der größere Vorteil liegt. Entwicklung des Verkehrsnetzes und scharfe Grenzbeaufsichtigung sind daher in Togo, wo wir es überwiegend mit lockeren politischen Formen und einer großen Zersplitterung der

Stämme zu tun haben, und daher durch die Häuptlinge jedes Mal nur auf einen kleinen Kreis von Dörfern wirken können, ein doppelt notwendiges Erfordernis. Wenn diesem Erfordernis aber Genüge geschieht, so wird die intensive Unternehmungslust der eingeborenen Händler im Verein mit dem steten, zielbewußt und verständig nach der geeigneten Richtung hin wirkenden Druck der Verwaltung die selbständige Produktion der Bevölkerung, die namentlich in den Nordbezirken von Togo von ganz erheblicher Dichte ist, mit Sicherheit zu der gewünschten Entwicklung bringen.

Wenn in diesen Ausführungen immer wieder der Wert und die Notwendigkeit der Eingeborenen-Kulturen betont worden ist, so ist das deshalb geschehen, weil in weiteren Kreisen bei uns in Deutschland die koloniale Produktion immer noch zu sehr als vorwiegender Plantagenbetrieb angesehen wird. Wir streiften diesen Fehler und die Folgen, die er in dem allzu raschen Vorgehen mit tropischer Pflanzungswirtschaft ohne genügende Vorstudien und Erprobungen im Versuchsmaßstab gehabt hat, bereits kurz bei der Erwähnung der Plantagen im Viktoriabezirk am großen Kamerunberg, und wir betonten bereits bei mehrfacher Gelegenheit, daß die Herstellung einer Eisenbahnverbindung von den Küsten ins Hinterland für die allgemeine koloniale Rentabilität ein sehr viel sicheres Mittel ist, als die Aufwendung eines gleich großen Kapitals für die Plantagenkultur in den küstennahen Gebieten. Damit aber soll nicht gesagt sein, daß der Plantagenbetrieb keine weitere Beachtung und Förderung verdient, oder daß er an

sich mangelhafte Aussichten auf Rentabilität bietet. Man muß nur nicht glauben, daß der Anbau der im landläufigen Sinne koloniale Produkte genannten Erzeugnisse, Kaffee, Kakao, Gewürze und dergleichen, gerade die rentabelsten Formen der Plantagenwirtschaft darstellt. Der Wert dieser Erzeugnisse ist in hohem Grade von Preisschwankungen auf dem Weltmarkt abhängig, und da für die Kalkulation der Gewinnrechnung beim Plantagenbau in erster Linie die Arbeiterverhältnisse eine Rolle spielen, so muß ein jedes derartiges Unternehmen in unseren Kolonien von vornherein damit rechnen, daß es die Konkurrenz anderer Wirtschaftsgebiete auszuhalten haben wird, in denen die Frage der Beschaffung von Arbeitskräften eine viel längere Zeit Gegenstand privatwirtschaftlicher und öffentlicher Maßnahmen gewesen ist und dem entsprechende Fortschritte gemacht hat. Die westafrikanischen Kolonien sowohl der Deutschen als auch der Franzosen, Engländer und Portugiesen stehen in der Arbeiterfrage samt und sonders ungünstiger, als die Pflanzungsgebiete im tropischen Amerika und Asien. Dort ist es die zahlreiche von den Zeiten der Sklavenwirtschaft her vorhandene farbige Bevölkerung, hier sind es die indischen, chinesischen und japanischen Lohnarbeiter, die sogenannten Kulis, die zunächst ein weit besser geschultes Arbeitermaterial ausmachen, als die westafrikanischen Neger. Mit den Küstennegern aus der Urwaldregion hat man ja ohnehin sehr bald die Erfahrung machen müssen, daß sie als Arbeiter wenig brauchbar sind und auch nur langsam und mangelhaft dazu ausgebildet werden können. Vor allen

Dingen ist die Bevölkerung in den küstennahen Bezirken von Kamerun ebenso wie in Ostafrika in den meisten Gegenden viel zu gering oder steht auf einer allzu niedrigen Kulturstufe. Zum Teil wird diese Schwierigkeit verschwinden, wenn die Eisenbahnen das Hinterland mit seiner zahlreicheren, kräftigen und arbeitsgewohnteren Bevölkerung erreicht haben werden. Es wird dann zweifellos leichter sein, größere Mengen von Arbeitern aus dem Hinterland für die Pflanzungen im Küstengebiet zu bekommen, aber auch dann werden immer noch einige Schwierigkeiten bestehen bleiben. Vor allen Dingen wird man damit rechnen müssen, daß sich kein Stamm von altgewohnten, seit Generationen mit der besonderen Art von Arbeit vertrauten Leuten auf den Plantagen an Ort und Stelle bilden wird, sondern die Arbeiterzufuhr aus dem Innern wird immer eine Art von Sachsengängertum bilden. Die Leute werden kommen, werden sich auf eine bestimmte Zeit verpflichten und dann nach Ablauf ihrer Kontrakte mit dem verdienten Lohn wieder in die Heimat zurückkehren. Nach ihnen kommen dann andere, und so fort in stetem Wechsel. Man wird also die Arbeiter immer wieder von neuem für das, was sie tun sollen, anlernen müssen. Wenn es sich nun um schwieriger zu betreibende Kulturen handelt, zumal um solche, die in ihrem Betriebe keine Verwandschaft mit den verschiedenen Arten der Bodenbebauung in der Heimat der Arbeiter selbst haben, so wird sich von hier aus zweifellos ein dauernder Nachteil gegenüber denjenigen Ländern mit Plantagenwirtschaft ergeben, wo man entweder einen dauernd ansässigen Arbeiterstand

oder wenn auch wechselnde, so doch geschulte und intelligente Kräfte zur Verfügung hat. Je mehr sich aber die Eingeborenen-Produktion im Innern unter dem Einfluß der neuen Verkehrswege entwickelt, desto mehr wird auch der Zufluß von Arbeitern, die Verdienst suchen, nach den Küstenbezirken sich wieder vermindern. Wenn also die Arbeiterfrage für die Plantagen dauernd gelöst werden soll, so wird man darauf bedacht sein müssen, in den Küstenbezirken selbst die Eingebornen-Bevölkerung nach Zahl und Arbeitstüchtigkeit zu heben. Dafür ist es eine unumgängliche Vorbedingung, daß die jetzt im Waldlande über sehr große Räume in spärlicher Anzahl zerstreuten Siedlungen der Eingeborenen allmählich, sei es an den Verkehrswegen, sei es in besonders günstig gelegene und geartete Landstriche, zusammengezogen werden. In dieser Beziehung kann eine energische und sachkundige Verwaltung Bedeutendes erreichen. Vorläufig fehlt noch sehr viel daran, daß die Zahl und Lage der Ansiedlung der Eingeborenen im Kameruner Urwaldgürtel den Verwaltungsbehörden selbst nur annähernd vollständig bekannt sind. Die eingeborenen Händler z. B. im Bezirk von Duala sagen es gelegentlich selbst, daß sie viel mehr Dörfer im Urwald kennen, als die Regierungsbeamten. Man braucht nach manchen Richtungen hin sogar schon im Bezirk von Duala kaum ein paar Tagemärsche weit zu gehen, um gelegentlich auf Ansiedlungen zu stoßen, in denen die Eingeborenen überhaupt noch nie einen Weißen, geschweige denn einen Beamten, zu sehen bekommen haben. Andererseits hat die Erfahrung gezeigt, daß dort, wo man es versucht hat,

auch die Urwaldstämme der Beeinflussung nach der Richtung hin, daß sie ihre Dörfer an den Karawanenwegen anlegen, zugänglich sind. Besondere Erfolge haben darin die Bezirksverwaltungen von Edea und Jaunde erreicht. Aber auch an der Straße von Jaunde nach Joko und im Bezirk von Kribi sind manche Versuche in dieser Art geglückt. Man muß auf diesem Wege mit Energie weiter fortfahren. Allerdings ist die notwendige Voraussetzung dafür, daß die Dorfschaften am Wege ebenso energisch vor der Benachteiligung durch den Karawanenverkehr, vor Requisition, Erpressungen und Vergewaltigungen seitens der durchmarschierenden Trägerkolonnen, sei es unter schwarzer, sei es unter weißer Leitung, geschützt werden. Der Grundsatz, der in bezug auf die Frage der Karawanenverpflegung jetzt in Kamerun herrscht, daß die Dörfer am Wege verpflichtet sind, gegen angemessene Bezahlung Verpflegung zu liefern, soweit sie selbst welche übrig haben, ist gut, nur muß man darauf sehen, daß die Leute in der Bestellung des Bodens nicht faul sind, sondern wirklich so viel produzieren, daß sie davon an die Karawanen verkaufen können. Die Buschneger im Waldlande wohnen meist deshalb so verstreut in abgelegenen und kleinen Siedlungen, weil der Wald eine Zuflucht gegen ihre stärkeren und besser bewaffneten Feinde bot. Dazu aber kamen dann die unausgesetzten gegenseitigen Feindseligkeiten und Überfälle unter ihnen selbst. Mit der Zusammenziehung der Buschleute in geschlossenere Ansiedlungsgebiete werden alle diejenigen Folgen, die ein engeres Zusammenwohnen der Eingeborenen und eine leichtere Zugänglichkeit für

Verkehr und Handel mit sich bringen, von selber eintreten. Die Bevölkerungszahl, die Arbeitsfähigkeit, der allgemeine Kulturstand und die Bedürfnisse werden allmählich steigen, und damit wird sowohl der allgemeinen Entwickelung der Verhältnisse im Waldlande als auch insbesondere dem Arbeiterbedarf der Plantagen besser und dauernder gedient sein, als durch das Auskunftsmittel des fortwährenden Bezuges wechselnder Arbeitskräfte aus dem Innern. Die Arbeiteranwerbung für die Plantagen bildet jetzt ein recht schwieriges Kapitel für die Verwaltung in Kamerun. Auf der einen Seite haben die Unternehmungen eine jährlich wachsende Anzahl von Arbeitern nötig, auf der anderen Seite ist die Tätigkeit der Leute, die entweder als Angestellte der Plantagen oder in gewerbsmäßiger Ausübung des Berufes als Anwerber die Arbeiter aus den hierfür in Frage kommenden Rekrutierungsbezirken beschaffen, oft genug nur zu geeignet, um Mißhelligkeiten, Gewaltsamkeiten und am letzten Ende eine wenn auch nur lokale Aufstandsgefahr hervorzurufen.

Für Kamerun wird sich die Frage des Plantagenbetriebes mit Sicherheit erst übersehen lassen, wenn erstens die vulkanischen Verwitterungsböden in der tropischen Urwaldregion diesseits des Manenguba-gebirges und eventuell noch die große Mboebene zwischen dem Nordabhang des Manenguba und dem Südabfall des inneren Plateaus durch das Fortschreiten des Bahnbaues aufgeschlossen sein werden, und wenn zweitens die bisher noch vollkommen offene Frage nach der Rentabilität der Kautschukkultur in ge-

schlossenen Pflanzungsbeständen durch die praktischen Erfahrungen, die während der nächsten Jahre zu erwarten sind, entschieden sein wird. Auf jeden Fall ist im Interesse der Plantagenwirtschaft die Erhaltung und Erweiterung der jetzigen tropenwirtschaftlichen Versuchsstation im botanischen Garten von Viktoria notwendig. Es wird aber nicht bei dem einen Institut sein Bewenden haben dürfen, sondern es muß auf jeden Fall ein zweites nach ähnlichen Grundsätzen auf dem Hochlande, etwa im Bezirk von Bamenda, wo vollkommen andere Kulturbedingungen herrschen, als im tropischen Küstenlande, eingerichtet werden. Außerdem ist ein besonderes forstwirtschaftliches Referat beim Gouvernement eine Notwendigkeit, dessen Aufgabe es sein wird, sowohl die Verwertung und Pflege der edlen Nutzhölzer in den durch die Eisenbahn aufgeschlossenen Urwaldbezirken zu überwachen, als auch die Kautschukbestände in Südkamerun in Pflege zu nehmen. Es kann leicht sein, daß sich die Frage der Kautschukgewinnung im Pflanzungsbetrieb dahin entscheidet, daß nicht die Anpflanzung der Kickxia in geschlossenen Beständen, sondern ihre forstwirtschaftliche Pflege und Aufzucht im zerstreuten Bestande innerhalb ihrer heimatlichen Standgebiete das richtige ist. Daß für die Regelung der Kautschukausbeutung in Südkamerun ein besonderer verstärkter Aufsichtsdienst an Ort und Stelle in den Wäldern notwendig ist, haben wir bereits gesehen. Es wird aber zweifellos sehr praktisch und nutzbringend sein, eine besondere kautschukwirtschaftliche Versuchsstation in Verbindung mit der Organisation jener Aufsicht im Südkameruner Kautschuk-

gebiet selbst zu errichten. Die Herstellung der Eisenbahnverbindung zwischen der Schiffahrtsgrenze am unteren Lauf des Njong und der Küste, sei es nun über Kribi, Edea oder Duala, wird auch nach dieser Richtung von den nützlichsten Folgen sein.

Die Frage einer weißen Besiedlung auf dem Hochlande, und damit auch alles, was hiermit in Zusammenhang steht, Ansiedlungsbeihilfen und dergleichen, spielen für Kamerun einstweilen noch keine Rolle. Anders als in Südwestafrika, wo die Entwickelung des natürlichen Wirtschaftszieles innerhalb der Kolonie, d. h. die Besiedlung mit deutschen Farmern, ohne darlehnsweise Kapitalsbeihilfe aus öffentlichen Mitteln nicht erreicht werden kann, ist Kamerun durchaus ein der privatwirtschaftlichen Initiative und der privaten Kapitalsbeschaffung zuzuweisendes Gebiet. Nur muß in dieser Beziehung gleiches Recht für alle herrschen. Die Erteilung besonderer Konzessionen ohne ausreichende Garantie dafür, daß von Seiten der Konzessionsinhaber nennenswerte Gegenleistungen erfolgen, wie das bei den Gründungen der Gesellschaften „Nordwestkamerun“ und „Südkamerun“ der Fall war, bildete einen Fehler der damaligen Kolonialverwaltung. Es ist zu begrüßen, daß jetzt verschiedenes geschieht, um diesen Fehler nach Möglichkeit wieder gut zu machen.

Die Einräumung einer privilegierten Stellung an ein bestimmtes Unternehmen auf Kosten der Gesamtheit, ohne genaue und kräftige Garantie von entsprechenden Gegenleistungen ebenfalls zum Nutzen der Gesamtheit, bedeutet in unseren Kolonien eine Wirtschafts-Schädigung der gesunden und freien

Entwicklung. Die südwestafrikanischen Landgesellschaften und die Kameruner Konzessionen müssen uns hierfür ein warnendes Beispiel sein.

Ostafrika.

Für die ostafrikanische Kolonie gelten zunächst in zwei Punkten dieselben Grundsätze, die wir bereits in Kamerun und Togo, zum Teil auch in Südwestafrika, als maßgebend gefunden haben: Entwickelung des Eisenbahnsystems und, in Verbindung damit, der Volkskultur. Daß die ostafrikanische Wirtschafts- und Verwaltungspolitik auch von denselben grundsätzlichen Anschauungen über die Eingeborenenfrage auszugehen hat, wie sie für unsere übrigen Besitzungen gelten müssen, ist bereits bemerkt worden. Außerdem fallen als Faktoren von größerer Bedeutung in Ostafrika auch noch der Plantagenbetrieb und die Ansiedlung weißer Einwanderer auf den inneren Hochländern ins Gewicht.

Ostafrika hat von Anfang an sozusagen als unsere erste und vornehmste Kolonie gegolten, und bis zu dem großen südwestafrikanischen Eingeborenenaufstande hat es auch in der populären Vorstellung von unserem Kolonialwesen und in der Literatur eine ebenso große Rolle gespielt, wie alle übrigen Kolonien zusammen genommen. Ebenso ist es sowohl für die Verwaltung als auch für die landeskundliche und wirtschaftliche Erforschung stets besser dotiert gewesen, als die anderen Schutzgebiete. Zu dieser besonderen Stellung hat nicht wenig beigetragen, daß es historisch wie geographisch dem allgemeinen Interesse mindestens der Gebildeten unvergleichlich

viel näher stand, als z. B. Südwestafrika oder Kamerun, und daß es in ganz anderem Maße als die afrikanische Westküste und vollends die Südseegebiete zu dem alten kommerziellen Interessenkreise der europäisch-vorderasiatischen Welt gehört. Von Ostafrika sind die großen populär gewordenen Durchquerungen des Kontinents ausgegangen. Hier entschleierte sich allmählich, von dem gespannten Interesse der ganzen Welt verfolgt, das Problem der großen Seen, der Schneeberge unter dem Äquator, der Nilquellen. Ostafrika ist schon in einer sehr alten Vergangenheit ein Handels- und Herrschaftsgebiet der arabischen Rasse gewesen, und von der Auffindung des Seeweges nach Ostasien durch die Portugiesen an hat diese Küste stets eine Rolle in den Kämpfen um das Handelsgebiet des indischen Ozeans gespielt.

Diese Beziehungen zwischen Ostafrika und Südasien, Arabien und in neuerer Zeit auch Indien, haben einen starken Einfluß auf die Mischung und Zusammensetzung der Bevölkerung in dieser Kolonie ausgeübt. Das Wirtschaftsleben Ostafrikas kann nicht verstanden werden ohne ein Eingehen auf das arabische und das indische Element im Lande. Man kann weder Araber noch Inder auf dieselbe Weise kurzweg zu den Eingeborenen rechnen, wie die Negerstämme. Sie nehmen nach Rasse wie nach Kulturentwickelung zwischen den Eingeborenen und den Europäern eine Zwischenstellung ein, wie sie innerhalb unseres übrigen Kolonialgebiets allenfalls nur noch den Bastards in Südwestafrika zugeschrieben werden kann. Während aber das Bastardvolk durch seine eigenen Lebensgewohnheiten und durch die Natur der Verhältnisse

ohne wesentlichen Unterschied in das einheitlich geartete Wirtschaftswesen Südwestafrikas hineingehört, spielen die Araber wie die Inder in Ostafrika wirtschaftlich eine ganz besondere Rolle, und jede Art von Verwaltungs- und ökonomischer Entwickelungspolitik muß in bestimmter Weise mit ihnen rechnen.

Die Araber sind hauptsächlich wegen des Sklaven- und Elfenbeinhandels nach Ostafrika gekommen. Es ist noch in aller Erinnerung, wie nach den Schilderungen Stanleys, Wißmanns und anderer die Sklavenjagden der Araber im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts sich bis tief in das Kongobecken hinein ausgedehnt hatten und einen Zug der Zerstörung und Verwüstung in das gesamte östliche Zentralafrika hineintrugen. Mit der deutschen Okkupation im Süden, der englischen im Norden von Ostafrika, hörte dieser Erwerbszweig, der die Araber recht eigentlich zur herrschenden Klasse vom indischen Ocean bis an den Kongo gemacht hatte, auf, und die Folge dieses Wechsels war der bekannte durch Wißmann niedergeworfene Araberaufstand gleich während der ersten Epoche unserer Besitzergreifung. Seitdem ist es mit der alten Herrlichkeit des Arabertums, mit ihrem Reichtum wie mit ihrer kriegerischen und politischen Kraft, vorbei. Das Arabertum ist wirtschaftlich im Niedergang begriffen, wozu die stets anspruchsvolle Art seiner Lebensführung, seine Abhängigkeit von den Wirtschaftsmethoden der alten sklavenhaltenden Zeit und das geringere Geschick im bürgerlich-friedlichen Handel und Wandel gegenüber den Indern das meiste beiträgt. Sehr groß aber ist trotzdem noch seine soziale Bedeutung. Abgesehen von dem Küsten-

gebiet leben die Araber als Grundbesitzer im wesentlichen an den alten Handelsrouten entlang, die von Daressalam und Bagamoyo aus in das Seengebiet führen. Die Hauptplätze an diesen Routen, wie Mpwapwa, Tabora, Udjidi, Muansa, Bukoba, weisen größere Niederlassungen auf, aber nicht selten findet man arabische Ansiedlungen und Gehöfte auch außerhalb der bedeutenderen Orte auf dem flachen Lande — nur daß sie sich, wie gesagt, nicht weit von den Straßenzügen entfernen. Bei den Negern steht der Araber in großem Ansehen und wird willig als der Vornehmere anerkannt. Dies und die formgewandte Geschmeidigkeit der Rasse hat dazu geführt, daß an vielen Plätzen, namentlich auch in den Dorfschaften, die von der Regierung ernannten und gewünschten Ortsvorsteher Araber oder Arabermischlinge sind. Die deutschen Beamten, zumal solange sie der besonderen Verhältnisse und der Landessprache wenig kundig sind, empfinden dieses arabische Zwischenglied zwischen ihnen und der Masse der Eingeborenen als eine angenehme Erleichterung der Geschäfte. Demgegenüber gibt es aber auch Stimmen, die auf das Unvorteilhafte und unter Umständen Gefährliche eines solchen Zustandes hinweisen. Außerdem sind die Araber und die mit arabischem Blut durchsetzten Küstenleute in allen denjenigen Berufszweigen tätig, in denen es auf die Wahrung persönlicher Autorität, auf Führung und Entschlossenheit beim Vorgehen ankommt: so als Karawanenführer, bewaffnete Begleitmannschaft für Reisende, Aufseher und dergleichen. Gegenüber den ihrer Autorität unterstellten Schwarzen geht der Araber von Natur mit dem ganzen Hochmut

und der Brutalität seiner Rasse und Religion vor, wo ihm nicht in geeigneter Weise auf die Finger gesehen wird, und ebenso betrachtet er es als sein natürliches Recht, sich soweit möglich von den Leistungen der Eingeborenen unterhalten zu lassen. Daß er im Innern seines Herzens der deutschen Herrschaft, die ihn aus seiner alten selbstherrlichen Stellung und dem früheren Reichtum der Sklavenzeit in Ostafrika verdrängt hat, wenig freundlich gesonnen ist, wird gleichfalls niemanden Wunder nehmen.

Anders als der Araber, ist der Inder durchweg der geldverdienende große und kleine Geschäftsmann, dem jede andere Rücksicht hinter dem Handelsprofit zurücksteht. Der Araber geht darauf aus, Grundbesitzer zu werden und auf seinem Grund und Boden von dem Ertrag der Arbeit seiner Untergebenen das Leben eines Herrn zu führen. Er fühlt sich im Lande heimisch und denkt nicht daran, mag es ihm gut oder schlecht gehen, es zu verlassen. Der Inder dagegen ist als Einzelner immer nur eine vorübergehende Existenz. Sein Ziel ist, Geld zu verdienen, und wenn er genug davon hat, in seine Heimat zurückzukehren. Größere kaufmännische Unternehmungen, soweit sie mit geschäftlichem oder persönlichem Risiko verbunden sind, Handelsexpeditionen ins Innere, selbständige Aufschließung neuer Wirtschaftsgebiete, sind des Inders Sache nicht. Es gibt an der Küste einige größere indische Kaufleute, die ihre Geschäfte nach Art eines europäischen Handelshauses mit bedeutendem Umsatz führen, aber abgesehen von diesen, ist der Inder der kleine Händler, Krämer und Wucherer, der davon lebt und damit Geld verdient.

daß er die Araber und Eingeborenen, wo es geht auch den Weißen, an den Küstenplätzen und an einigen größeren Stationsorten im Innern ausbeutet. Es gab nach der Zählung von 1902 in Ostafrika an Indern etwa 3500 Köpfe. Mit Ausnahme von etwas über hundert lebten diese sämtlich an der Küste. Die ganze Masse der „kleinen“ Inder kommt ohne Geld aus ihrer Heimat ins Land und geht nun mit allen Mitteln darauf aus, so schnell wie möglich einige tausend Rupien zu verdienen. Sie kaufen dem Araber und dem Neger die Ernte von seinen Kokospalmen auf Jahre hinaus für einen Spottpreis im Voraus ab. Sie geben den arabischen Händlern und Einkäufern im Innern Vorschüsse zu ungemessenen Wucherzinsen, die jenen gerade nur noch so viel Verdienst übrig lassen, daß sie das Leben davon fristen können. Im übrigen arbeiten die Leute für den Inder. Die Inder drängen sich an die farbigen Soldaten der Schutztruppe und locken ihnen für allerlei Kleinkram und wucherische Vorschüsse ihren Sold aus der Tasche. Wo sich ein europäisches Unternehmen ansiedelt, wo eine Station gegründet wird, wo ein Araber eine Pflanzung besitzt — überall ist der Inder zur Hand, um seinen Profit zu machen und von dem Umsatz an barem Geld möglichst viel in seine Tasche zu bringen. Ein Hauptmittel, um Geld zu machen, ist für ihn der betrügerische Bankerott. Es läßt sich denken, mit wie wenig günstigen Augen dieses indische Element von den meisten Leuten, Weißen wie Eingeborenen, in Ostafrika angesehen wird. Dagegen sind eine Anzahl deutscher Firmen, namentlich in Sansibar, an den

Indern durch die großen Vorschüsse und Kredite, die sie jenen gewährt haben, stark interessiert. Von hier aus hört man namentlich oft den Standpunkt vertreten, daß der Inder ein unentbehrlicher Faktor für die wirtschaftliche Entwickelung Ostafrikas sei, weil er den Handel mit den Eingeborenen vermittle. Diese Meinung aber scheint irrig. Die Handelstätigkeit des Inders ist für die Entwickelung der Eingeborenenproduktion in Ostafrika so gut wie wirkungslos, da der Inder wenig Produktenhandel treibt, vielmehr sich in der Hauptsache darauf beschränkt, durch Geldwucher und durch den Kleinvertrieb von europäischen und asiatischen Artikeln seinen Anteil an den zirkulierenden baren Umlaufsmitteln einzuheimsen, um ihn dann außer Landes zu bringen. Zur Zeit beschränkt sich dieses indische Händler- und Wucherwesen wie gesagt fast ganz auf die Küste. Wenn aber die großen Eisenbahnbauten ins Innere in Angriff genommen sein und fortschreiten werden, dann wird sich das Indertum mit seiner ganzen schmarotzenden Händlerpraxis, den neuen Verkehrslinien folgend, auch mehr ins Innere ziehen und dort seine wenig erfreuliche Tätigkeit entfalten, wenn nicht rechtzeitig Maßregeln dagegen getroffen werden.

Die wirtschaftliche Produktion Ostafrikas beginnt mit dem Pflanzungswesen. Nach einer Reihe von starken Fehlschlägen und Mißerfolgen beginnt dieses jetzt neue und wie es scheint erfolgreichere Bahnen einzuschlagen. Entschieden geglückt ist die Einführung der Kultur der Sisalagave, einer Faserpflanze, die ursprünglich in Mexiko und den benachbarten Gebieten Amerikas einheimisch ist. Die Sisalpflanzungen

sind in rapidem Aufschwung begriffen. Erfolge zeitigt jetzt auch die Anpflanzung des Ceara-Kautschukbaumes (Manihot Glaziowii). Der von diesem Baum stammende Kautschuk steht an Wert zwar hinter dem brasilianischen sogenannten Paragummi und auch noch hinter dem Produkt der Kameruner Kickxia zurück, er bildet aber immerhin noch eine gute, marktgängige Ware, und da der Baum schon nach wenigen Jahren einen verkäuflichen Ertrag liefert, so ist seine Anpflanzung gerade für kleinere Betriebe, die nicht ein Jahrzehnt und länger auf Verzinsung warten können, vorteilhaft. Auch das eigentliche Schmerzenskind des ostafrikanischen Pflanzungswesens, der Kaffeebau in Usambara, braucht nach dem jetzigen Stande der Sache noch lange nicht tot gesagt zu werden. Es sind allerdings viele und grobe Fehler bei dem Beginn der Kaffeekultur gemacht worden, die, abgesehen von der Hinaussendung ungeeigneter Persönlichkeiten als Pflanzungsleiter, samt und sonders darauf zurückzuführen sind, daß mit dem Anbau in überstürzter Weise, ohne längere Vorstudien und Probeversuche, vorgegangen wurde. Allmählich sind nun die Erfahrungen, die auf jene Weise hätten erworben werden sollen, auf kostspieligere und schmerzlichere Art durch Fehlschläge in großem Stil gesammelt worden. Die Mißerfolge wären trotz alledem auch nicht so groß geworden, wenn nicht gleichzeitig der Preissturz des Kaffees auf dem Weltmarkt nebenher gegangen wäre. Hundert Kilo Durchschnittsware kosteten 1890 ca. 175 Mk., 1895 ca. 157 Mk., 1900 ca. 80 Mk., 1905 ca. 81 Mk. Dieser Preisfall bildet auch heute noch die Hauptschwierigkeit für das Empor-

blühen des Kaffeebaues in Ostafrika. Immerhin steht jetzt fest, daß die rationell kultivierte und aufbereitete Usambarabohne ein sehr hochwertiges und feines Produkt bildet, das aber gerade deshalb und wegen der vergleichsweise hohen Betriebskosten, die bisher auf dem ostafrikanischen Plantagen bestehen, sich vorläufig schwer einen großen Absatz auf dem Weltmarkt erobern kann.

Von den genannten Pflanzen gedeiht die Sisalagave nicht nur in den nach Bewässerung und Bodenart bevorzugten Gebieten, sondern sie ist, wie auch in ihrer amerikanischen Heimat, ein Gewächs, das mit magerem, selbst steppenartigem Boden, dazu geringer und unregelmäßiger Bewässerung, vorlieb nimmt. Auch der Cearakautschuk liebt zwar bessere Böden, aber durchaus nicht ein Übermaß an Feuchtigkeit, was für Ostafrika mit seinen teilweise unregelmäßigen Niederschlagsverhältnissen ein Vorteil ist. Der Kaffee verlangt tiefgründigen Boden, und falls dieser nicht von Natur reich ist, auch Düngung. Das Usambaragebirge und sein Vorgelände bieten günstige Voraussetzungen nicht nur für den Großbetrieb in diesen drei Kulturen, sondern auch für die Anpflanzung durch kleinere Grundbesitzer dar. Eine Schwierigkeit bilden nur immer noch die Verkehrsverhältnisse. Zwar ist die Usambarabahn nun endlich bis Mombo am Südwestfuß des Gebirges fertig geworden und das hat für die Ausdehnung der Pflanzungen in der ganzen Landschaft sehr günstige Folgen gehabt, aber bei der Schwierigkeit der Geländeverhältnisse im Gebirge selbst ist es durchaus notwendig, daß nun auch noch fahrbare Zu- und Abfuhrwege zwischen

den Pflanzungen in den Bergen und der Bahnlinie hergestellt werden. Es ist auch damit bereits begonnen, aber je größere Mittel und je mehr Arbeitskräfte dafür zur Verfügung gestellt werden, desto schneller wird das immerhin kostspielige und langsam voranschreitende Anfangsstadium in der Ausnutzung der verfügbaren Ländereien überwunden werden.

Für das westliche und südliche Vorland von Usambara ist der Pangani mit seinem Nebenfluß Ruvu von der größten Bedeutung, insofern als er die Möglichkeit umfassender Bewässerungsanlagen sowie der Ausnutzung seiner bedeutenden Gefällkraft darbietet. Wahrscheinlich wird er auf diese Weise für das von ihm durchflossene Gebiet von größerem Nutzen sein, als durch die früher erwogene, jetzt im wesentlichen doch aussichtslos erscheinende Schiffbarmachung. Als Verkehrsstraße muß hier nicht der Fluß, sondern die bis zum Kilimandscharo und Meru zu verlängernde Eisenbahn dienen. Durch die Verlängerung der Usambarabahn bis zum Meru werden auch das ganze Parè-Gebirgsland, das ähnliche Verhältnisse darbietet wie das Usambaragebirge, und das Ansiedlungsgebiet in der für Weiße bewohnbaren Klimazone der großen Vulkane aufgeschlossen. Am Meru sind bereits mehrere hundert Burenfamilien angesiedelt, und man bemüht sich gegenwärtig, auch Deutsche aus Südrußland, die den Verhältnissen in ihrer bisherigen Heimat die Niederlassung auf afrikanischem Boden vorziehen, dorthin zu bringen. Es ist zweifellos ein richtiger Gedanke, wenn gesagt worden ist, daß diese Elemente, weil sie von ihren früheren Wohnsitzen her an das Leben in der Steppe

unter sehr primitiven Kulturverhältnissen gewohnt sind, brauchbare Pioniere für den späteren Anschluß einer stärkeren deutschen Einwanderung sein werden. Die zum Teil sehr lebhafte Kritik, die an der Bureneinwanderung ins Merugebiet geübt worden ist, mag durch manche Eigentümlichkeiten der Buren begreiflich erscheinen, aber sie berücksichtigt nicht, daß sich auf afrikanischem Boden, zumal dort, wo neben den Voraussetzungen für den Ackerbau die Verhältnisse auch für Weidewirtschaft günstig liegen und ein großer Wildreichtum vorhanden ist, vor die eigentliche Seßhaftmachung immer ein halbnomadisches Vorstadium einzuschieben pflegt. Man muß in Afrika mit größeren Zeiträumen und unbestimmteren Formen rechnen, als in der Heimat, und man braucht überall dort, wo die natürlichen Grundvoraussetzungen für die Richtigkeit eines Versuchs sprechen, noch lange nicht an seinem Gelingen zu zweifeln, wenn statt der glatten Abwicklung des Programms sich zunächst unerwartete und vielleicht minder erwünschte Übergangsformen einstellen.

Usambara und das Panganigebiet bildeten bisher den Schwerpunkt für die Entwicklung des Plantagenbetriebs in Ostafrika, und soweit es sich um eine Fortsetzung der dortselbst begonnenen Betriebsweise handelt, wird man auch für die Zukunft nur an ähnlich geartete Gebiete, wie z. B. Paré, Moschi, Aruscha und Uluguru, denken können. Eine Schwierigkeit bildet dabei nur die bereits mehrfach gestreifte Arbeiterfrage, und diese muß wiederum im Zusammenhang mit dem zweiten großen kulturwirtschaftlichem Problem Ostafrikas betrachtet werden: mit dem Baum-

wollebau. Es handelt sich darum, ob Groß- oder Kleinbetrieb, Wirtschaft der Weißen oder Volkskultur der Eingeborenen, Hinlenkung der Massen auf eigene Zwischenproduktion oder auf Plantagen-Arbeitertum, anzustreben ist Was den Bedarf der Plantagen im Usambaragebiet betrifft, so haben wir schon in dem Abschnitt über den Eisenbahnbau in Ostafrika gesehen, wie sich nach der dem Gouvernement eingereichten Darstellung der Pflanzer die Verhältnisse in den nächsten Jahren voraussichtlich entwickeln werden, und ebenso, daß man eine Abhilfe der jetzt schon vorhandenen und in verschärftem Maße noch bevorstehenden Arbeiternot davon erwartet, daß mit dem Vordringen der Eisenbahn in die Binnenbezirke mit stärkerer und mehr arbeitsgewohnter Bevölkerung eine leichte Zufuhr von Arbeitskräften ins Küstengebiet stattfinden wird. Die Befürchtung, die für Kamerun geäußert worden ist, daß nämlich die Leute vom Hochlande das Klima in dem küstennahen Plantagengebiet nicht ertragen würden, braucht man wenigstens für Usambara nicht zu hegen, denn die Höhenstufe, in der die Pflanzungsgebiete dort überwiegend liegen, ist gar keine geringere, als z. B. die durchschnittliche Erhebung von Unjamwesi. Auch was die Befähigung und Arbeitswilligkeit der Wanjamwesi betrifft, so berechtigen alle Erfahrungen, die man bisher mit diesem Volksstamm gemacht hat, zu günstigen Erwartungen. Eine andere Frage aber ist es, ob es möglich sein wird, auf dem Wege der Volkskultur rasch genug zu einer so großen Produktion an Baumwolle zu gelangen, daß die erwünschte Wirkung auf den Baumwollmarkt und die bisherige Abhängig-

keit Deutschlands von dem amerikanischen Produktionsgebiet eintritt.

Über diese Frage hat der Vizepräsident des Reichstags, Geheime Rat Paasche, in einem besonderen Kapitel seiner jüngst erschienenen wirtschaftlichen Studien aus Deutsch-Ostafrika gehandelt. Deutschlands Verbrauch an Baumwolle beträgt zur Zeit rund 4 Millionen Doppelzentner, wovon 3 Millionen aus Nordamerika, der Rest aus Ostindien und Ägypten stammt. Die deutschen Kolonien lieferten während des letzten Jahres erst wenige tausend Doppelzentner, die praktisch noch nicht ins Gewicht fallen. Für den Hektar gelten drei Doppelzentner gereinigter Baumwolle als guter Durchschnittsertrag. Um 300000 Doppelzentner zu liefern, noch nicht ganz soviel wie Deutschland jetzt aus Ägypten bezieht, müßten also bereits über 100000 ha in Ostafrika mit Baumwolle bepflanzt werden. Bei den Eingebornen aber kann eine einzelne Familie unter gewöhnlichen Umständen im Kleinbetrieb kaum mehr als $^1/_4$ ha Baumwolle kultivieren, weil die Arbeitskräfte nicht für mehr ausreichen. Man muß bedenken, daß neben der für den Verkauf berechneten Baumwolle auch noch die ganze so gut wie ausschließlich auf Feldbestellung beruhende Nahrungsproduktion für die Familie geleistet werden muß; dazu Hausbau, Kinderflege, Wasserholen, das oft zeitlich und als Arbeitsleistung sehr ins Gewicht fällt, und anderes mehr. Für die 300000 Doppelzentner Baumwolle, die noch nicht einmal acht Prozent des deutschen Bedarfs decken würden, wenn sie auch zusammen mit der Produktion in Kamerun und Togo doch schon anfangen würden, für die Preis-

bildung ins Gewicht zu fallen, müßte also ziemlich eine halbe Million von Eingebornen-Familien den Baumwollbau aufnehmen. Das erscheint als eine ziemlich schwierige Sache. Jedenfalls würde es selbst bei großer Willigkeit der Leute einer umfassenden administrativen Tätigkeit bedürfen und auch unter günstigen Umständen eine recht lange Zeit dauern, bis ein solches Ziel verwirklicht ist. Nun haben zwar die Kommunen einiger Küstenplätze gleich größere Pflanzungsgebiete von mehreren hundert Hektaren angelegt, aber selbst wenn diese Art von Produktion noch erheblich ausgedehnt wird, kann sie im einzelnen zwar sehr erfreuliche, fürs Ganze aber doch nur wenig ins Gewicht fallende Erträge bringen. Dazu kommt die weitere Erwägung, daß es schwer möglich sein wird, beim Zusammenfließen der Gesamtproduktion aus hunderttausenden kleiner Wirtschaften eine wünschenswerte Durchschnittsqualität zu erzielen. Man wird also doch wohl dem Gedanken näher treten müssen, die Baumwolle im Großbetrieb, d. h. vor allen Dingen unter Anwendung von Maschinen für die Bestellung des Landes, ins Werk zu setzen. Daneben kann die Verbesserung und Vermehrung der Eingebornen-Produktion ruhig ihren Weg nehmen. Einen bedeutsamen Schritt nach dieser Richtung hin würde es bedeuten, wenn die Einführung der Pflugkultur bei den Negern gelänge. Gegenwärtig herrscht bei ihnen durchweg der Hackbau, mit dem sehr viel weniger geleistet werden kann, als mit dem Pflug. Zum Pflug aber gehören als Zugtiere Rinder. Das Beispiel bei den vom kolonialwirtschaftlichen Komitee gegründeten Ackerbauschulen in Togo zeigt, daß der

dortige Neger wohl imstande ist, die Technik des Pflügens zu lernen und sich ihrer zu bedienen, wo er Rinder zur Verfügung hat, aber hier gerade liegt die Schwierigkeit. In den Küstenbezirken unserer tropischen Kolonien herrscht über ausgedehnte Strecken hin die Tsetsefliege, und damit fällt die Möglichkeit der Rinderhaltung solange fort, bis ein Mittel gefunden ist, um die Tiere gegen den Stich der Tsetse zu immunisieren. Auf dem Hochlande würde dieses Hindernis allerdings nicht in Betracht kommen.

Die günstigsten Produktionsgebiete für Baumwolle im Küstengebiet liegen im Bezirk von Kilwa, im Delta des Rufidji, in der Gegend von Sadani gegenüber der Insel Sansibar und im Panganigebiet. Im Innern werden sich gute Anbauverhältnisse wahrscheinlich an vielen Orten finden, sobald die Entwicklung erst weiter vorgeschritten ist. Bisher kann man sagen, daß in der Gegend von Muansa am Südufer des Viktoriasees, in der großen Rikwasenke und auf den beiden, dem Hochland von Uhehe binnen- und küstenwärts vorgelagerten tieferen Stufen, den Talebenen des Ulanga (Kilombero) und des Großen Ruaha (Mpangali), von Natur besonders günstige Verhältnisse und zum Teil auch schon Anfänge einer wirklichen Produktion vorliegen. Kenner der Kolonie sind der Meinung, daß von denjenigen Pflanzgebieten, die für den Weltverkehr zur Zeit erreichbar sind, das Rufidjidelta und der Bezirk von Muansa (dieser einstweilen mit Hilfe der Ugandabahn) die besten Aussichten bieten.

Abgesehen von dieser Baumwollfrage gilt aber zweifellos auch für Ostafrika der Grundsatz, daß der

entscheidende wirtschaftliche Aufschwung weniger durch den kapitalistisch fundierten europäischen Großbetrieb, als durch die Entwicklung der Eingeborenen-Kulturen zu erstreben ist. Neben der Baumwolle werden Sisal, Kautschuk und Kaffee am ehesten dem europäischen Betrieb vorbehalten bleiben, wobei es sehr zu wünschen ist, daß sich auch mittlere und kleinere Betriebe, deren Besitzer sich dauernd an klimatisch günstigen Plätzen mit ihrer Familie ansässig machen, in möglichst ausgedehntem Maße entstehen. Die Ölfrüchte dagegen, für die das Aufnahmebedürfnis auf dem deutschen Markt außerordentlich groß ist, bilden recht eigentlich die natürliche Domäne der Eingebornenwirtschaft. Ihre Kultur ist im Lande von altersher bekannt und — mag es sich dabei um Kokosnüsse, Erdnüsse, Sesam oder Ölpalmen (im Osten) handeln — es ist immer ein Rohprodukt, bei dem Qualitätsunterschiede, wie bei der Baumwolle, wenig oder gar nicht in Betracht kommen. Daneben spielen natürlich die eigentlichen Nahrungspflanzen, sowohl die einheimischen Hirsearten, als auch der Reis und in geeigneten Gegenden Mais und Weizen, eine Rolle. Je mehr es dazu kommt, daß sich in den eigentlichen Pflanzungsgebieten größere Arbeitermassen sammeln, desto notwendiger wird es sein, für sie Verpflegung aus dem Lande selbst bereitzustellen, und zwar womöglich nicht dadurch, daß auf der Pflanzung selbst ein großer Teil des verfügbaren Grund und Bodens zum Anbau verwendet wird, sondern dadurch, daß sich Kaufgelegenheit für die Leute gegen bar bietet. Die Verwirklichung dieses Ziels hängt natürlich, ebenso wie alles übrige, mit

dem Ausbau der Eisenbahnen zusammen. Man sieht, wie die kolonialen Wirtschaftsprobleme, von welcher Seite auch immer ihnen nähergetreten wird, mit vollkommener Notwendigkeit stets wieder auf die große, alles andere beherrschende Grundfrage des Eisenbahnbaus zurückführen, und man begreift allmählich das Staunen des Auslandes über unsere sonderbare Kolonialpolitik, das sich in Äußerungen wie jenem letzthin mehrfach zitierten Wort der führenden französischen Kolonialzeitschrift Luft macht: Die Deutschen, auf kolonialem Gebiet zu spät gekommen, haben in Afrika sich ungeheure Gebiete zusprechen lassen, sie verwenden eine unglaubliche Langsamkeit auf ihre Verwertung! Es ist seltsam, zu beobachten, wie Deutschland, das seit dreißig Jahren der Welt das Schauspiel eines großen industriellen und kommerziellen Aufschwunges geboten hat, sich hartnäckig der Erkenntnis verschließt, daß der Eisenbahnverkehr eine der wesentlichsten Bedingungen ist, um afrikanisches Kolonialgebiet wertvoll zu machen!

Schlußwort.

Welches ist nun nach all diesen Ausführungen der reale Wert unseres afrikanischen Kolonialbesitzes? Die Gegner der Kolonien weisen stets darauf hin, daß für den Gesamthandel der die Weltwirtschaft führenden Völker der Umsatz mit ihren Kolonien, Ausfuhr und Einfuhr zusammen gerechnet, im Vergleich zu den Handelsbeziehungen, die jene Nationen im gegenseitigen Wirtschaftsverkehr unterhielten, nur einen Bruchteil oder einen ganz geringfügigen Betrag ausmachten. Darauf ist zu erwidern, daß dieser Bruchteil, selbst von dem großen Kolonialhandel Englands abgesehen, doch auch bei den Kolonialvölkern zweiter Ordnung für ihre Gesamtwirtschaft sehr merklich ins Gewicht fällt. Welcher Wirtschaftspolitiker würde wohl auf den Gedanken kommen, es als bedeutungslos zu bezeichnen, wenn sich uns die Aussicht böte, durch geeignete Maßnahmen Beziehungen zu irgend einem auswärtigen Volke zu gewinnen, durch die unser jährlicher Handelsumsatz um viele hundert Millionen stiegen? Und wie nun, wenn dieses Volk mit uns einen Vertrag einginge, der es uns erlaubte, diese gegenseitigen Handelsbeziehungen in

jedem Stück nach unsern eigensten Wünschen und Bedürfnissen zu regen! Wir haben Eingangs davon gesprochen, welch eine Konsumkraft der südwestafrikanischen Kolonie nach dem vollständigen Ausbau der dortigen Farmwirtschaft voraussichtlich zu eigen sein wird. Das Beispiel der englischen Kolonialwirtschaft zeigt, daß der Handelsverkehr mit schwach bevölkerten, aber wohlhabenden weißen Ansiedlungskolonien verhältnismäßig viel stärker ist, als mit dicht bevölkerten Tropenländern, z. B. Indien. Auch von dieser Beobachtung her sind Einwendungen gegen die Zukunft unserer kolonialwirtschaftlichen Entwicklung gemacht werden. Man kann für die Gesamtzahl der Eingeborenen in unseren afrikanischen Kolonien gegenwärtig nur schwer bestimmte Ziffern angeben. Wenn wir für Ostfrika 6—7 Millionen, für Kamerun 3—4 Millionen und für Togo zwischen 1 und 2 Millionen Menschen annehmen, so wird das aber keine unvorsichtige Rechnung sein. Es ist ungefähr gleich unwahrscheinlich, daß es sich um weniger als 10, wie daß es sich um mehr als 15 Millionen handelt. Ohne alle Frage aber ist die vorhandene Zahl einer Vervielfachung fähig, und zwar nicht in dem Sinne, daß dabei Produktion und Konsum in ein ähnliches Verhältnis zu einander geraten, wie es z. B. in Indien der Fall ist. Dort existieren hunderte von Millionen Menschen in einer fast vollständig auf dem Naturalverbrauch ihrer eignen wirtschaftlichen Produktion gegründeten Lebensform, so daß jeder Einzelne nur mit einem ganz minimalen Betrage als Konsument für einzuführende Güter in Betracht kommt. Von den 400 Millionen Eingeborenen

im Britischen Indien leben sicher über 90 % in der Weise, daß sie ein kleines Fleckchen Ackerland mit Nahrungspflanzen bestellen und den Ertrag ihres Stückchen Ackers selbst verzehren. In den afrikanischen Kolonien wollen wir ja aber etwas ganz anderes ins Werk setzen. Wir wollen gar nicht hundert Millionen Neger dazu heranzüchten, damit jeder sein Stück Urwald oder Busch rodet, Hirse und Yams pflanzt und sich dann alle Tage das Jahr hindurch daran satt und zufrieden ißt. Wir wollen vielmehr, vom Standpunkt der Gesamtnation aus gesagt, in den Kolonien die Herstellung der Rohstoffe für unsere Industrie, soweit es angeht, in eigene Regie nehmen, anstatt sie freihändig auf dem Weltmarkt aufzukaufen. Der Neger, der sie für uns gewinnen soll, erhält seinen Lohn dafür so gut wie jeder andere fremde Produzent, nur mit dem Unterschied, daß wir es ihm gegenüber in viel höherem Grade als bei den Fremden in der Hand haben, ihn für die Befriedigung seines dem Lohn entsprechenden Konsum auf unseren eigenen nationalen Wirtschaftsbetrieb anzuweisen. Daher müssen wir es uns auch immer klar vor Augen halten, daß es sich bei allen Maßregeln zur Entwicklung der Eingeborenenproduktion in Afrika stets darum handelt, die Dinge so zu lenken, daß der Schwarze so wenig wie möglich Zeit und Arbeit für Gewinnung seines Natural-Lebensunterhalts aus der Bebauung von Grund und Boden aufzuwenden braucht, und soviel wie möglich davon für die uns erwünschten Produktionsarten übrig bleibt.

In dieser Beziehung handelt es sich bei der Okkupation und wirtschaftlichen Aufschließung der

afrikanischen Tropengebiete durch die europäischen Kolonialvölker überhaupt um ein in diesem Umfange neues Moment innerhalb der Weltwirtschaft. Der Bedarf der Industrie an Rohstoffen wird immer größer, und mit Ausnahme von Afrika entwickeln sich alle Gebiete, die als Lieferanten dafür in Betracht kommen, immer entschiedener zu politisch und wirtschaftlich selbständigen Größen. Afrika allein bietet denjenigen Völkern der Weltwirtschaft, die nicht, wie z. B. die Amerikaner, auf eigenem Grund und Boden alles erzeugen können, was ihre Industrie braucht, noch die Möglichkeit, auf dem eben angedeuteten Wege Erfolge in großem Stil zu erreichen. Aus keinem anderen Grunde haben sich die Engländer und Franzosen mit einer derartigen Energie auf die Okkupation möglichst großer Landflächen in Afrika geworfen. Halb instinktiv, und mehr von dem allgemeinen Wunsch getrieben, auch eine überseeische Machtsphäre zu erwerben, als von der Erkenntnis, daß es sich wirklich auch für uns um einen gewichtigen Faktor des wirtschaftlichen Seins oder Nichtseins handelt, haben wir uns an dem Wettlauf um afrikanischen Besitz beteiligt und haben dabei für unsere Verhältnisse immerhin noch leidlich abgeschnitten. Jetzt ist die Zeit da, wo die Erkenntnis kommt, was eigentlich jene afrikanischen Kolonien für uns bedeuten, welche Chance für unsere wirtschaftliche Zukunft sie uns bieten, und was geschehen muß, damit wir sie nicht als ein totes, sondern als ein werbendes Kapital besitzen.

Gebauer-Schwetschke Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a. S.


Princeton University Library
32101 073695841

